Aus meinem Leben.

Reiseskizzen, Aphorismen, Gedichte.

Erster Band.

Reiseskizzen I.

Zweite Auflage.



Leipzig.

Verlag von Duncker und Humblot.

1867.



Aus meinem Leben.

Erster Band.

Aus meinem Leben.

Reiseskizzen, Aphorismen, Gedichte.

Erster Band.

Reiseskizzen I.

Zweite Auflage.

Leipzig.
Verlag von Duncker und Humblot.
1867.



Inhalt.



I. Italien.

1851.



Rhede von Triest den 30. Juli 1851.

Um 7 Uhr schlug die Stunde der Erfüllung meines langersehnten Wunsches, einer Reise zur See. Ich stieß, begleitet von mehreren Bekannten, von Oesterreichs geliebtem Festlande ab: unwillkürlich ergriff mich dieser Augenblick, da es das erste Mal war, daß ich das Vaterland auf längere Zeit verließ, daß ich mich dem Meere auf eine längere Strecke anvertraute. Rasch durchschnitten wir die Fluthen, und schon gegen 1/4 8 Uhr bestiegen wir unter den Klängen der Volkshymne die Fregatte Novara, unseren zukünftigen schwimmenden Palast, dessen Name schon einem Oesterreicher von guter Vorbedeutung sein muß. Die Herren, welche uns begleitet hatten, nahmen Abschied, die Treppen wurden aufgezogen, die letzten Verbindungen mit dem Lande abgeschnitten; nur noch einige Zeilen, in der größten Eile in der Kajüte des Commandanten geschrieben, konnte ich an meine Aeltern abschicken. Es fing an zu dunkeln, und man bemühte sich.

den letzten Anker zu lichten; diese Arbeit war jedoch von sehr langer Dauer und große Anstrengung von Seite der Mannschaft nöthig, da eine neue französische Erfindung am Gangspiel die Bewegung erschwerte, und öfter ins Stocken brachte. Leider wurde bei dieser Gelegenheit ein Mann so stark an der Brust beschädigt, daß man ihn in das Spital bringen mußte. Die Dampf-Corvette Lucia hatte uns ins Schlepptau genommen, und um 9 Uhr setzten wir uns endlich in Bewegung. Ich ordnete meine Kajüte so gut es ging; sie ist geräumig, luftig und angenehm, und wäre hübsch zu nennen, wenn nicht nach unglücklichem Arsenals-Geschmacke die Farben der Möbel und Vorhänge in zu grellem Contraste ständen. Gegen 10 Uhr nahmen wir den Thee, worauf ich mich in eine Hängematte schwang, um die nächtliche Ruhe zu finden.

S. M. Fregatte Novara den 31. Juli 1851.

Heute Morgens hatte ich von 8 bis 12 Uhr meine erste Wache; die See war stark bewegt, das Schiff schaukelte bedeutend, und bald strömte ein heftiger andauernder Regen nieder. Meine Umgebung war im höchsten Grade leidend, auch war die Probe für den ersten Tag gleich ziemlich stark. Nach einiger Zeit war uns der Wind so entgegen, daß wir das Schlepptau vom Dampfschiffe lösen mußten, und gegen das Land zu laviren begannen. Wir hatten die Küste von

Istrien in Sicht, doch war es zu sehr umzogen, und das Wetter zu schlecht um interessante Einzelnheiten bemerken zu können.

S. M. Fregatte Novara den 1. August 1851.

In der Früh hatten wir den Monte Ossero und einige Inseln des Quarneros in Sicht; das Wetter war ziemlich schön und die See weniger bewegt. Trotzdem war Alles noch krank. Die Wache hatte ich von 8 Uhr bis Mitter-nacht, war zum Umfallen schläfrig, hatte zu enge Stiefel und müde Füße, so daß es mir manchen Augenblick der Ueberwindung kostete, bis zur Geisterstunde auszuharren. Der Horizont umwölkte sich, Wetterleuchten und Blitze ver-breiteten momentane Tageshelle über das Schiff. Da kein Gegenstand bis zum Horizont die Aussicht hinderte, und das Wasser das Licht reflectirte, so war das Auge manch-mal bis zum Schmerze geblendet. Solche Schauspiele auf großartiger weiter Bühne können nur dem Reisenden zur See zu Theil werden.

S. M. Fregatte Novara den 2. August 1851.

Die Küsten des neapolitanischen Königreiches mit dem Beginne der Abruzzen kamen in Sicht, und wir näherten

uns dem italienischen Strande bis auf 8 Seemeilen. Man konnte das kleine Städtchen Viesti mit freiem Auge unterscheiden. Das Land scheint sehr gebirgig, ziemlich stark bewaldet, und von gelben Erdstreifen durchzogen. Die Stadt ist von gar keiner Bedeutung, und liegt auf einem dieser gelben Hügel. Auf nicht sehr große Distanzen befinden sich alte Thürme, wie sie längs der ganzen Küste fortlaufen, und gegen die einstigen Invasionen der Türken gebaut worden sind. Vor Viesti begegneten wir vielen neapolitanischen Fischerbarken, mit eigenthümlichen Segeln. Die Sonnengluth erinnerte uns, daß wir in südliche Regionen eingegangen waren. Im Anblicke des Meeres, welches sich tiefblau und unendlich vor mir ausbreitete, versunken fand ich schöne Erinnerungen einer glücklichen Zeit, Erinnerungen an die herrliche fröhliche Reise im Oriente.

S. M. Fregatte Novara den 3. August 1851.

Was die Natur vermag, mit welchen Kräften sie schalten und walten kann, wie die Wässer tanzen, wie Luft und Wolken streiten, das kann man nur auf den Alpen mit dem schauerlichen Felsensee, oder auf des Meeres weitem, unendlichen Plane sehen. Da fühlt die erschütterte Seele, wie klein und nichtig der Mensch ist; und doch wächst ihm der Muth und der Stolz, wenn er bedenkt, daß es sein Geist ist, der die Fluthenberge durchkreuzt, der den Blitz des Him-

mels zu lenken weiß. Einen solchen, Herz und Seele ergreifenden Augenblick erlebten wir diese Nacht, und freuten uns desselben. Es war ein ungeheurer Kampf in den Elementen; die Blitze leuchteten greller als der Tag, der Donner krachte in kurzen Stößen lauter wie der Schall des mächtigsten Geschützes, und kurze heftige Windstöße pfiffen grell dazwischen; der Regen fluthete vom Himmel. Ich stand gegen 4 Uhr auf, warf meine Kleider in Schnelligkeit um, und stieg einen Augenblick auf das Verdeck, um das ungewohnte Schauspiel zu genießen. Die auf 10 Uhr bestimmte Messe konnte nicht stattfinden, da der Schiffscaplan unpäßlich, und die Bewegung zu stark war. Es war jedoch Revue und, wie immer zwischen 10 und 11 Uhr, Musik. Die neapolitanische Küste kam wieder in Sicht, wir näherten uns dem Lande auf ungefähr 2 Seemeilen, so daß wir Stadt und Cap Otranto recht gut unterscheiden konnten; beides bietet nichts Außerordentliches. Ueberall sieht man die früher erwähnten Thürme; das Land ist wüst erdfarb; wir hoffen, daß die jenseitige, so viel gepriesene Küste anziehender sein wird, sonst bleibt der Sieg der Schönheit dem alten inniggeliebten großen Hellas, und schwerlich wird Neapels allgepriesener Strand den herrlichen Golfen von Patras und Lepanto gleichkommen. Die nächste Zukunft wird es mir offenbaren, und ich bin begierig auf meinen eigenen Richterspruch. Gegen die Neige des Tages fuhren wir bei dem Cap Santa Maria de Leucca vorbei, auf welchem eine

Wallfahrtskirche steht. Bei der Abendbeleuchtung erschien diese Gegend etwas vortheilhafter, die Sonne verschwand rein und klar im Meere, und bot ein herrliches Schauspiel dar. In der Abenddämmerung war südliche Gluth, südliche Färbung, und das that meinem Herzen wohl.

S. M. Fregatte Novara den 4. August 1851.

Ich stand um 3 Uhr auf, da meine heutige Wache von 4 bis 8 Uhr statthatte. Das Glück wollte, daß ich gleich bei meiner ersten matutina den herrlichsten Sonnenaufgang genießen konnte.

Der Tag brachte uns die Küste von Calabrien. Felsigkahle malerische Höhen, wie sie der Süden bietet, es der Farbenpracht der Sonne überlassend, sie zu zauberhaft poetischen Bildern umzuschaffen. Die Fregatte war leider zu weit vom Lande, als daß man die näheren Eigenthümlichkeiten hätte unterscheiden können. Wir saßen ganz gemüthlich beim Gabelfrühstück, als uns plötzlich um ½12 Uhr ein Schlag in's Wasser und das Aufspritzen des Schaumes an den Wanden des Schiffes erschreckte. Wir ahnten ein Unglück, und stürzten auf das Verdeck; da scholl der schreckliche Ruf: „Un uomo è caduto in aqua!“ Alles gerieth in wirre Bewegung. Ich stürzte auf das Hintercastell, und sah das jammervoll ergreifende Bild, wie der arme Matrose,

welcher von der schwindelnden Höhe der Mars-Raa herunter gestürzt war, mit den Wellen kämpfte, um sich dem Schiffe zu nähern, von demselben aber immer mehr und mehr getrennt wurde. Das Schlepptau wurde herunter gelassen, die Segel gegengepraßt, und ein Boot mit größtmöglichster Eile in die Fluthen gesendet; das salva uomini hatte fehlgeschlagen, nur der Beleuchtungs-Apparat war losgegangen, und rauchte und dampfte am Hintertheil des Schiffes. Es waren Augenblicke der fürchterlichsten Pein, Augenblicke des Entsetzens; immer frug man sich, wird es der arme Mensch aushalten, wird er die Kraft haben, mit den Fluthen zu kämpfen? Da begann endlich das Boot zu rudern, immer näher und näher kam es dem Unglücklichen, endlich sah man, wie er die Seite des Bootes erfaßte und, Gott sei Dank, gerettet war. Man brachte ihn in's Spital, er war bei sich, und ohne wesentlichen Schaden davon gekommen.

Den heutigen Tag erwartete man den Anblick des alten Aetna, wie den eines Messias; man spähte, man suchte, man muthmaßte, doch vergebens; der feierliche Greis wollte sich nicht zeigen, oder war vielmehr noch ganz aus unserem Sehkreise.

S. M. Fregatte Novara den 5. August 1851.

Von 4 bis 8 Uhr hatte ich meine Wache; es waren wohl vier der interessantesten Stunden, in denen ein bedeutender, ein wichtiger Theil der Weltgeschichte in Bildern an

mir vorüber rauschte; da ragte der alte Aetna aus den Morgendünsten, der Zeuge so vieler dahin geschwundener Zeiten, der Zeuge so mancher enttäuschter Völkergelüste, so manches Erschlaffens kerniger Nationen; da glühten in blutgefärbter Dämmerung die Gebirge Siciliens, an deren Fuße so manches mörderische Völkerverbrechen begangen werden konnte. Plötzlich blitzt es auf den Bergen Calabriens; Italiens heiße Sonne, diese Giftmischerin sicilianischen Blutes, trifft mit ihren tausend Pfeilen das stolze Messina, dessen Thürme, Paläste und Zwingplätze nun hell aus dem Grün üppiger Gärten erglänzen. Es ist dasselbe Messina, welches die schlauen unruhigen Köpfe Griechenlands gründeten; in welchem der Dichter die Schwesterbraut über zwei geliebte Leichen weinen läßt; in welchem der Dolchstich in ein französisches Herz das Zeichen zur sicilianischen Vesper geben konnte; in welchem in unserem Jahrzehend noch blutiger Kampf zwischen Herrscher und Volk gedämpft wurde. Doch sprach auch Gott über diese Stadt sein Gericht, und noch stehen die Paläste Messinas als Zeugen dieses Richterspruches da, indem sich seit dem furchtbaren Erdbeben nur mehr ein Stockwerk auf den schönsten derselben erhalten hat; an der Stelle der geschwundenen Prachträume erheben sich jetzt die Dächer.

Die Sonne siegte über die Nacht und zertheilte die dunklen Dünste; in heller Pracht stand der Pharo vor unsern entzückten Blicken. Nun trennten sich im Tageslichte auch die Contouren des Festlandes, und am Fuße der calabrischen

Gebirge, von dem blauen Meere benetzt, erschien die liebliche Stadt Reggio, vom Grün der südlichen Vegetation umflossen. Stolz winkten die Palmen, einladend lächelten die Reben und Citronen, und erquickend brachte uns die leichte, bewegte Luft den Balsam der südlichen Kräuter. An beiden Ufern zeigten sich im Hintergrunde die vulkanischen Gebirge in den malerischen, scharf begrenzten Formen. Die Farbentöne waren so glühend, wie es das südliche Herz und Auge verlangt, und wie es die Seele der nordischen Männer erwärmt. Wir schwammen ruhig durch die azurnen Fluthen, und hielten die Perspective in steter Thätigkeit, da es uns leider nicht vergönnt war, den Fuß auf diesen classischen Boden zu setzen. Messina zeigte sich immer schärfer, man konnte die Paläste, Forts und Kirchen mit bewaffnetem Auge so deutlich unterscheiden, daß ich selbst auf einem langen, am Meergestade befindlichen Gebäude die Aufschrift: „Palazza di città“ lesen konnte. Was wir Deutsche in unserer Demuth mit dem Worte Haus bezeichnen, dem giebt der bombastische Italiener gleich den Titel eines Palastes. Unter den Gebäuden fiel uns am meisten ein Kirchthurm mit aufwärts steigenden schneckenförmigen Arcaden oder Fenstern auf. Die Stadt ist groß und durch ihre üppigen Gärten geschmückt. Die Gegend lag, ein herrliches Panorama, vor uns. Alles im Einklange in stiller weihevoller Morgenruhe; selbst der Aetna athmete nur leise, nur wie ein Hauch stiegen die Dünste aus seinem Krater. — Die Ufer fingen nun an sich zu verengen, wir kamen zu

einem neuen Schauplatze geschichtlicher Begebnisse, wir nahten der vielbesungenen Enge von Scylla und Charybdis. Der Schauer, der durch die Gesänge Homer's weht, das Entsetzen, welches uns der Taucher Schiller's zeigt, verschwanden vor der Wirklichkeit. Weithin streckt sich eine kahle Erdzunge mit einer ziemlich bedeutenden Ortschaft, und einem massiven, wenn auch nicht hohen Leuchtthurme; am Ende dieses Vorsprunges ist die Charybdis, und ihr vor uns friedlich verschlossener Rachen. Auf der andern Seite heben sich am Fuße der Gebirge aus dem Meere die Zähne eines schwarzen Felsens mit einer Burg auf seiner Spitze, welche eine Brücke mit dem Festlande verbindet; dies ist die höchst pittoreske Scylla. Ruhig und ohne einheimischen Lootsen fuhren wir durch die nicht sehr bedeutende Fluthenenge, in welcher einst Odysseus zitterte, und welche dem zarten Edelknaben das Leben raubte. Von Brausen, Zischen und Heulen konnte mein Ohr leider gar nichts wahrnehmen, auch scheint sich die holde Königstochter nicht mehr über die Höhe zu beugen, um die Spuren des kühnen Schwimmers zu erforschen.

Wir befanden uns nun wieder auf hoher See, begeistert von dem leider nur zu kurzen Anblicke der schönen Küste, den wir genossen hatten. Ich zog mein Büchlein aus dem Schranke und las:

„Kennst du das Land, wo die Citronen blüh'n?"

So herrlich auch die Ansicht von Messina ist, so sind doch die

Golfe von Patras und Lepanto noch herrlicher. — Zu unserer Linken erblickten wir nun die Inseln Vulcano, Lipari und Panaria, und vor uns zeigte sich der Stromboli, lauter vulcanische Gebilde, was man schon aus ihren Formen entnehmen kann. Vulcanos Lebensfeuer ist seit einigen Jahren erloschen, aber Stromboli raucht und speiet noch, daß es eine Freude ist. Keine dieser Inseln hat einen bedeutenden Umfang, dagegen erreicht der Stromboli die Höhe von 2000 Fuß, und hat mit einem an der Spitze eingedrückten Zuckerhute viele Aehnlichkeit; die Abdachung desselben geht jäh in die Fluthen, und nur einige Fischer finden an diesem Puncte ihre Unterkunft. Nachdem wir den Pharo einige Meilen hinter uns hatten, ließ unser Commandant durch Signale den Commandanten der Lucia rufen; dieser theilte das Gabelfrühstück mit uns, worauf er Abschied nahm, auf sein Schiff zurückkehrte, einige sehr geglückte Wendungen mit dem Dampfer machte, die Leute auf die Raaen steigen, und eilf Hurrah's ausbringen ließ. Hierauf wendete er sich gegen den Pharo und steuerte von dannen. Er fährt nach Triest zurück, wohin er in 5 bis 6 Tagen zu kommen gedenkt. Wie langsam ging nun unsere Fahrt, seit die Kraft des Dampfers uns nicht mehr zog. Gegen Abend konnten wir das Rauchen des Stromboli deutlich wahrnehmen, doch ist dies Phänomen nicht interessant; leider waren auch keine Spuren des Feuers zu entdecken; hoffentlich wird sich der Vesuv uns zu Ehren besser, als seine zwei Brüder aufführen.

S. M. Fregatte Novara den 6. August 1851.

Das Wetter ist schön, die See ruhig, doch waren wir unangenehm überrascht, als wir beim Hinaufsteigen auf das Verdeck noch immer den Stromboli in unserer Nähe sahen, da wir uns während der Nacht kaum von der Stelle gerührt hatten. Im Laufe des Vormittags sahen wir die Küste von Policastro.

Ich hatte meine Wache von 6 bis 8 Uhr Abends. Der Sonnenuntergang war herrlich gewesen; prachtvoll senkte sich der Feuerball, von goldener Gluth umwallt, in die stille See; die Gebirge von Salerno zeichneten sich scharf in grauen Massen, gleich Kleinasiens Höhen; von schweren Wolken theilweise umhüllt, zeigten sich die Berge von Policastro. So poetisch dieser Anblick war, so traurig war er für den Seemann, denn die Windstille hatte ihre bleiernen Flügel über uns gelegt, und unser Schiff lag auf der glatten See in eine Insel verwandelt. Kaum war das Gold auf den Wässern gegen Westen verblichen, so waren die Fluthen vom Monde in Silber getaucht. Der Mond ist im Wachsen, und wird sich gerade während unseres Aufenthaltes in Neapel füllen.

S. M. Fregatte Novara den 7. August 1851.

Wie wenig wir während der Nacht vorwärts kamen, läßt sich daraus ersehen, daß sich uns gegen 10 Uhr, als sich

die Luft klärte, der Stromboli abermals zeigte, doch diesmal belohnten uns wenigstens aus seinem Krater aufsteigende Rauchwolken. Ich verzieh ihm daher seine Nähe, und versuchte ihn sogar abzuconterfeien; er schien in sehr starker Bewegung, da die Rauchwolken zunahmen, und einen immer dichteren Baldachin über seinem Haupte bildeten. Auch von der kleineren Inselzahl, welche sich außer dem Pharo von Messina befindet, konnte man zwei Spitzen sehen. Im Laufe des Vormittags nahm der Wind etwas zu, so daß ich schon um $^{1}/_{2}4$ Uhr abermals einen dieser unruhigen Burschen erblickte, nämlich den Vesuv.

S. M. Fregatte Novara den 8. August 1851.

Wie die Griechen vor Troja lagerten, so liegen wir vor dem Eingange von Neapel. Alle Tage glaubt man es zu erreichen, doch nimmer weht ein günstiger Wind; das Meer ist heute Vormittag wie ein Spiegel, und wir befinden uns erst auf der Höhe von Nicosa. Man sieht das Ufer ziemlich deutlich, und kann einen kleinen Ort auf einer Anhöhe, vermuthlich die Stadt Nicosa, entdecken. Die Gebirge sind sehr hoch, und fallen schroff in die See ab; sie scheinen aber kahl, und haben keine besonders ausgezeichneten Formen. Die Hitze war den Tag über drückend.

S. M. Fregatte Novara den 9. August 1851.

Um $^1/_2$8 Uhr früh ward ich geweckt, um die herrlichen pittoresken Formen der Insel Capri zu bewundern. Stolz hob sich diese Felsenburg aus den Salzfluthen, und zeichnete sich in eckigen, romantischen Linien in der südlichen Luft.

Vor dem Hauptufer erheben sich wie die Vorwerke einer Festung thurmartige Felsenriffe, deren einer durchbrochen ist, und ein natürliches Wasserthor bildet. Die Insel scheint, so felsig sie ist, ziemlich belebt und sehr fruchtbar; auch ist sie der Geburtsort des weitgerühmten Capri-Weines. Von welcher Seite wir sie auch, durch den Lauf unseres Schiffes begünstigt, zu sehen Gelegenheit hatten, immer war sie malerisch, immer von edler Gestaltung. Bald erhoben sich bewachsene schiefe Ebenen, bald stürzten Felswände schroff in die Fluthen, bald zeigten sich auf den Höhen burgartige Gebilde, überall reizende Abwechslung.

Kaum freuten wir uns dieses Anblicks, als sich schon die Inseln Ischia und Procida zeigten, lauter felsige und doch begrünte romantische Eilande. Wir begannen nun unsere Einfahrt in den Golf vom weltberühmten Neapel. Der Tag war leider nicht sehr rein, doch langsam entrollte sich das Panorama vor unseren Blicken; es bildeten sich Berge, es zeigten sich Häusermassen, man kam näher, einzelne Farben trennten sich vom allgemeinen Ton; einzelne Häuserformen traten hervor; man fragte und deutete die hervorragenden Puncte;

bewaffnete sich mit Ferngläsern; mit einem Worte, es entstand die innere Unruhe und das Getriebe, das immer stattfindet, wenn man sich einem merkwürdigen, nie gesehenen Orte naht. Bei mir aber entwickelte sich ein gewisses Gefühl von Trotz; man hatte während meiner Reise nach Griechenland so oft Neapel dem vorgezogen, was dort mein Auge entzückte. Ein Mitreisender hatte es so oft über Alles gesetzt, was ich gesehen, daß ich mich entschlossen hatte, mir es nicht absonderlich gefallen zu lassen. Wie man nun nach solchen Vorsätzen gleich nach dem ersten Scheine urtheilt, so fand ich die Stadt zu klein, die Höhen hinter derselben zu niedrig, hätte sie lieber an den Fuß des von Wolken dichtbedeckten Vesuv gesehen, und hätte überhaupt gern allerlei daran gebessert. Der Tag war wie gesagt unrein, die Höhen zeichneten sich nicht in voller Schärfe, die Farben belebte kein südlicher Glanz, Himmel und Meer hatten nicht jenes tiefe über Alles schöne Blau, das man nie vergißt, wenn man es einmal gesehen hat. Wir kamen immer näher, man konnte schon das Castell St. Elmo, das Castell Uovo, die Villa reale und andere ausgeichnete Punkte unterscheiden. Noch immer wollte ich keinen rechten Geschmack an der Stadt finden. Mir gefiel die Seite nach dem Vesuv, und weiter gegen Castellamare und Sorrento weit besser; da waren große Berge, ein grünes, üppiges Land; da erschien mir die Gegend pittoresk. Jetzt drehte sich die Fregatte um das in die Fluthen vorlaufende Castell Uovo; der königliche Palast mit seinen massiven For-

men, seiner grünen Terrasse und seiner majestätischen Lage erschien, es reihte sich Haus an Haus, es wölbten sich Kuppeln, es lösten sich Paläste los, und ich begann zu fühlen, daß Neapel eine große Stadt, und daß sie schön sei. Wir warfen Anker, und erwarteten mit Sehnsucht die pratica, welche uns die Erlaubniß geben sollte, an das Land zu stoßen. Doch dauerte es noch lange, ehe es uns so gut ward. Wir hatten keinen Gesundheitsbrief von Triest, und die hochgelehrten Behörden von Neapel wollten uns ohne denselben nicht ans Land lassen, so daß wir von 1 bis 5 Uhr warten mußten. Das Wetter heiterte sich auf, und bald fing das Panorama an, sich immer mehr und mehr zu entwickeln. Rechts erhob sich am Ufer des Meeres der stolze Vesuv mit seinen dunkeln Geheimnissen, zu seinen Füßen das Städtchen Portici; dem Vesuv zur Rechten erstreckte sich eine formenreiche Gebirgskette bis gegenüber von Capri; in den vielfachen Einbügen derselben erglänzten aus Orangenwäldchen Castellamare mit seinem hochgelegenen Königsschlosse „quì si sana", Sorrento mit seinem vom Dichter geheiligten Namen, und das Städtchen Massa. Zur Linken des Feuerberges, den noch eine kleine Kappe deckte, breitet sich eine weite fruchtbare Ebene bis zur Stadt, welche sich an ein niederes, von Gärten umsponnenes Gebirge lehnt. Doch trotz der Länge dieser Ebene ist die Häuserreihe zwischen Portici und Neapel kaum unterbrochen. In Neapels Häusermassen ist Bewegung, man sieht nicht die regelmäßigen, langweiligen Linien der neuen

Städte. Als Hauptpunkte treten hervor: der massive königliche Palast mit seiner pittoresk heiteren Ziegelfarbe und seinen schönen Orangenlauben, welche sich in luftiger Höhe wie die Gärten der Semiramis wölben. Das Castell St. Elmo, welches eine Anhöhe im Mittelpunkte der Stadt mit seiner Häuserpyramide krönt; das Castell Uovo, welches sich zur Linken des Palastes als Vorwerk aus den Fluthen des Meeres erhebt, und nur durch eine Brücke mit der Stadt verbunden ist; das Castell Nuovo mit der grauen Burg der Anjou's, dem einstigen Residenzschlosse Neapels; der massive echt italienische Palast Capo di Monte, welcher sich zwischen den mannigfaltigsten Villen und Gärten auf den die Stadt dominirenden Höhen erhebt, und von Carl III. den neapolitanischen Königen als Sommer-Residenz erbaut wurde. Außerdem zeigen sich zwischen der Häusermenge die Kuppeln der Kirchen, welche mit glasirten Ziegeln gedeckt sind, und in der Sonne weithin erglänzen, und der hohe Thurm, welcher sich bei dem Castell del Carmine in die Lüfte erhebt. An dem Punkte, auf welchem wir ankerten, deckte das Castell Uovo die langen Alleen der Villa reale und die hinter derselben befindliche Straße und Häuserreihe, Chiaja genannt, welche den Neapolitanern als Corso dient. Unmittelbar hinter dem ebengenannten Castell erhebt sich auf einer in das Meer gebauten Terrasse ein kleiner königlicher Palast, Chiatamone genannt, aus dessen Garten ein schönes dichtes Bouquet von Bäumen das Auge erfrischt. Links von der Stadt umfaßt das Meer eben-

falls ein weiter Halbbogen, gleich dem zur Rechten, von dessen terrassenartigen Tuffsteinhöhen lange Reihen von Villen herabschimmern. Am Ende dieses eigenthümlichen Gebirges, durch welches die berühmte Grotte des Posilippo gebrochen ist, zeigt sich der Hafen von Puzzuoli, mit seinem durch ein Schloß gekrönten Fort, und die Veste von Baja; hieran reihen sich die Inseln von Procida und Ischia, und schließen dieses merkwürdige Panorama. Während wir dies Alles mit Neugierde anstaunten, bekamen wir einen kleinen Vorgeschmack des eigenthümlichen neapolitanischen Lebens. Auf mehreren Barken und Segelschiffen, welche, mit Menschen überfüllt, durch die schäumende See an uns vorbeischossen, sahen wir schon Lazaroni und Fischer mit ihren braunen lebhaften Gesichtern, mit ihren rothen überhängenden Kappen, und dem Costüme, welches sich dem Naturzustande so sehr nähert. Einer derselben wechselte ganz ungenirt Angesichts der Fregatte und umringt von Reisegefährten sein Hemd. Nach einiger Zeit näherte sich eine Barke unserem Schiffe; es war unser Gesandter Feldmarschall-Lieutenant Martini welcher jedoch nur von seinem Boote aus ein Gespräch mit unserem Commandanten führte, und hierauf der noch nicht erlangten pratica wegen sich an das Land zurückbegab, um uns daselbst zu erwarten. Ich preßte mich bei der glühendsten Hitze in meine Parade-Uniform, und konnte endlich gegen 5 Uhr in die Barke steigen, um an das Land zu stoßen. Während wir gegen den Quai von Santa Lucia steuerten,

welcher sich zwischen Castell Novo und dem königlichen Palaste befindet, grüßte unsere Fregatte mit 21 Schüssen, welcher Donnergruß von einer Landbatterie erwiedert wurde. Je näher wir kamen, desto mehr fingen wir an, die Eigenthümlichkeiten der Stadt zu erkennen. Die Häuser sind dicht an einander gebaut, sehr eng und hoch, einzelne haben nur ein Fenster in der Breite; die Dächer sind terrassenförmig, und fast jedes Fenster ist mit einem kleinen eisernen Balcon versehen; und was da nicht Alles auf dem Balcon hängt und steht, was da nicht Alles Ergötzliches und Unergötzliches herunter weht! Die Balcone sind ein Hauptbestandtheil im südlichen Leben, das sieht man ihnen hier in Neapel gleich an; da wehen Betttücher und Fächer herab, da blühen Blumen und Mönche, Alles im italienischen sans gêne.

Wir sprangen am Quai nach 9 Wassertagen an's Land, und waren wie mit einem Zauberschlage in eine andere Welt versetzt, eine so wirre Welt, daß unsere Köpfe lange Zeit brauchten, bis sie sich in derselben zurecht fanden. Der erste Schritt auf Neapels Festland, und schon waren wir von den Repräsentanten des Volkslebens umlagert; hier standen zwei Kapuziner an der Straße, die Zwickbrille auf die ernste Nase gesetzt, um die neuen Ankömmlinge mit verschärftem Auge zu prüfen; dort wogte ein schwarzes dreizackiges Abbate-Dach durch die lärmende, schreiende Menge; dann drängte sich das Lazaroni-Heer heran, den blöden Reisenden im Triumphe umringend. Das war ein Leben, ein Sausen und

Brausen, wie es das deutsche Ohr nicht gewohnt ist. Die Köpfe fingen uns an zu wirbeln und wie ward erst dieser Rausch von Eindrücken erhöht, als wir uns mit dem Gesandten in einen Batard setzten, um durch die berühmte Toledo, die Pulsader Neapels, zu fahren. Bei uns hätte man dieses Getreibe für eine Volksbewegung, allenfalls für einen Mummenschanz im Carneval gehalten, und hier war es nur der Alletagsanstrich. Ich war so überrascht, so erstaunt, daß nur wenige Figuren aus diesem bunten Durcheinander sich in meinem Gedächtnisse bleibend aufzeichneten. Das Volk lebt; es ist nicht abgestorben und zurückgezogen, wie in so mancher andern Stadt; Alles was es beginnt, geschieht vor fremden Augen, denn sein Treiben ist auf der Gasse, und dies ist ein Hauptreiz, eine Hauptunterhaltung für den neuangekommenen Beobachter. Alle Kaufläden sind frei und offen, die Eßwaaren sind mitten in der Stadt aufgethürmt; unter den schönsten südlichen Früchten spielen Schweine, Schafe, Hunde und Kinder, welche mitunter im gänzlichsten Naturzustande sind; keck gehen die letzteren in ihren adamitischen Costümen zwischen den Maccaroni-Buden und Garküchen als echte Murillos auf und ab, und erschnappen die Mahlzeit wo sie nur können, sollten sie sie auch im Kothe finden. Fast an jeder Straßenecke sieht man hölzerne buntgemalte Kisten, auf denen sich ein mit Orangen und Laub gezierter Säulenbogen erhebt, an dem das Bild einer Madonna prangt; hinter diesen Säulen bewegen sich lange Fäßchen, je nach dem Gebrauche horizontal

oder vertical; es entströmt denselben frisches Wasser, und die Männer, welche diese einfache Maschinerie in Bewegung setzen, sind die berühmten „Aqua juoli". — Auch die Volks-Equipagen gehören unter das Bemerkenswerthe Neapels; es sind meist zweirädrige Karren, mit einem, zwei, auch manchmal drei Pferden bespannt; die Pferde haben an einem Ohr einen spitzen Federbusch und ein mit Messing beschlagenes bizarres, oft mit Schellen versehenes Geschirr; unmittelbar hinter den Pferden sitzt der Lenker; zwischen den Rädern erhebt sich ein Sitz für zwei bis drei Personen, und dennoch wissen es die Neapolitaner so einzurichten, daß zwölf bis vierzehn Personen, auf einem so engen Raume stehend, schwebend und sitzend, von einem kleinen Pferde im Trabe gezogen werden. — Die berühmte Toledo ist keineswegs schön zu nennen: Häuser und die Gasse selbst sind in der grandiosesten Unordnung, und mit malerisch-poetischem Schmutze bedeckt. In der halben Länge dieser, die ganze Stadt durchschneidenden Straße befindet sich ein schöner, wenn auch nicht großer Platz, largo del mercatello genannt, dessen eine Seite von einem halbmondförmigen, den Jesuiten gehörenden Gebäude geschlossen ist; der Styl desselben läßt die Eigenthümer erkennen. Der Weg hebt sich gegen die Anhöhe, und wir kamen über eine schöne gewölbte Brücke in das Bereich der Gärten; kaum war die innere Stadt verlassen, so war der Weg schon von Alleen beschattet, welche ein Hauptschmuck Neapels sind, und dem Auge Frische und Labung gewähren; durch einige

Schlangenwindungen kamen wir zu einem eisernen mit Wachen versehenen Gitter, und befanden uns vor dem herrlichen Palaste Capo di monte. Derselbe ist kolossal, wie alle Bauten im italienischen Style des vergangenen Jahrhunderts; Säulen und Fensterbögen sind aus grauen mächtigen Steinen gehauen; aus demselben Materiale sind hohe und breite Thorhallen an den Façaden des Palastes. Die Pfeiler derselben tragen im Inneren den Hauptheil des Gebäudes, und bilden Höfe und große luftige Corridore, in welchen man mit Wagen bequem fahren kann. Das Gemäuer besteht aus nackten Ziegeln, deren Farbe einen guten Gegensatz zum Grau bildet. Das Schloß ist mit einem Garten im englischen Style umgeben, dessen ziemlich große Grasplätze jetzt durch ihre Dürre einen unangenehmen Eindruck machen. Als Ersatz sieht man kleine Palmen und reich blühende Oleanderbüsche.

Ich fuhr in eine der schönen luftigen Arcaden des Palastes ein, und stattete meiner Tante Clementine einen Besuch ab; sie empfing mich in tiefer Trauer um ihren Mann, den Prinzen von Salerno, welcher vor mehreren Monaten gestorben ist. Ich fand sie in Gesellschaft ihrer Tochter Aumale. Man sprach viel von den Wiener Verwandten und der guten alten Zeit! Die Zimmer, in welchen ich meine Tante fand, sind von außerordentlicher Größe mit thorartigen Thüren und Fenstern, krebsrothem Ziegelboden und magerer Möblirung, eine echt italienische Einrichtung.

Ich machte noch dem Grafen Aquila meine Aufwartung; er wohnt in einem neben dem Palaste gelegenen Hause, doch fand ich weder ihn noch seinen Bruder Trapani, der im Palaste residirt. Wir machten noch einen kleinen Gang durch den Park, welcher hinter dem Schlosse eine große Ausdehnung hat; er ist im alt-italienischen Style, von breiten geraden Alleen durchschnitten, welche nicht wie in den französischen Gärten steife Wände bilden, sondern sich zu regelmäßigen Laubengängen wölben. Er ist reich an Bäumen, die fast alle von buschigem Epheu umrankt sind. Die Anlagen sind halb ungebunden wild, halb in gerader künstlicher Ordnung, was ihnen einen eigenthümlichen Reiz giebt, und sie mit dem Charakter der Italiener, ihren Schöpfern, vergleichen läßt; das Auge verfolgt gern die langen sich häufig kreuzenden Baumgänge, unter deren dunklem Grün man vor der glühenden Sonnenhitze Schutz findet. Dieser schöne Park, mit Hasen und Fasanen gefüllt, dient nur zum königlichen Jagdvergnügen, und wenig Bevorzugten ist der Eintritt gestattet. Den Rückweg in die Stadt nahmen wir durch die berühmten „ponti rossi“. Die Straße führt auf der Höhe von Capo di monte gegen die Ebene, welche zwischen dem Vesuv und der Stadt ist, hinab; ein Garten reiht sich an den andern, geschmückt von Pinien seltener Größe und zahllosen Weingewinden, und die Durchblicke, welche man von der Fahr-Allee aus genießt, sind herrlich; die Sonne war gerade im Sinken, das Wetter hatte sich aufgeheitert,

und Neapel und seine Umgebung zeigten, welchen Zauber sie auf das Herz des Fremden ausüben können; auch über das Meinige war der Sieg errungen. Im Hintergrunde hob sich mächtig der Vesuv, zu seinen Füßen breitete sich die fruchtbare Ebene weit zu den Gebirgen von Caserta aus; zu unseren Rechten lag am Abhange die Stadt, deren weite Ausdehnung man erst jetzt erkennen konnte; vor und hinter uns wucherte Alles in südlicher Vegetation, im blauen Halbdunkel zeichneten sich in der Ferne die Gebirgsketten von Sorrento und Massa und vor ihnen der weite Golf. Der Weg, auf dem wir fuhren, heißt „Strada dei ponti rossi“ nach zwei aus altrömischen rothen Ziegeln erbauten Aquäducten, unter welchen die Fahrstraße durchläuft. Aber nicht diese Alterthümer sind es, welche diesen Weg so berühmt machen, sondern die herrlichen, einzig schönen Aussichtspunkte, welche sich von demselben aus dem Blicke darbieten. Ich war bekehrt, und zähle mich nunmehr zu den Bewunderern der sinnenumstrickenden Parthenope; so schön Hellas ist, so herrlich der Golf von Lepanto sich ausbreitet, so fehlt diesen Gegenden doch der volle Zauber der grünen Vegetation und die rege immer neue Staffage. Von der Höhe herunter gekommen, gelangt man durch die Strada foria wieder in die Stadt. Das erste ungeheure Gebäude, das dem Blicke auffällt, ist das große Armenhaus mit einer massiven prachtvollen Façade, reale albergo dei poveri genannt, welches Carl III. bauen ließ. Alles was Großes in Neapel und

seinen Umgebungen geschaffen worden ist, rührt von diesem Könige her. Er begann seine Schöpfungen als Beherrscher von Neapel, und ließ dieselben für seinen Sohn beenden, als ihm als König von Spanien die Mittel jenes Landes zu Gebote standen.

Kaum in der Stadt angelangt, zeigten sich uns wieder neue Lebensbilder. Wir begegneten eleganten Fourgons mit einem Kaleschdache, welche im Trabe die Straße entlang gegen das Land zu fuhren; die Fracht aber, die sie führen, sind Todte, die nach ihrem Dahinscheiden, neapolitanischer Sitte gemäß von ihren Verwandten verlassen, zum campo santo gebracht werden. Einen dieser Wagen umgaben auf frei an der Außenseite angebrachten Sitzen kleine als Cherub gekleidete Knaben mit brennenden Fackeln. Auch einer der berühmten neapolitanischen Brüderschaften begegneten wir; es war ein ziemlich langer Zug von schneeweißen Gestalten, welche zwei und zwei hinter einem vorausgetragenen Crucifixe und einem Geistlichen dahergingen. Der ganze Körper dieser geisterähnlichen Brüder war verhüllt, und nur die Augen blitzten durch weiße Lappen, welche ihnen von der spitzen Kapuze über das Gesicht herunterhingen. Jeder Stand errichtet eine solche Brüderschaft, welche auf gemeine Unkosten ihre Kranken pflegt, und den Dahingeschiedenen die letzte Ehre erweis't. Merkwürdig war uns auch in dieser Straße der Anblick von kleinen Brücken im Trockenen; dieselben sind für den Fall eines Regens errichtet, der hier oft

so heftig fällt, daß er die ganze Straße in einen Gießbach verwandelt. Der Neapolitaner hilft einem solchen Uebel nicht an der Wurzel ab; er erbaut sich lieber höchst komischer Weise für den Fall der Noth diese auffallenden Communications-Mittel. Wir mündeten nun in die Toledo bei der Ecke des reale museo borbonico ein. Dies letztere ist ein großartiges, wahrhaft majestätisches Gebäude, ebenfalls aus grauen Steinen und nackten Ziegelmauern im alt-italienischen Style errichtet; es dient zur Aufbewahrung der antiken und neueren Kunstschätze des Königreiches.

Der Abend war herangerückt, und mit ihm die Lebhaftigkeit auf den Straßen verdoppelt. Hatte man früher die niederen Classen gesehen, so konnte man jetzt auch das Gewühl der Reicheren betrachten, welche sich nach der unumgänglichen Siesta auf die Straße drängen, um die frischere Luft einzuathmen. Bei dem Theile der Toledo, welcher sich außerhalb des largo del mercatello befindet, war Wagen an Wagen gedrängt. Im lebensreichen Wien hätte man diesen wirren Equipagen-Knäuel für eine durch ein Unglück hervorgebrachte Stockung betrachtet, oder man würde ein solches erwarten; hier ist dies nur eine Alltags-Unterhaltung, und trotz dem Zeter-Mordio, welches von allen Seiten erschallt, trotz den Wagen, welche wie Keile in einander fahren, entsteht keine anhaltende Verwirrung und geschieht kein Unglück. Nach den ohrenzerreißendsten Concerten löſ't sich die einzelne Equipage, um sich in ein neues Gewühl zu stürzen.

Dieser Tumult erinnert an das Fresco in Venedig, wo auch Fahrzeug an Fahrzeug im canal grande sich drängt, nur daß dort Ruderer und hier Pferde die bewegenden Kräfte sind. Das Geschrei wird noch bedeutend durch die Verkäufer und Bettler erhöht, indem jene ihre Waaren auf die komischste und kreischendste Art preisen, und ihre schallenden Reden mit der merkwürdigsten Mimik begleiten; das Bettelvolk aus dem ganzen Königreiche aber hält seinen Congreß in Neapel; besonders auf der Straße dei ponti rossi wurden wir von den Preßhaften, welche ihre Schäden auf alle nur mögliche Weise dem Auge des Vorüberfahrenden enthüllten, und längs dem Wagen mit der wunderlichsten Schnelligkeit einher galopirten, um mit Gesten- und Stimmen-Modulationen Geld zu erpressen, vollkommen umringt. Von der Via Toledo aus begaben wir uns in das Haus unseres Gesandten, welches auf der Chiaja hinter der Villa reale liegt. Wir entledigten uns dort unserer Uniformen, und genossen einige Zeit vom Balcone die Aussicht auf den belebten Corso, eine lange breite Straße zwischen den unmittelbar am Meere gelegenen und durch ein Gitter von demselben abgeschlossenen Alleen der Villa reale, und einer vor nicht lange errichteten Häuserreihe von ziemlich gleichmäßigem Ansehen. Auch hier fuhr Wagen an Wagen, Reiter und Reiterinnen bewegten sich hin und her, Alles war Heiterkeit und Unterhaltung. Es scheint dies der neapolitanische Prater zu sein.

Nachdem wir uns umgekleidet hatten, setzten auch wir

uns in eine Kalesche, und fuhren über die Chiaja gegen den Meerweg von Puzzuoli. Sowohl Equipagen wie Toilette haben einzelne schöne kostbare Details, das Ganze aber hat nie einen glücklichen und wahrhaft eleganten Zusammenhang; so sieht man schön gebaute Wagen mit schmutzigen Kutschern ohne Handschuhe, alte Weiber mit geschmackvollen Rosa-Hüten. Im Ganzen ist es auffallend, daß man unter dem weiblichen Geschlechte fast gar keine edle schöne Physiognomie findet; die Züge haben etwas mohrenhaftes.

Als wir betrachtend und staunend dahinfuhren, ich glaube es war schon ehe wir in des Ministers Haus kamen, begegnete uns ein hoher Phaeton; ein rothblonder dicker Bursche lenkte nach englischer Sitte die Rosse, und schwenkte, als er unseren Gesandten erblickte, sehr artig den Hut. Ich frug, wer es sei, und war hoch entzückt, als ich vernahm, daß meine Augen einen der Großen und Mächtigen wahrgenommen hatten, daß ich einen der Lenker des Weltalls, eines der Hauptgewichte unseres Jahrhunderts, einen der goldenen Planeten der europäischen Constellation erblickt hatte; es war Neapels jugendkräftiger großer — Rothschild.

Die Via Puzzuoli, auf der wir nun fuhren, bietet die reizendsten Aussichten dar. Auf der einen Seite hebt sich längs der Straße das Tuffstein-Gebirge mit seinen Villen und Gärten; die armen Lazaroni haben sich höhlenartige Wohnungen in dasselbe gearbeitet; auch sieht man hohe Bogen in dieses weiche Gestein eingehauen, welche den Ein-

gang zu Magazinen bilden mögen; auf der andern Seite der Straße stürzt das Terrain steil nach den schäumenden Wogen ab, und dennoch ist es an vielen Stellen mit Landsitzen bedeckt. Da die Via Puzzuoli sich um die Rhede biegt, so sieht man die Stadt in ihrer ganzen Ausdehnung mit ihren pittoresken Forts und ihren begrünten Höhen, sowie die üppige herrliche Ebene, den mächtigen Vesuv, und die amphitheatralischen Gebirge von Sorrent. So oft man dies einzige Panorama bewundert, nimmer wird man dessen satt. Die zwei merkwürdigsten Gegenstände an der Via selbst sind die grauen Ruinen eines großen in die See gebauten Palastes, von den Vicekönigen von Spanien begonnen, aber nie vollendet, welches Gebäude fälschlich der Palast der Königin Johanna von Neapel genannt wird, und eine mächtige Palme mit einer herrlichen üppigen Krone, welche sich aus einem der Gärten unmittelbar an der Straße schwebend erhebt. Ich sah die Palmen von Athen, die Palmen von Nauplia; sie sind viel höher, doch keine ist so herrlich, so üppig, breitet ihre Krone so mächtig stolz aus wie diese; auch kommt kein Maler nach Neapel, welcher sie nicht abconterfeit; ihre Blätter sind von bedeutender Länge und großer Zahl; sie neigen sich in sanftem Bogen zur Erde nieder. Die Palme ist eine Pflanze der Phantasie, ein verzaubertes, einem Göttertraume entrissenes Feenkind, deren Stamm gerade und wundervoll in die Höhe strebt, während ihre anmuthig zarten Blätterschwingungen ein lockender Tanz der

Grazien sind. Die Sonne war längst dahingeschwunden, Tausende von Lichtern erschienen von allen Seiten, und wenn auch des Tages Leben vollendet war, so erwachte ein neues, und vielleicht noch beweglicheres und interessanteres, das Nachtleben von Neapel. Der Lichterschimmer an den Quais reflectirte sich in dem Meere, und zeichnete goldene Furchen auf den leicht bewegten Fluthen. Doch war es erst der volle klare Mond, der das Licht zum Ideale erhob, als er seine silbernen Strahlen duftig über Land und See ausgoß; jetzt jauchzte mein Herz, und demüthig streckte ich meine Fahnen, mein trotzig erhobenes Haupt vor dem alten Barden, der das ewig junge Lied singt:

„Kennst du das Land, wo die Citronen blüh'n?“

Auch ich theilte das Schicksal aller Germanen, die nach Süden zieh'n, die staunen, bewundern, und unwillkürlich von dem mächtigen Zauber Italiens ergriffen und gefangen werden. Von unserer Fahrt zurückgekehrt, hielten wir an dem Eingange der Villa reale, und durchwanderten dieselbe im sanften Mondenscheine unter den herrlichen Alleen von Oliven, immer grünen Eichen und andern schattenreichen Bäumen; doch sind diese nicht der einzige Reiz, den der Ort bietet; marmorne Copien berühmter antiker Meisterstücke glänzen zwischen den grünen dunklen Lauben hervor; Wasserbecken mit zarten Fontainen, Statuen und üppigen Wasserpflanzen plätschern geheimnißvoll. Das berühmteste dieser

Bassins trägt auf felsigem Gesteine, trefflich in Marmor gearbeitet, den Raub der Europa durch den Jupiter Taurus; leider war es zu dunkel, um die einzelnen Schönheiten vollständig bewundern zu können. Ein zweites umfangreiches Becken ist aus einem großen Stücke rothen Granits geformt und in Paestum ausgegraben worden; es heißt das Becken von Salerno, weil es unmittelbar nach seiner Ausgrabung in dieser Stadt aufgestellt ward. Auch erhebt sich zwischen den Baumgruppen ein Tempel mit Tasso's Büste; ein guter Freund erzählte mir, daß hier eine Schildwache stehe, um den Herantretenden zu nöthigen, den Hut vor dem Dichter abzuziehen; ich trat knapp vor die Büste, und die Schildwache näherte sich mir wirkich, doch bloß um mich zu ermahnen, die unmittelbare Nähe des großen Mannes zu meiden. Wüßte der arme in seinem Leben oft gekränkte Torquato, mit welcher Etiquette er nach seinem Tode umgeben wird, sein ernstes steinernes Antlitz würde spöttisch lächeln. Oder soll die Wache vielleicht an die einstige Gefangenschaft des armen Dichters erinnern?

Wir traten aus den Alleen auf eine halbrunde, in die Fluthen hinausreichende Terrasse, und sahen auf den breiten Sockeln der Balustraden schwarze Figuren gelagert. Wir glaubten, daß es Statuen egyptischer, mystischer Form seien, entdeckten aber, als wir näher getreten waren, gutmüthige Neapolitaner in ihnen, die auf diesen Steinen im dolce far niente die kühlende Meerbrise genossen. Der Anblick von

diesem Vorsprunge war damals herrlich, bezaubernd und neu. Von hier aus sah man die von uns jüngst verlassene Via Puzzuoli mit ihren belebten Höhlen.

Der Name der Villa reale verführt zu dem Glauben, daß er einer Sommer-Residenz oder einer Cottage des Königs angehöre. Er bezeichnet aber nur einen von Gittern umschlossenen Spaziergang mit Alleen, kleinen Blumengärtchen, einzelnen Palmen, und Wachhäuschen an den verschiedenen Eingängen. Man sieht hier nur anständig gekleidete Spaziergänger, da der Eingang dem Lazaroni verboten ist. Bei dem gegen die Stadt zugekehrten eisernen Thore hielten wir einen Augenblick an, um uns bei einem der Acquajuoli mit Wasser aus einem Holztönnchen zu erfrischen; dann gingen wir den Quai von Santa Lucia entlang, dem wahren Reiche der Lazaroni. Die Straßen sind mit Kästen angefüllt, in denen die sonderbarsten eßbaren Producte des Meeres aufgeschichtet und durch einen etwas geneigten Schirm vor der Sonne bewahrt sind. Rund herum sieht man Garküchen, Obsthaufen, kleine Tische, auf denen ringförmiges Gebäck verkauft wird. Eine Menge von Oelflämmchen beleuchtet diese Einrichtungen, die eine Masse schreienden Volkes umwallt; Frauen und Kinder stürzen sich auf die Spaziergänger mit hunderterlei Anerbieten und Bitten. Bettlervolk umringt und plagt den Vorübergehenden von allen Seiten. In all diesem Gewirr muß man noch obenein bedacht sein, nicht die auf der Erde herumliegenden, schlafenden Lazaroni

zu treten. Steigt man nun auf einer Treppe zu dem untern, unmittelbar an den Fluthen des Meeres befindlichen Quai herab, so erblickt man eine neue Phase des neapolitanischen Lebens: Hunderte von Stühlen stehen auf dem feuchten schlüpfrigen Boden: elegante und schmutzige Leute, weltliche und geistliche sitzen behaglich herum, und was glaubt man wohl, daß sie thun? Trinken sie vielleicht Kaffee, essen sie vielleicht Gefrornes? Nein, sie trinken nichts als ein abführendes Schwefelwasser, das Lazaroni-Weiber in großen Gläsern herumtragen, und essen dazu kleine ringförmige Bäckereien, deren oben erwähnt ward, und das sind, wie mir Feldmarschall-Lieutenant Martini sagte, „le delizie di Napoli.“ Hierauf läßt sich nur sagen: de gustibus non est disputandum. Die Schwefelquelle, welche dieses greuliche Getränk liefert, befindet sich unmittelbar am Quai in einem Gewölbe unter der Fahrstraße. Wir traten in dasselbe ein: der Boden ist naß, das graue Gebäude wird von mehreren Pfeilern getragen, am Ende desselben führt eine Treppe abwärts, und hier drängt sich die Lazaroni-Welt mit ihren Gläsern, um den heraussprudelnden Nektar für die auf dem Quai sitzenden Sterblichen zu schöpfen. Die Quelle gehört dem gemeinen Volke, und wird von demselben auch reichlich ausgebeutet.

Vor dem Quai in den Fluthen erheben sich, ebenfalls eine Eigenthümlichkeit von Neapel, hölzerne schmutzige Baracken, die mit dem Lande durch schmale Stege in Verbin-

dung sind, und den sumtuösen Namen: „bagni di mare“ führen; das Wasser ist aber in diesen Bädern so braun und schmutzig, die Baracken sind so ekelhaft, daß es nach unseren Begriffen kein großer Genuß sein kann, sie zu besuchen; und doch sitzen an diesen Bretter-Balconen Männer und Frauen dicht gedrängt wie in einem Kaffeehause, und scheinen dort Plauder-Zusammenkünfte zu halten. Nachdem wir diesen Abend reichlich genossen hatten, und unsere Sinne fast zu viel für so wenige Stunden aufnehmen mußten, setzten wir uns in unsere Barken, und fuhren sanft, schnell und ruhig im reinen Mondlichte zu unserem Wasserpalaste zurück. Amphitheatralisch lag die Stadt mit ihren vielen hundert Lichtern, mit ihren hellglänzenden Quais, vor uns ausgebreitet, und noch lange hörten wir das Lärmen des Volkes herüberschallen.

Nach einem stärkenden Mahle begaben wir uns zur Ruhe, welche durch die Kürze unseres Aufenthaltes in Neapel ziemlich beschränkt ward.

Rhede von Neapel den 10. August 1851.

Um halb drei Uhr hieß es schon die Hängematten verlassen, denn der heutige Schlachtruf war: der Vesuv. Dem Altvater Neapels, der größten Naturmerkwürdigkeit der Umgegend, mußte der erste Besuch abgestattet werden. Vor halb vier Uhr stießen wir mit der Barke von unserem Schiffe ab, und ruderten gegen Portici zu, wo wir mit dem Adjutanten

unseres Gesandten und den Pferden zusammentreffen sollten, welche letztere uns den Berg hinan zu tragen bestimmt waren: doch wir hatten uns ohne Landeskundigen fortgewagt, und fuhren nun an der Küste längs dem Städtchen Portici dahin, ohne den bestimmten Landungsplatz zu kennen. Lange suchten wir im Morgengrau, frugen Fischer und Schiffer, doch Fischer und Schiffer sprachen neapolitanisch, und neapolitanisch ist nicht italienisch, so daß wir noch lange suchend die schönsten Morgenstunden hätten vergeuden können, wenn sich nicht plötzlich das Licht einer Fackel gezeigt hätte, welches uns durch allerhand Bewegungen zu verstehen gab, daß unsere Barke ihm zuschwimmen sollte. Wir folgten den Zeichen, und befanden uns bald in einem sicheren Port. Man schwang sich auf die Rosse: welch angenehmes Gefühl, nach einer Woche Schiffsleben zu reiten; und waren auch die Pferde so klein, daß man statt zu sitzen nur hin und her equilibriren konnte, so ging es doch recht munter vorwärts. Anfangs kamen wir durch die Straßen von Portici und Resina, wo als Vorbereitung zu einem der in Italien so häufigen Kirchenfeste allerhand Fahnen an Stricken über die Straßen hingen. Nachdem wir durch einige Straßen geritten waren, führte uns unser Weg zwischen Gärten voll der üppigsten Granaten, Reben und besonders großen Cactus hindurch, Alles trotz dem vorgerückten Sommer im frischesten, herrlichsten Grün. Bald hob sich der Weg, und wir kamen auf eine treffliche breite Straße, welche zu der Eremitage führt und vom jetzigen

Könige erbaut ward. Sie geht meist zwischen Kastanien-Gehölze und Weinbergen in Schlangenwindungen den Berg hinan. Bei jeder Wendung wird die Aussicht auf das Meer, die Stadt und die Ebene immer umfangreicher. Wir waren noch im Schatten des Vesuvs, als schon die Sonne die Gegend zu unseren Füßen mit goldenen Tönen zu bemalen anfing. Die weite Ebene war mit einzelnen Nebelflecken bedeckt, die wie Seen oder Theile der Meeresfluth aussahen, zwischen welchen das Land mit seinen Kirchthürmen und Wäldern gleich Inseln hervortrat. Ich zog diese Aussicht noch der den Tag vorher genossenen vor; denn rings von Grün umwuchert bekömmt man erst hier eine Anschauung von dem unendlichen Naturreichthume und den verschwenderischen Gaben, mit welchen der Schöpfer diesen Theil der Erde, als sei er sein auserlesener Liebling, beschenkt hat. Als Gegensatz oder vielmehr als Ergänzung dieses üppigen Naturbildes erscheint das reiche Neapel, das nicht wie andere Städte vom Lande durch Mauern oder Linien getrennt, sondern durch Gärten und Villen mit dem Grün der Landschaft verschmolzen ist. Die Pracht zu vollenden, wird dieses paradiesische Land und diese Stadt des Lebens von den Fluthen eines großen herrlichen Golfes benetzt, und so liegen Land und Wasser zu den Füßen des über dem reichen Abhange wandelnden Bewunderers, und vereinigen sich zu einem neuen, vielleicht nie wieder gefundenen Bilde eines irdischen Edens. Ich liebe es, solche Strecken im raschen Tempo zurückzulegen, um bald zum erwünschten

Ziele zu gelangen, und dort mit Ruhe zu weilen; wir spornten daher unsere mageren Rößlein, und im wilden Treiben, bald Trab bald Galop, flogen wir, durch diese ungeregelte Reiterei in die munterste Laune versetzt, den Feuerspeier hinan.

Bald sahen wir rechts und links die mit Lava übergossenen Strecken, doch waren sie noch mit Grün bedeckt; die keimende Vegetation hatte den Sieg über die todte Masse errungen, und das aus Aschenregen entstandene Terrain war den Menschen dienstbar geworden. Die Asche, welche nach einem gewissen Zeitlauf fruchtbar wird, ist außerordentlich fein und von graugelber Farbe. In Pompeji, das durch dieselbe verschüttet ward, sind die jetzt vorgenommenen Ausgrabungen ganz leicht, während Herculanum, von der dichten Lavamasse übergossen, weit größere Schwierigkeiten darbietet. Wir näherten uns der Einsiedelei; das reich bewachsene Vorgebirge, auf welchem wir aufwärts ritten, wurde immer schmaler, und nach einer Straßenwendung erblickten wir plötzlich einen zwischen den Vorgebirgen und dem Vesuv hinlaufenden Haupt-Lavastrom, ein Ergebniß der letzten Eruptionen. Gleich einem versteinerten Flusse zog sich die braungraue Lava leblos schauerlich dahin, ein reizloses Bild des Entsetzens, eine Alles erdrückende, jeden Lebenskeim erstickende Masse; ein Anblick, den nichts Anderes in der Welt wiedergiebt. Man sieht es diesen erkalteten Lavafluthen an, wie sie in ihrem Strome, dem Naturgesetze folgend, Alles unaufhaltsam mit sich gerissen, mit ihren Feuerarmen glühend umfangen, und in heißer Lust

zu Tode erdrückt haben. Auch die austretenden Wasserfluthen sind furchtbar, sie toben über die fruchtbaren Länder verheerend und zerstörend dahin; doch endlich sinken sie, und das heimgesuchte Land kommt, wenn auch verwüstet, doch wieder zu Tage. Bei den glühenden Fluthen aber, die dem Krater des Vesuvs entquellen, wird Alles begraben und versenkt; die Lava erkaltet und bildet eine felsige furchtbare Kruste über die einst grünenden Fluren, und erst Jahrtausende müssen vergehen, damit neuer Humus sich sammle, damit neue Pflanzen emporkeimen können. Noch waren die Ufer dieses grauenhaften Lethe's bewachsen, noch bewegten wir uns auf grünender Erde. Wir hatten die Eremitage, diesen in der Geschichte der Touristen so merkwürdigen Punkt erreicht. Ein kleines Haus und ein Kirchlein stehen unversehrt auf dem vom schönsten Grün umsponnenen Kegel; rechts und links flossen gar oft die blutrothen Cascaden, das Feuermeer schwoll bis zum Kirchlein hinan, doch immer theilten sich am Gotteshause die Fluthen, und unversehrt blieb das Haus des Eremiten in Mitte des Verderbens. Das Alter dieses auf einer kleinen Erdterrasse befindlichen Wohnortes bezeugen die schönen Linden, welche ihr schattiges Dach über denselben ausbreiten. Das Kirchlein ist zur Rechten an das Haus gelehnt, und neben demselben befindet sich ein hübscher Garten mit einer malerischen Aussicht; hocherhaben blickt man in die weite herrliche Gegend, in das von Gott gesegnete Land, und in die blauen Fluthen. Man genießt noch den vollen Anblick des Lebens

in goldenem Sonnendufte. Ich hatte noch nie meinen Wunsch, einen Eremiten zu sehen, erreicht: leere Einsiedeleien hatte ich schon oft getroffen, auch so manches zierliche Lusthäuschen, dem man diesen Namen gab. Ich hatte in mancher schauerlichen Geschichte von diesen frommen Männern gelesen, so daß ich schon lange begierig war, einen dieser braunen einsamen Knaben zu sehen: war auch die Sage in weite Länder erklungen, der Eremit vom Vesuv sei ein gar lustiger Bursche, habe etwas vom feurigen Elemente seines Erhalters, so war er doch immer ein Eremit, trug das lange Gewand und den flatternden Bart, und das war hinreichend. — Doch abermals ward ich getäuscht, abermals schwanden meine Hoffnungen. Der weltberühmte Eremit, der Spender des blutigen lacrimae Christi war mit seiner Poesie ad patres gegangen, um von der Alltagsprosa ersetzt zu werden. Bald ward uns die Erscheinung des neuen Bewohners der Klause zu Theil; keine braune Kutte umflatterte einen dürren klappernden Körper, kein Bart wehte dem müden Pilger als Hoffnungspanier entgegen, kein härener Strick umgürtete die matten Lenden: nein, eine abgetragene Alltagsfigur stand vor uns. Der Anblick war etwas erschreckend, so lebensmüde, so mit sich selbst zerfallen waren der Frack und die inexpressibles des armen lacrimae Christi-Hüters. Er schien auf eine Heerde Fremder gehofft zu haben, da er mit der Messe gewartet hatte, und uns antrug, uns dieselbe beim Zurückkommen zu lesen. Wir waren hierüber sehr froh, und dem armen Manne sehr

dankbar, da wir den Gottesdienst sonst in Portici hätten mitmachen müssen. Während wir die Aussicht betrachteten, hörten wir das schönste reinste Lied eines gefiederten Sängers, was einem in dieser Jahreszeit wohl selten zu Theil wird; vielleicht sang er von der alten romantischen Zeit, wo Eremiten noch keinen lacrimae Christi tranken, und der Mensch noch in der Natur lebte, und von derselben dafür belohnt wurde. Wir setzten uns nach kurzer Rast in Bewegung, um rasch unserem Ziele entgegen zu kommen. Noch ritten wir auf dem grünen Kegel, doch wurde das Erdreich zwischen den Lava-Rinnsalen immer schmaler, und die Vegetation spärlicher. Der trefflich gebahnte Weg führte uns bis zu der vor zehn Jahren begonnenen königlichen Sternwarte, einem soliden schönen Gebäude, das vielfach mit Lava verziert ist: ein kleiner Garten breitet sich terrassenförmig vor demselben aus, und enthält in Lavahöhlungen eine nicht uninteressante Sammlung derjenigen Pflanzen, welche auf dem Vesuv fortkommen. Das Gebäude wurde von dem jetzigen König errichtet, und ist für die Wissenschaft insofern von Nutzen, als der weite Horizont Gelegenheit zu sonst unmöglichen Beobachtungen giebt; nun ist es leer und von keinem Gelehrten bewohnt. So hoch oben im Reiche der Lava zu hausen wäre ein Opfer, das ein Neapolitaner schwerlich der Wissenschaft bringen würde; auch möchte ihre Weisheit zu klein erscheinen, um einen Tempel wie diesen würdig zu füllen. —

Bald nachdem man die Sternwarte verlassen hat, endet

der Erdvorsprung im Meere der Lava; die Vegetation zeigt sich nur mehr in Kräutern und einzelnen mageren Gebüschen, die Rinnsale der Lava vereinen sich, der Huf des Pferdes schlägt auf vulcanische Blöcke, und man kömmt in das Thal zwischen Monte Somma und den Vesuv. Das schöne Erdenleben zeigt sich nur mehr in einzelnen Fernsichten; man ist umgeben von dem farblosen Bilde des allgemeinen Nichts. Dunkle Felder, graue Blöcke, schwarze Massen, Gebirge von wandelnder Asche und knisternder durchgebrannter Lava erheben sich, und umringen das Häuflein armer Reisender, die sich in dieses unendliche, weite, schauerliche Todtenreich, in dieses Zerwürfniß der Natur, in dieses Thal der Melancholie wagten. Einst waren die beiden Spitzen Monte Somma und Vesuv vereint, aber das Innere der Erde empörte sich, der Berg barst, und aus dem weiten gähnenden Rachen schütteten sich Fluthen über Fluthen, welche endlich erkalteten, und zum farblosen, von Aschensand umgebenen starren Todtenmeere wurden, das die beiden Gipfel trennt. Aengstlich streift der Blick über diese eintönigen Massen, die der Berg gebar, und vor denen das Leben floh. Nur von ferne sieht man, gleich einzelnen Lichtern in finsterer unendlicher Nacht, Theile des weiten gottgesegneten Landes, die Stadt der Freude, das silberblitzende Meer, die lachende Ebene. Der Beschauer gedenkt bei diesen Umgebungen einer mit sich selbst zerfallenen Seele, der nur noch schöne Erinnerungen geblieben sind; die einst grünte wie die andern, nun aber ohne Glauben, ohne

tröstende Religion in eine tonlose Melancholie versunken ist, deren Erforschung den Seelenkundigen zwar anzieht, aber mit tiefer Wehmuth erfüllt. Die Gradation des allmähligen Ersterbens ist merkwürdig; die alte Lava, die seit Jahrtausenden liegt, ist begrünt; auf der Lava von Jahrhunderten kommen in der feinen Asche trockene Gesträuche fort und Blumen, die keinen guten Boden fordern. In der Lava neuerer Zeit gehen am Fuße des Vesuvs und auf kleinen Strecken ganz den Berg hinan einzelne Samenkörner auf. Die Natur will die Gegend mit ihrem Grün bekleiden, doch der wilde Ausbruch innerer Kämpfe erlaubt es nicht. Unsere Pferde kletterten mit vielem Geschicke über unheimliche Massen Lavastücke hinweg, und bald kamen wir am Fuße des Vesuvs an. Das Thal zwischen den beiden Höhen ist nicht sehr breit, doch bedenkt man, daß es nur ein Riß in den einst vereinten Gipfel ist, so staunt man vor den inneren schaudervollen Kräften der Natur. Die großen Eruptionen, welche die Umgegend mit Gefahr bedrohen, und deren letzte verheerende im Februar 1849 Statt hatte, lassen sich noch alle in diesem Thale nachweisen; sie schütten das heiße Blut der Erdwunden entweder auf die Bergabhänge gegen Resina und Portici hinab, oder auf der andern Seite gegen Pompeji. Die kleineren Eruptionen erfolgen aus dem eigentlichen Vesuv. Monte Somma ist seit den Zeiten des Untergangs von Herculanum und Pompeji still und ruhig, und die Natur beginnt schon ihr grünes Liebesnetz über den rauhen Berg zu spannen. Wir waren

nun an den Punkt gelangt, auf welchem man sich seinen eigenen Füßen oder den Armen der Führer anvertrauen muß. Die Pferde wurden angebunden, und die Gendarmen, welche uns, ob einstiger Raubanfälle, von der Eremitage aus begleitet hatten, blieben an diesem Orte zurück. Es erschienen einige Leute, mit ledernen Gurten versehen, welche mich durchaus hinauf schleppen wollten; ich aber ziehe es vor, mich bei solchen Gelegenheiten, wenn sie auch noch so beschwerlich sind, meinen eigenen Füßen anzuvertrauen. Man sieht hier, was der Mensch zu thun im Stande ist, wenn ihm ein bedeutendes Ziel vorgesteckt ist; schwebte einem nicht stets der flammende Krater vor Augen, man würde den furchtbaren Marterweg vielleicht nicht mit dieser stäten Ausdauer erklimmen. Zuerst wateten wir in der feinen Asche den sehr steilen Weg hinan, doch ist dies Unternehmen den Qualen zu vergleichen, mit denen die Römer und Griechen die Unterwelt füllten. Man steigt mit Anstrengung, hofft einen höheren Punkt erreicht zu haben, da weicht plötzlich die Asche, und der Fuß sinkt wieder in die graue Masse zurück, so daß auf drei Schritte aufwärts wieder zwei abwärts zu rechnen sind. Wir nahmen diese Expedition aber von der scherzhaften Seite, wodurch sie uns um vieles leichter wurde. Neben der Aschenriese liegt ein Feld von dürren Lavastücken, meist nur zwei bis drei Fuß im Durchmesser, auf welches uns die Führer leiteten, nachdem wir uns einige Zeit in der Asche getummelt hatten. Gar viel war dadurch nicht geholfen, doch konnten wir

wenigstens etwas Weg gewinnen, denn wich auch die Unterlage, wenn man sich fest auf sie stützte, so konnten wir uns doch leichten Fußes über dieselbe hinanschwingen; aber die Füße und die armen Stiefel litten gewaltig dabei. Keuchend klimmten wir im Schweiße unseres Angesichts von einem schwankenden Lavastücke zum andern; die Hitze wurde immer fühlbarer, die Anstrengung immer größer, und doch schritten wir munter vorwärts, die Geheimnisse des Kraters vor den Augen des Geistes. Diese Lavariese stürzt sich von der Spitze des Berges in einer geraden Linie ins Thal hinunter, und wölbt sich gleich den Steinmulden unserer Gebirge. Die Stücke, die deren Inhalt bilden, gleichen an Farbe, Form und Gewicht den Schlacken, die bei unseren Eisenwerken abfallen. Noch ehe wir die Höhe erreichten, fanden wir Krystalle von Selenit unter der Lava; sie sind sehr klein, von tetraeder Form, und haben eine grünlichgelbe Farbe. Jeder Schritt, den wir in diesem beweglichen Gesteine thaten, schien uns bedenklich, denn je höher wir stiegen, desto näher schien uns die Gefahr, sammt dem spitzen Lava-Gefolge, auf dem wir wanderten, den Berg hinabzurollen. Manchmal geschah es, daß die Unterlage, auf die wir uns stützten, unter unseren Füßen mit dumpfem Schalle wich, doch bald stützte ein anderer Stein den rollenden, und ließ uns Zeit, leichtfüßig auf den nächsten zu springen. Nachdem wir die Hälfte des Weges unter großen Mühseligkeiten erklimmt hatten, fühlten wir schon zeitweise kühlere Luft und leichten Schwefelgeruch

Die Wolken, welche die Spitze des Vesuvs umgaben, kamen, schwanden und kamen wieder; wir machten uns hieraus nicht viel, da es ja nicht die Aussicht war, wegen welcher wir hauptsächlich diesen Berg bestiegen. Je näher wir dem ersehnten Ziele kamen, desto eifriger wurden unsere Bemühungen; schon hatte einer der uns begleitenden Männer das Ziel erreicht, noch einige Anstrengung, noch einiges Keuchen, und auch wir waren angelangt.

Wir befanden uns in einer Vertiefung, welche zwischen den äußersten Spitzen liegt. Welcher Anblick, welcher unaussprechliche Eindruck! Die Abdachungen waren mit weißem Schwefel überzogen, der Lavagrund war schwarz, die Asche grau, gelbe und rothe Schwefelstücke lagen einzeln da, unter den großen Lavastücken quollen Dämpfe hervor, die Rundaussicht war uns durch die kesselförmige Erhöhung genommen, Dampf und Nebel bedeckte das Firmament, und die Luft war bald rauh und kalt, bald warm und schweflig. Alles athmete Tod und Verderben. Man ahnte das Walten mächtiger ungekannter Kräfte unter sich; man sah Farben, wie man sie noch nie gesehen; man fühlte sich von einer Luft anderer Art umgeben; man glaubte nicht auf unserer reichen Erde zu leben, sondern im Chaos unter den Urelementen, aus denen Gott die Welt geschaffen hat, unter den giftigen Dämpfen, ehe Wasser und Luft getrennt waren, ehe die Sonne getrocknet und belebt hatte. Es war einer der Eindrücke, der sich nicht beschreiben läßt; man muß ihn gefühlt und erlebt haben, um zu ahnen,

wie die Natur webt, um zu begreifen, wie klein der Mensch und seine Wissenschaft ist. Noch waren wir nicht am Rande des Kraters, und schon war ich so ergriffen von dem Schauspiele, das mich umgab, wie nie von etwas zuvor. Jeder Reisende hat gewisse stereotype Bewegungen beim ersten Anblicke gewisser berühmter Punkte der Welt; kömmt er an den Meeresstrand, so sammelt er mit kindischer Begier Muscheln; kömmt er in den Süden, so greift er mit Hast nach den ungekannten Früchten; kömmt er auf den Vesuv, so fährt er mit komischer Wuth nach den verschiedenen vielfarbigen Schwefelstücken, die ihm sogleich in die Augen fallen. Der Mensch hat einen Hang zum Sammeln und das Gesammelte wieder wegzuwerfen; wenn er nur erlangen kann, was er sieht, so beladet er sich gern mit unnützer Last. Adam im Paradiese hat sicher schon gesammelt, und auch wir thaten das Unsere redlich; wir bückten uns, suchten und stopften uns die Taschen voll. Auch untersuchte ich gleich einen der Blöcke, unter dessen Füßen der heiße feuchte Dampf aus Löchern hervorquillt; der feine, feuchte Lavasand, der vor denselben liegt, ist so heiß, daß man die Hand nur kurze Zeit in denselben zu tauchen vermag. Ueberall findet man diese Oeffnungen, welche mit dem Innern des Berges in irgend einer Verbindung stehen müssen. Zuweilen sind jene Dämpfe geruchlos, wie sie aus heißem Wasser emporsteigen und nur eine feuchte Hitze verbreiten; dagegen sind andere so schweflig, daß man auf der Brust ein Stechen empfindet und zum Husten gereizt wird. Wir

verließen dieses kleine und doch so grandiose Thal auf einem schmalen Pfade, welcher am Rücken des Hauptkegels in der den Berg umhüllenden Rollasche so gut als möglich gebahnt ist. Wer schwindlig ist, wer keinen sichern Tritt hat, der meide diesen Weg. Zur Rechten ist die äußere Wand des großen Kraters, an der sich Lavafelsen von wunderlichem Gebilde befinden, und aus dem zinnoberrother Schwefel leuchtet, und in nassen Dampftropfen abquillt; zur Linken stürzt sich der Aschenberg in starkem Falle in das Thal zwischen Monte Somma und den Vesuv hinab; der Beschauer selbst geht auf einem schmalen Pfade in weicher Aschenmasse; doch führt der schmale Pfad zum Krater, und da vergißt man der Gefahr; auch werden die Blicke, die man ins Thal sendet, reich belohnt. Man erkennt von hier den Weg, den sich die große Eruption des Jahres 1849 gebahnt hat; große Haufen von Asche und Lava vermengen sich im wirrsten Durcheinander; es zeigen sich Hügel und Thäler von grauer und schwarzer Farbe gleich großen unermeßlichen Brandstätten, doch nirgends sieht man eine bedeutendere Vertiefung; die Eruption zerriß den Boden, warf Lava und Gestein auf, verschüttete aber wieder durch das zurückfallende Material die Oeffnung, aus der sie sich Luft machte. Der Lavastrom nahm damals seine Richtung aus der, der Eremitage entgegengesetzten Oeffnung des Thales in die Ebene gegen Castellamare zu, in welcher sich Pompeji befindet. Die Villa eines neapolitanischen Fürsten und seine Weingärten wurden dabei verschüttet.

Von dem Punkte, auf welchem wir uns befanden, sieht man, wie gesagt, deutlich den Weg, den der glühende Schwall nahm. Man genießt über denselben hinweg den Durchblick auf die schöne grüne Ebene; es läßt sich vermuthen, daß dieselbe noch manchmal heimgesucht werden wird, da der letzte Eruptionspunkt dieser Thalöffnung näher als jener gegen Neapel zu ist. Der auf dem Vesuv befindliche neue Krater verkündet durch sein Rauchen und Flammen ein solches Phänomen längere Zeit vorher, dann erst bricht die furchtbare Verheerung im Thale los.

Unser Pfad stieg empor; wir überschritten die gefährlichsten Punkte mit Bedacht und Ruhe, bis sich plötzlich vor uns in grauser Majestät das Bild des gähnenden Rachens entrollte. Wir standen auf der Kante, von der einen Seite die Bergabdachung, von der andern der dampfende Krater. Schon in der Kinderstube wird uns vom mächtigen Feuerberge mit dem todtbringenden Schlunde erzählt, in den Jugendschriften und Reisebeschreibungen bemühen sich Touristen, das große Bild dem gespannten Leser anschaulich zu machen; so schwebt uns der Vesuv als Nebelbild vor, man tappt im Dunklen, man ahnt, doch keiner Feder ist es noch gelungen, das anschaulich zu beschreiben, was man hier erblickt und empfindet. Auch wäre Niemand im Stande, den Eindruck mit Worten wieder zu geben, und Niemand hätte Phantasie genug, um sich aus dem Gelesenen ein nur annäherndes Bild zu machen; auch mir geschah es so! Ich

hatte so oft vom Krater gehört, so viele meiner Bekannten hatten ihn besucht, und dennoch ergriff mich sein Anblick ganz anders, als ich es erwartet hatte. Ein weiter Schlund breitete sich vor meinen Augen aus; die obere Krone desselben war an vielen Punkten bedeutend höher als der Ort, auf dem ich stand, daher der Rand nicht gleichmäßig hoch, sondern von der Form eines Gebirgskessels. Die Schneide auf der Krone des Kraters ist auffallend schmal, da die Breite der denselben einfassenden pyramidal emporsteigenden Wände immer mehr abnimmt. Die Abdachungen sind so jäh, daß oft gerade nur eine Person Platz darauf hat. Auf der äußern Seite des Berges bestehen sie meist aus reiner Asche und Lava; breite Schwefelfelder, in den lebhaftesten, schreiendsten, unvermengten Urfarben glühend, bedecken im Innern die regelmäßig ablaufenden Aschenwände und die zackigen Lavafelsen. Auch der Rand und einige Klafter auf der Außenseite sind noch mit diesen Schwefelkrystallen bewachsen. Die Haupttöne sind das bekannte Schwefelgelb und grelles Zinnoberroth, welches in den gelben Feldern gewöhnlich Adern bildet; doch sieht man auch, besonders an den Stellen, wo heißer Dampf hervorquillt, röthlich-bläulich-violette und grünspanfarbige Schattirungen. Diese Letzteren sind gewöhnlich unleidlich heiß, vom Dampfe feucht, und von einer weißen Substanz, weißem Reife ähnlich, überzogen. Diese verschiedenen Färbungen geben dem Krater ein gar wundersames unnatürliches Aussehen; die Farben sind grell, und doch fehlt

ihnen die Frische. Es ist ein kalter Anblick, ohne Leben, auch ist der Abstand zwischen diesem schreienden Colorit und dem tonlosen Grau der Asche und Lava zu groß, als daß man Gefallen daran finden könnte. Die innere Form des Kraters ist der genaue Gegensatz zu der äußeren des Berges. Der Vesuv ist ein aufrechtstehender Kegel, der Krater ist die innere Höhlung dieser umgeworfenen Gestalt. Die Verlängerung des Trichters deckte uns ein auf unserer Seite in der Tiefe hervorragender Lavafelsen. Große Dampfmassen quollen aus dem Innern, doch wie bei einem Kohlenmeiler drangen kleine Rauchsäulen auch aus den verschiedensten Theilen der Trichterwände, und auf und außer dem Rande athmete der Berg einzelne Wölkchen aus. Diese Punkte befinden sich, wie schon oben gesagt, gewöhnlich unter einem größeren Lavablocke, und sind mit den verschiedenfarbigsten Schwefelblumen bedeckt. Waren die milchweißen Dampfwolken sehr stark, so konnte man das Innere des Kraters nicht deutlich wahrnehmen; zeitweise aber hoben sich die Massen, und dann ward uns ein Blick in das Treiben des Kessels vergönnt; dann ruhte der Rachen wie nach einem langen schweren Athemzuge, und man konnte jede einzelne Form der schauerlichen Untiefe betrachten; und wirklich haben diese Höhlungen etwas Rachenartiges, den Mäulern der Drachen der Sagenzeit vergleichbar. Der Schwefel glänzt wie die glatten unverwundbaren Schuppen, und trägt sogar die Farben, mit welchen die Phantasie diese Unthiere aus-

malt: aus dem Innern steigen die giftigen feuchten Dämpfe, die den Drachenjäger mit Todesschauer umhüllen.

Ich fühlte mich auf meinem Standpunkte, auf der Kante des Schlundes, wie verloren; mir war, als sei ich nicht mehr auf der gewohnten Erde, als stünde ich auf der Scheidewand zu einem andern Reiche; ich fühlte mich allein in allen diesen Schrecken der Natur, in dieser ewig regen Oede, in diesem lautlosen Chaos. Etwas von den Schauern der Sagenwelt umrauschte mich; wären meine Freunde nicht gewesen, mich hätte banger Schrecken von dannen getrieben, ich wäre vor der lautlosen, schlummernden Urkraft der Natur geflohen. Ich fühlte mich nicht gestählt, um solchen Eindrücken entgegen zu stehen, ich ward überwältigt von dem unbegreiflichen, geheimnißvollen Zauber dieses unterirdischen Waltens. Schon eine weniger abenteuerliche Natur ergreift den Menschen mit heimlichen Schauern, wenn sie den Einsamen umfängt. Eine kahle, granitne Umgebung, der Sturz eines Wasserfalles von Fels zu Fels erfüllt ihn mit dem Glauben, die Fluth ziehe ihn nach sich, das grause Murmeln spreche zu ihm, und dröhnt dann ein Gewitter aus den Himmeln, und sauset der Sturm, und zeichnen die Blitze ein flammendes Netz um den armen Verlassenen, wie pocht dann sein Herz, wie blickt er unstät umher, als sei jeder Donnerschlag an sein geängstigtes Gemüth gerichtet, und jedes Blitzes Pfeil für ihn bestimmt. Und es ist auch Wahrheit in diesen Eindrücken, es ist die Sprache der Natur, die des Menschen Gewissen ängstigt, die

ihm seine Nichtigkeit zeigt, es ist die tiefe ungekannte Kraft der Elemente, die gewöhnlich im leisen Schlummer von dem leichtsinnigen Menschen nicht beachtet werden, die ihn aber bei ihrem zeitweiligen Erwachen um so unwiderstehlicher mahnen. Wie mächtig also muß erst der Anblick des Vesuvs und seiner geheimen Werkstätte den Menschen ergreifen, wo nur eine leichte Rinde den Beschauer von den heißen Fluthen trennt, und eine dünne Kruste, durch die der stechende Dampf quillt, ihm den Anblick des flammenden Verderbens deckt, eine Kruste, die jeden Augenblick bersten, jeden Augenblick vor den entbundenen Kräften weichen kann. Doch sobald ein Häuflein sich zusammengesellt, fühlt man sich nicht mehr einsam der Natur gegenüber; man wird heiterer und eilt unbesonnen die „Straßen der Schrecken" dahin. Um uns die Hitze vor den Oeffnungen, aus welchen der Dampf quillt, anschaulich zu machen, legten die Führer einige Eier, welche ein alter Mann nebst mehreren Flaschen den schweren Weg heraufgebracht hatte, in den heißen Schwefel vor einer der kleinen Oeffnungen, in kürzester Zeit waren sie gesotten, und wir verzehrten dieselben mit etwas Schwarzbrot. Schon lange hatte mir kein déjeuner à l'impromptu so gut geschmeckt, und mir schien, als wäre es nie einem Koche gelungen, die Eier so trefflich zu kochen, als der alte Vesuv. Mit saurem Lacrimae Christi brachte ich im Stillen einige Toaste auf meine lieben Bekannten aus. Nach alter Sitte kreiste die Flasche in der Runde, worauf wir sie dem Krater opferten,

in welchen sie klirrend hinabhüpfte. Unser Cicerone und noch ein Führer wagten sich eine ziemliche Strecke längs der Abdachung des Kraters hinab: der Erstere, um uns das Schauspiel herabrollender Lavastücke zu geben, der Letztere, um uns schöne vielfarbige Schwefelformationen zu holen. Gar eigenthümlich ist es, wenn diese Lavastücke von Punkt zu Punkt hinunterrollen, und das Getöse eines fernen Donners zurücklassen: langsam hört man denselben an den Wänden wiederhallen, bis er endlich erstirbt und den Eindruck zurückläßt, daß der Krater sich endlos in das Innere der Erde verliert.

Der Cicerone schlug uns nun vor, einen der Wege um die Krater zu machen, deren sich zwei große auf der Spitze des Vesuvs befinden: der, an dem wir standen, ist der neu gebildete, der andere ist seit dem Jahre 1839 still. Wir gingen längs der schmalen Kante, doch bald hätte der Muth die Reisegesellschaft verlassen. Der Schwefeldampf umhüllte uns, stach auf unsere Lungen, und wir wurden von dem schauerlichen Gefühle des Erstickens ergriffen, eine unbeschreibliche Beängstigung erfaßte uns, und ich dachte als letztes Auskunftsmittel daran, mich an der Außenseite des Aschenrückens hinabzustürzen, um in eine reinere, dem Leben zuträglichere Luft zu kommen. Meine Begleiter stimmten für das Umkehren, und baten mich, den Rückweg einzuschlagen, doch ich konnte nicht ablassen von dem Interesse, das ich an dem Umgehen der Krater fand, und meinte, man müsse wenigstens versuchen, was die Lungen aushielten. Ich schritt

vorwärts, und die arme Gesellschaft mußte bon gré, mal gré mit. Ich ging dicht hinter dem Führer, die andern folgten mir auf dem Fuße. Ich kämpfte so gut ich konnte, nahm das Sacktuch vor Nase und Mund, und steuerte so durch den Dampf, den der Wind mit Macht trieb. Noch zwei- bis dreimal glaubte ich, der Muth würde mir gänzlich sinken, ich hielt inne, schnappte nach Luft so gut es ging, und wieder zogen die dunklen Gestalten durch die Dünste der Unterwelt vorwärts. Nach langem Mühen besiegten wir die finsteren Mächte, und kamen zum Ziele; die Pein ließ nach, und wir konnten beobachten, was sich vor uns erschloß. Der obere unregelmäßige Umfang dieses zweiten Kraters hatte gleich dem früheren zwischen 20 bis 30 Klafter im Durchmesser; die Schlucht verengte sich trichterförmig, und auch hier waren die Wände, vielleicht sogar noch greller, mit Schwefelfeldern bedeckt. Das eigenthümlich Merkwürdige dieses Kraters ist, daß man den Grund desselben wahrnehmen kann. Die Steine, die hinabgeworfen wurden, lockten den Donner hervor, doch sah man sie zuletzt auf den Grund gelangen, in den man, glaube ich, wären die Schwefeldünste nicht, mit Hilfe von Stricken ohne große Beschwerde hinabsteigen könnte, doch die Dünste würden den Vorwitzigen ersticken; auch mag die Temperatur des Bodens zu hoch sein, denn schon der Ort, auf dem wir standen, glühte an manchen Stellen so stark, daß man nicht lange ruhig zu stehen im Stande war. Man konnte diesen, gegen die

Meerseite gelegenen Krater viel besser als den vorigen beobachten, da die Dämpfe nicht so häufig und so dicht wie in dem andern aufstiegen. Er scheint einstweilen von seinem Ungestüm auszuruhen, und wir konnten ihn umgehen, ohne von dem erstickenden Schwefeldampfe gehindert zu werden. Wie sich die Nebel, welche die Spitze des Vesuvs umhüllten, im raschen Dahinziehen theilten, zeigten sich einzelne Theile des zu unseren Füßen gelegenen herrlichen Panoramas, gleichsam schwebend in weißem schleierartigen Dufte, ein traumartiges Bild. Wir waren gebannt auf den Schauplatz des Verderbens, um, wie in einem Feenreiche, von weitem das Meer und seine paradiesische Küste zu erblicken. Wie der Nebel zog, verschwanden die Bilder, um neue entstehen zu lassen; es war ein märchenhafter Guckkasten, der uns wenigstens halb und halb den Rundblick ersetzte, den wir bei klarem Wetter gehabt hätten. Ehe wir den Rand des Kraters verließen, stieg der Cicerone mit großer Keckheit auf einem über die Tiefe herausragenden Vorsprung des Randes hinab, und steckte seinen Stock in eine der vielen Vertiefungen, von denen der Boden durchlöchert war, indem er uns versicherte, daß das Holz hier von den Flammen der Unterwelt entzündet würde. Ich konnte es nicht lassen, ihm auf den etwas gefährlichen Platz zu folgen, und mich auf dem schmalen schwindelnden Vorsprung an seine Seite zu stellen. Die verschiedenen Stöcke wurden in das Loch gepfercht, und nach einigem Drehen und Wenden zog der Führer wirklich den

seinen brennend heraus. Er lief mit einer unglaublichen Keckheit einen Theil der Kraterwand hinab, als sei es eine lachende Wiese auf sanftem Bergabhange, und doch würde ihn ein Fehltritt in das sichere Verderben gestürzt haben; auch wäre er nicht das erste Opfer, welches die Unterwelt verschlungen hat.

Ein längeres Verweilen an diesem Punkte wäre nicht rathsam gewesen, indem die Sohlen unserer Stiefel ganz gewaltig brannten. Noch einmal warfen wir einen Blick in den grausen Schlund, aus dem uns die gelben und scharlachrothen Schwefelfelder entgegen leuchteten, noch einmal staunten wir die gewaltige Größe der Natur an, und gingen nun rasch einer kleinen Vertiefung zu, welche nur an wenigen Stellen rauchte, um hier die matten Glieder etwas zu stärken, indem wir, zwischen Lavablöcken und Asche sitzend, ein frugales Frühstück einnahmen. Alles was lebt scheint so wenig zum Vesuv zu gehören, daß das verwunderte Auge zwischen den grauen Massen unwillkürlich erstaunt, wenn es einer Menge Ueberbleibseln von Erfrischung- und Frühstück-Ruinen begegnet. Kerne von verschiedenen Früchten, Orangen- und Citronen-Schalen liegen umher, und bilden mit der lautlosen Wüstenei, in der sie liegen, einen fast komischen Contrast. Doch nicht alles Leben meidet den armen Vesuv, es schwirrten einige Insecten umher, und Eidechsen schlüpften über Lava und Schwefel hinweg; auch fand ich unmittelbar am heißen Schwefel mehrere Leichen von armen Scarabäen;

ob es aber wahr ist, daß, wie die Sage geht, der Vesuv bei seiner letzten Eruption eine große Menge kleiner rother ungekannter Thierchen ausgeworfen habe, kann ich nicht verbürgen, obgleich dieser sonderbare mysteriöse Berg auch dieser eigenthümlichen Phantasie fähig wäre. Nachdem unser Frühstück beendet war, begaben wir uns zu dem Punkte zurück, zu dem wir gleich unglücklichen Saumthieren drei Viertelstunden lang von Schweiß triefend heraufgekeucht waren. Hier erwartete uns ein Vergnügen seltenster Art, so groß wie ich noch wenige genossen habe: Wir sollten auf demselben Wege, der uns so viele Mühe, so viele Anstrengung gekostet hatte, nicht zurückgehen, wir sollten fliegen, wir sollten so schnell wie der Blitz das Thal zwischen Monte Somma und dem Vesuv erreichen; das berühmte Rutschen durch die Asche sollte ausgeführt werden. Oft hatte ich davon in der Heimath erzählen gehört, aber ich konnte mir nie einen deutlichen Begriff davon machen: nun erst, als ich die schnell abschießende feine Asche vor mir sah, wurde mir klar, was mich erwartete. Mit lustiger Wuth warf ich mich in wilden Sprüngen in die graue Masse, die ganze Gesellschaft hinter mir her. Man glaubt, man müsse den Berg unaufhaltsam hinunterstürzen, und habe keine Gewalt mehr über sich, aber die Füße sinken weich in den nachgebenden Aschensand, und man kann sich, wenn man den Körper stark zurückbiegt, was überhaupt bei dieser präcipitirten Reise nothwendig ist, selbst im stärksten Laufe aufhalten. Das Gefühl,

welches man empfindet, ist unbeschreiblich angenehm, man streift an die Gränze des Fluges, man hat die Ahnung, wie herrlich sich ein Raubvogel befindet, der sich aus hohen Lüften in die tiefen Thäler hinabstürzt. Und dennoch glich dabei unsere Gesellschaft, sauve le respect, einer Heerde junger Geißböcke, welche man nach langen Wintermonaten das erste Mal auf eine grüne Wiese führt. Da giebt es Capriolen, da hört man es blöken, da kennt sich die Heerde vor Freude und Lust nicht. So war es mit uns, halbtodt vor Lachen wetteiferten wir dennoch in den großartigsten Sätzen; mit dem Gefühle komischer, entzückender Verzweiflung sprang ich oft klafterweit in die jähe abschüssige Asche. Zuweilen hielt ich einen Augenblick inne, um den nur zu raschen Genuß zu verlängern, und Athem zum neuen Lachen zu finden, und die mich Begleitenden in den verschiedenen Phasen der Springwuth zu beobachten. Man war so froh, wieder einmal aus ganzem Herzen und auf legitime Art recht kindisch sein zu können, und seiner Fröhlichkeit unter den muntersten Scherzen freien Lauf zu lassen. Wir flogen, liefen, sprangen und schwammen zugleich über die Asche. Glaubte man, im Luftsprunge begriffen, jetzt müsse der Fuß auf irgend einen harten Gegenstand treffen, man müsse sich an einem spitzen Lavastücke verletzen, so theilte sich die Asche, umschwoll leicht den Knöchel, der sanft und weich wie in den Fluthen in dieselbe versank. Ist schon jede einzelne der obengenannten körperlichen Uebungen angenehm, wie reizend

ist erst diese, bei der sich Alles in Einer findet. Wild rasten wir durch den Aschenberg gleich den Furien des Alterthums, mit dem Unterschiede, daß wir den Frohsinn und nicht den Fluch zum Gefährten hatten. In wenigen Minuten waren wir am Fuße des Kegels. Die Zahl der Viertelstunden, die man zum Hinaufsteigen braucht, ließen sich, hielte man beim Herabkommen nicht zeitweise an, in Minuten verwandeln.

Ehe wir wieder unsere Pferde bestiegen, kratzten wir einige kümmerliche Pflanzen aus der Asche und Lava heraus, um sie wo möglich lebend fortzubringen; leider gingen sie uns aber in der Folge zu Grunde. Wir verließen das schauerliche Thal. Oft blickte ich mich noch um nach dem alten Vesuv, dem chemischen Laboratorium der Natur, wo es dem Menschen gegönnt ist, den Urkräften näher zu stehen. Vor dem Beschauer liegt ein nacktes kahles Bild, mit Farben einer andern Welt, mit höherer erschütternder Kraft gemalt. Er fühlt sich in eine Zeit versetzt, in welcher sich der Fuß des Sündergeschlechtes noch nicht in der mit Lebenskeimen erfüllten Erde abdrückte, und die weiche Thonmasse noch nicht von dem Odem des höchsten Wesens durchweht war. Noch scheint der Geist Gottes über Erde und Wasser zu schweben, über den rohen Stoffen sinnend, um dann die Alles durchdonnernden Worte des Lebens „Es sey!“ zu sprechen. Der Vesuv ist ein übriggebliebenes Stück Chaos, ohne andere ausgedehnte Farbe, als dem todten Grau, dem Grundton

alles andern. So spricht die Vergangenheit, welche uns der Feuergeist weist, zu uns. Doch auch die Zukunft läßt er uns ahnen. Wie Gott schuf, so wird er zerstören; wie sich auf dem Grau die Farben entwickelten, so werden sich diese schönsten Beweise des schaffenden Gottesauges wieder einstens verwischen und zum Grundton zurückkehren. Wie das Feuer läutert, und aus Nebel und Rauch die Erde so herrlich entstand, daß selbst Gott sich seines Werkes erfreute und sprach: „Es ist gut," so wird einst Rauch und Nebel diesen alten faulen Ball den segnenden Augen des Schöpfers entziehen! Doch flüchten wir uns vor diesen erschütternden Gedanken in das Kirchlein der Eremitage, um Vergebung von unseren Sünden zu erflehen. Als die ganze Gesellschaft in der armseligen Capelle versammelt war, las uns der Caplan die heilige Messe, und dann ging es zwischen herrlichen Weingärten in schnellem Tempo nach Resina zurück; der Tag hatte sich geklärt, die Aussicht war noch reiner geworden, in voller Pracht lag Neapel im frischesten Grün, bespült von der lustigen See, vor unsern entzückten Augen.

In der fröhlichsten Stimmung, glücklich über das Vollbrachte, jagten wir die gute Straße hinab. Einen Contrast zu unserer Lustigkeit bildete eine Leiche, welche man auf offener Bahre, nur mit einem Tuche überdeckt, in den freundlichen Friedhof von Resina trug. Wie in Neapel Alles offen und frei geschieht, so schließt auch kein Sarg die Todten der ärmeren Classen ein. Etwas matt, und in furchtbar

hergenommenen Anzügen kamen wir bei der Barke an, welche in Portici unser harrte, und uns auf die Fregatte zurückbrachte. Kaum hatte ich ein wenig ausgeruht, so mußte ich mich in Uniform setzen, und von Neuem in eine Barke stürzen, um nach Capo di Monte zu einem diner en famille in der heiligen Zahl drei mit meiner Tante und mit meiner Cousine zu fahren. Der Nachmittag war herrlich und heiß, die Stadt glühte in stolzer Pracht. An der Treppe des Quais von Santa Lucia harrte der Wagen, in den wir uns, umschwirrt von den sonderbarsten Gestalten, vom Volkstumult umkreist, flüchteten. Man muß in Neapel gewesen sein, um zu wissen, was ewiger Lärm, fortdauernde Regsamkeit und unermüdliches Treiben ist. Gestern beschäftigte mich die Via Toledo mit ihren mannigfaltigen Entwicklungen, ihren, unserem Auge so wunderbaren Erscheinungen so sehr, daß ich ganz vergaß, des königlichen Palastes und des breiten Platzes, welcher sich vor demselben ausdehnt, zu erwähnen, und doch ist derselbe vielleicht in Hinsicht der Architektur der Glanzpunkt der Stadt. Die dem Platze zugekehrte Seite des Palastes von rohen, mit grauen Steinen eingefaßten und verzierten Ziegelwänden ist imposant und königlich. Unter dem Mittelbalcon läuft eine breite Einfahrtsstraße, in welcher sich die große, wie es scheint aus verschiedenen Militär=Branchen zusammengesetzte Hauptwache befindet, durch. Wie natürlich sprossen auch hier die Lilien, an welchen Neapel eine so überreiche Fülle besitzt, von allen

Seiten, gleich abwehrend zurückstoßenden Lanzenspitzen hervor, und deuten an, daß der alte Seitenstamm der im Hauptstamme ersterbenden Bourbons hier herrscht. Ueber dem größten wie über dem kleinsten Werke, vom Museo Borbonico bis zum letzten Schilderhause, ja bis zu der zierlichen Form der schlechten Butter im loyalen Kaffeehause „Europa" herab, wiegt sich die stolze Blume und scheint von der einfachen Bekleidung „der Lilie auf dem Felde" zu Salomon's Zeiten zur Bekleidung der höchsten Stellen durch den Einfluß der Bourbons vorgerückt zu sein. Treibt man es auch hier mit der Verwendung dieser Blume zu weit, so liebe ich doch diese krönenden Symbole, die von alter Macht zeugen. Der Stadt-Façade des Palastes gegenüber erhebt sich eine große Kirche aus weißen Steinen in der Form einer griechischen Rotonde, von der rechts und links weite Säulengänge auslaufen, die einen großen Theil des Platzes umfassen. Sie wurde ex voto von Ferdinand I. nach Wiedererlangung seines von den Franzosen geraubten Landes erbaut. Als Feind der griechischen Bauten zu christlichem Gebrauche gefällt sie mir in ihrem Zwecke nicht; wäre sie ein heidnisches Werk, so ließe sich ihr ein imposanter Einklang nicht absprechen; in architektonischer Hinsicht ziert sie trefflich den einen Theil des Platzes. An der rechten Seite, vom großen königlichen Palaste aus gesehen, steht ein anderer kleinerer Palast, der als Unterkunft für fremde fürstliche Besuche dient; auch mir war eine Wohnung daselbst bestimmt,

der ich aber mein schwimmendes comfortables Haus vorzog. Auf der andern Seite erhebt sich der schmucklose Palast des Herzogs von Salerno, den seine Lage und sein reizender Garten so berühmt gemacht hat. Vom Meere aus sieht man über hohe Stockwerke aus den Dächern die dichten Laubkronen herausblicken. Da mein Onkel keine männlichen Erben hatte, fiel diese reizende Wohnung nach seinem Tode an die Krone zurück. Auf dem Platze erheben sich zwei schöne Reiterstatuen von Carl III. und Ferdinand I., welche schon die grünblaue duftige Farbe angenommen haben, die keine Kunst, nur Zeit und Wetter dem Bronze geben können.

Nun ging es wieder durch die Via Toledo, von lautem Leben umsummt, den reich umgrünten Hügel Capo di Monte hinan. Bei einem guten diner en petit comité tauchten Erinnerungen vergangener schöner Zeiten auf; Alterlebtes ward neu und frisch besprochen, und drang auch mancher Wermuthstropfen durch, so fühlte man sich doch wohl und heiter; verwandte Herzen finden sich ja so leicht, wenn sie weit von der Heimath schlagen. So war es auch heute. Ich mußte erzählen, und ließ mir auch wieder so manche Mittheilung von meinen Verwandten machen; das Andenken manches Dahingeschiedenen wurde in Liebe erneuert, manche fröhlich erlebte Stunde in der lieben Heimath in der Erinnerung neu gefeiert. Nach Tische durchwanderten wir die weiten öden Prachtgemächer des steinernen Schlosses. Geschmack und Comfort, Leben und Häuslichkeit sind aus diesen weiten

Sälen verbannt. Es sind die steifen Linien und Ornamente aus der französischen Kaiserzeit, denen die warme Seele vergangener Zeiten fehlt, und welche die schönen Dimensionen des Innern verderben. Es befindet sich im Palaste eine eigenthümliche Bildersammlung, welche eine Unterstützung der schwachen neueren Kunst Neapels zum Ziele hat. Lauter furchtbare Gegenstände aus der alten Geschichte und Mythe. Klaffende Wunden, sterbende Helden und Heldinnen, schauerliche Leichen füllen die Räume des Sommerschlosses, zu dem sie nur insofern passen, als die außerordentlich ungezwungenen Costüme der Dargestellten allerdings nur für die heitere Sommerzeit tauglich scheinen; denn nie habe ich eine so vollkommene Collection von unbekleideten Körpermassen auf schauerlichen, schlecht gemalten Bildern gesehen wie hier. Darnach zu urtheilen, muß die Kunst in diesem Reiche noch auf einer sehr niedern ursprünglichen Stufe stehen.

Meine Tante lud mich ein, mit ihr und ihrer Tochter eine Spazierfahrt vorzunehmen. Durch reizendes Grün zwischen Alleen und lachenden Gärten fuhren wir auf der Höhe von Capo di Monte zu der durch ihre Lage berühmt gewordene Villa Regina Isabella. Bald gelangten wir in die Besitzung der Königin Mutter. Durch eine lange Allee zwischen Oleander, Rosenstauden und Reben kamen wir auf einen freien mit Blumen reich bepflanzten Platz, auf welchem die im griechischen Geschmacke erbaute Villa steht. Wir verließen den Wagen und traten in den zierlichen Hof des

Hauses. Ein schmächtiges Wesen in grünem Schlafrocke, dem man an der Tonsur und der Fußbekleidung ansah, daß es der Hausgeistliche war, empfing uns. Wir hatten ihn augenscheinlich durch unseren Besuch aus seiner gemächlichen häuslichen Ruhe gestört. Er führte uns durch die hübschen Gemächer zu ebener Erde auf eine Terrasse, von der man vielleicht eine der schönsten Aussichten auf Gottes weiter Erde genießt, es ist einer jener glücklich gewählten Punkte, von denen man nicht als Staffage die Aussicht von der herrlichen Umgebung genießt, sondern wo man durch den trefflich gewählten Platz, auf dem man steht, sich so zu sagen außerhalb des Bildes als Beobachter und Bewunderer be=findet; wo das Auge nicht genöthigt ist, seine Aufmerksam=keit an Einzelnheiten zu verschwenden, sondern wo sich alle Reize, alle Licht=Effecte zu Einem verbinden, und das Ganze im schönen Einklange mächtig auf die Seele wirkt. Auf einer noch höher gelegenen Terrasse, zu welcher uns jetzt der geistliche Hüter führte, war der Rundblick noch umfassender. Wie die letzten Werke der auf ihrer Höhe dahinsterbenden Künstler gewöhnlich die schönsten, die durch=geistigtsten sind, so malt auch die Sonne nie so lebhaft, nie in so glühenden Tönen, so zauberischem Schmelz, als wenn sie im Scheiden ist und ihren letzten Kuß auf die Erde drückt. Sie besitzt das Geheimniß, bei ihrem Schwin=den Sehnsucht zu erwecken, durch ihre letzten Strahlen im menschlichen Herzen einen Trieb des Nacheilens zu entzün=

den; sie läßt ein stätes Hoffen, ein stätes Begehren, ihr goldenes Bild wieder zu sehen, zurück; denn der Anblick des Ersterbens auf dieser Welt weckt den bangen Wunsch des Auferstehens in einer andern. Solch ein stiller erhabener Abend vergoldete Neapels herrlichen Golf. Die Villa steht auf freier luftiger Höhe, und vor derselben stürzt das begrünte Erdreich schroff der Stadt und dem Meere zu; dieser Standpunkt ist es, der den Eindruck so sehr erhöht. Den Vesuv und die malerische Gebirgskette von Sorrent umfloß ein duftiges Blau; gleich Perlen in der fluthumwallten Muschel glänzten am Fuße der Höhen die verschiedenen Städte und Ortschaften, und wie ein reicher Teppich breitete sich zwischen ihnen und Neapel die glückliche Ebene aus; die sinkende Sonne vergoldete die Kuppeln und Dächer der Hauptstadt, die ein Kranz von Villen einfaßt, und die Hügel des Posilippo mit dem südlichen Grün ihrer üppigen Gärten; hinter uns erhoben sich die Höhen von Camaldoli mit dem berühmten Kloster; vor uns wiegte eine Palme ihr erhaben mildes Königshaupt; tief unter uns lag die Häuserreihe der Chiaja mit den dichten Baumreihen der Villa reale, von der aus sich der ruhige Spiegel des Meeres in ungetrübtem Juwelenglanze weithin erstreckte. Vertieft man sich in dieses unvergleichliche Zauberbild, sieht man diese ewig junge Natur, in der sich der frische Blüthenreichthum Europa's und der üppige Reichthum der Tropen vermählen, diese südliche Gluth mit dem orientalischen Metallschimmer des Lichtes, so

denkt man an den stolzen Spruch der Neapolitaner: „Napoli è un pezzo del cielo caduto in terra!“

Obwohl die inneren Räume der Villa von sehr geringem Interesse für die Fremden sind, so durchflogen wir sie dennoch. Sie führen das Siegel einer gemischten Wirthschaft; zwei Sphären haben sich in diesem Hause vereinigt, die sich zwar gegenseitig achten sollen, die aber, verschmolzen, nur ein mißhelliges trauriges Verhältniß bilden. Der Vater des jetzigen Königs war gestorben, und die Wittwe, Königin Isabella, heirathete einen Adeligen des Landes, und statt, nachdem sie diesen Schritt gethan hatte, mit ihrem neuen Gatten in einen Winkel der Erde zu ziehen, kaufte sie diese reizende Villa, um hier mit einem Fuße im Hof-, mit dem andern im Privatleben zu stehen. Sie wollte die Ruhe und Unterhaltungen einer Privatfrau genießen, und konnte doch nicht dem erblassenden Glanze der Königswürde Lebewohl sagen. Sie starb erst vor Kurzem, und hinterließ ihr Haus der Laune ihrem Gatten, der als Oberst in der Armee seines Stiefsohnes dient, und in der Caserne wohnt. Die Villa Regina madre ist nun verlassen und nur zeitweise kömmt der Besitzer auf kurzen Besuch. Es machte mir einen eigenthümlichen Eindruck, in dem Hause eines Privatmannes die familiärsten Porträte fürstlicher Häupter zu finden. Das Ganze ist mit einem Comfort eingerichtet, der die ehemalige Pracht noch nicht aufzugeben gelernt hat. Unter dem mitunter sehr kostbaren Hausgeräthe fiel mir eine Art Thronsessel auf, dessen

reich gestickter Stoff von goldenen Ornamenten umgeben war. Verwundert, ein dergleichen Möbel im Salon zu finden, frug ich den Hausgeistlichen, der uns, echt italienisch, sans gêne in seinem unansehnlichen grünen Schlafrocke herumführte, ungeachtet er recht gut ahnen mußte, wer meine Tante sei, woher dieser reiche Königsstuhl stamme? er antwortete, daß ihn die Königin-Mutter von der „Madame Roschilde“ erhalten habe. Erst nachdem er mir den im italienischen Munde eigenthümlich klingenden Namen zweimal wiederholt hatte, erkannte ich seinen hebräischen Anklang.

In den unteren Räumen des Hauses befindet sich eine Art universeller Sammlung, ein kleines Museum, wo von Allem Etwas, aber im Ganzen nichts Besonderes ist. Wir dankten dem Hausgeistlichen für die Gefälligkeit, uns herumgeführt zu haben, und stiegen in die leichte Kalesche, um unsere Promenade weiter fortzusetzen.

Ich lernte jetzt eine besondere Annehmlichkeit Neapels in den breiten schönen Straßen auf den Höhen von Capo di Monte kennen. Der jetzige König ließ sie bauen und mit den herrlichsten, schön gewölbten Alleen verzieren. Wenn man durch diese gigantischen Laubhallen fährt, so glaubt man in einem englischen Parke, nicht aber auf den Verbindungsstraßen der Umgebung einer Stadt zu sein. Es ist ein schöner Luxus des Monarchen beider Sicilien, seine Residenz mit üppigem Grün zu umringen, und seinen wohlgeführten Straßen kühlen Schatten zu verleihen. Es war Sonntag, überall sah man

Leben, überall bewegte sich das Volk in heiterer Lust; von allen Seiten umbrauste uns das Gelärm der Straßen. Die eigenthümlichen Volks-Equipagen Neapels, die zweirädrigen Karren mit dem kleinen armen Pferde, das die Gesellschaft von 12—14 Personen im Trabe zieht, rollen dazwischen. In ihnen glückt es einem Vetturino, Repräsentanten der verschiedenartigsten Stände zu versammeln. In dem Menschenknäuel eines solchen Fuhrwerkes zeigt sich der Dreispitz eines Dieners des Herrn, schimmert das Wehrgehänge eines Schweizersoldaten, flattern die farbigen Bänder einer Calabresin, weht die Kappe eines Lazaroni neben dem ewig regen Fächer einer alten Städterin: das Problem, daß auf einem Karren, dessen ursprüngliche Bestimmung für vier Personen ist, vierzehn Menschen Platz finden, löst sich, wie schon früher einmal bemerkt wurde. Auf den holpernden Bänken des Wagens sitzen die Leute statt zwei und zwei, drei bis vier neben einander eingepfercht; der Kutscher schwebt auf der Deichsel; neben ihm auf den Stangen des Wagengerippes findet die jugendliche Welt Platz; die zu den Sitzen führenden Tritte dürfen auch nicht unbenutzt bleiben, sie haben ja die Breite eines menschlichen Fußes, bieten daher Raum zu gymnastischen Equilibrir-Künsten; hinter den Sitzen, den Rücken dem Gespanne zugekehrt, genießt man trefflich den Anblick der Gegend, die man verläßt, erkauft man auch diesen Genuß durch eine etwas schmale Basis. Doch nun bleibt ja noch ein Raum zwischen den zwei großen Rädern unter dem Boden des

Wagens, der muß ausgebeutet werden: ein großer Korb, mit Ketten oder Stricken befestigt, hängt daran, und liefert einen neuen Platz, in welchem einer der Fahrenden gemüthlich hin und her geschaukelt wird. Mit der Bevölkerung eines solchen zweirädrigen Karrens könnte man trefflich eine Insel colonisiren. Priester, Wehrleute, Bauern, ja selbst Bettler würde ein solches Fuhrwerk liefern. Schellenton und Geschrei, manchmal sogar Instrumental-Musik und Gesang, aus einer Staubwolke hervorschallend, verkünden schon von Weitem das Nahen dieser Equipagen.

Doch noch hundert andere komische Gestalten zeigen sich auf den belebten Straßen; vorzüglich sind es die Abbati, welche auch in diesen die Stadt umgebenden Alleen dem Fremden auffallen. Tante und Cousine lachten über meine Ausrufe der Verwunderung ob dieser hierarchischen Profusion. Einem ihrer jungen Vertreter begegneten wir mit dem Dreispitz, dem langen faltenreichen Talar und einer Hetzpeitsche hoch zu Roß; ein anderer kutschirte gemüthlich eine zweirädrige Equipage.

Wir berührten auf der nach Rom führenden Poststraße das sogenannte Campo, ein breites, ebenes Feld, auf dem die militärischen Feste abgehalten werden. Für die Königin ist in der Nähe der Straße ein kleines Gebäude errichtet, von dem aus sie den Revüen zusehen kann. Auf der strada del campo fuhren wir nun an dem großen Armenspitale vorbei, über die nach Pompeji führende Eisenbahn, nach den vor der

Stadt befindlichen großen Quais. Man genießt die schöne Aussicht in die Ebene und auf den Vesuv, dessen Contouren sich auf dem duftigen Abendrothe abzeichneten. Im Halbdunkel gelangten wir in die Stadt. Dies ist der Augenblick, wo ein neues, doppeltes Leben in Neapel beginnt, wo Musik und Jubel das Scheiden der Sonne, das Schwinden ihrer glühenden Strahlen zu ersetzen scheint. Hunderte von Lampen, Lämpchen und Lichtlein entzünden sich auf den Quais und spiegeln sich im Meere, und einen sich zu Festons und zu Guirlanden, um die verschiedenen Kirchtage der vielen Gotteshäuser zu feiern. Böllersalven erschüttern die Luft, Raketen steigen auf; Räder mit buntem Feuer umschwirren die Madonnen; die Theater öffnen ihre lärmenden Säle; das Gequäke der Marionetten ruft die Lazar'oni zu einer Volksversammlung; Hunderte von Garküchen zeigen ihre Schätze im glühenden Lichte prasselnder Flammen oder im Halbdunkel matter Lämpchen. Das hungrige Volk hält um ein Paar Bajocchi, einzelne Gescheidte auch umsonst, seinen Fischzug in den Maccaroni-Bassins, und fühlt sich, ist der Magen voll, unter dem freien blauen Zelte in der wonnigen Abendluft glücklich. Ueber dem Jubel der Stadt, über all ihrem regen Leben segelt sanft und ruhig durch das blaue Aethermeer der volle majestätische Mond, dieser alte Zeuge des nächtlichen Treibens, und blickt mit mildem Spotte auf die heitere Unruhe des heißen Volkes, welches durch Lampenschein und rauschenden Lärm in die Ruhehälfte des Lebens den Glanz und

die Bewegung des Tages rufen will. Die hundert Lampen schwinden vor ihm zu Fünkchen herab, der Berg und Thal mit seinem mildausfließenden Silberscheine umwallt; er hat die rothe Gluth, mit welcher er hinter den Dünsten des Vesuvs erschien, auf dem alten Feuerberge zurückgelassen, um nun rein und makellos sein Antlitz in dem stillen Plane des weiten Golfes zu besehen; ruhig thront er am weiten Firmamente gleich einer schönen stolzen Frau, seines erhabenen, unantastbaren Sieges sich bewußt, und wie die Schönheit Alles mit ihrem Glanze übergießt, so hat auch Neapel durch das Erscheinen des Gestirns den Höhepunkt seines nächtlichen Reizes erreicht. Es ist die eigene magnetische, unerklärte Macht des Mondes, daß sie Natur und Gemüth in einen zarten duftigen Silberschleier einhüllt. Die Sonne ist das Gestirn des frischen neuen Lebens, der aufstrebenden Gedanken, sie wärmt und verjüngt. — Mit ihrem Scheiden ergreift bange Sehnsucht das Herz. Aber der Mond ist das Gestirn der Erinnerung und entzückender Wehmuth! Er ruft die Träume der Vergangenheit wach, in seinem reinen sanften Spiegel ziehen langsamen zarten Fluges, in schwimmenden Linien, Erscheinungen glücklicher Zeiten vorüber, und mahnen an selige Momente, an theuere Gestalten, die nimmer wiederkehren, oder im stillen Herzen der Ferne gedenken. Der Mond ist das leise geahnte Bindemittel der Ferne und der Vergangenheit mit der Gegenwart. Wie er voll und sehnsüchtig in das Auge, das ihn betrachtet, blickt, so fließt auch sein wehmüthiger Glanz

über manches kalte Grab, gleitet still von Blatt zu Blatt am Geranke der Mauern hinan, um an manchem Fenster ersterbend zu glitzern, und die dahinter sitzen zu erinnern, daß im fernen Lande auf unendlicher See ein Herz in bangen Schlägen voll Heimweh pocht.

Doch was sollen solche Empfindungen in der vulcanischen Stadt der Freude. Italienische Herzen verstehen nicht, was ein armes deutsches Gemüth, das sie der Kälte zeihen, empfinden kann. Vielleicht sind sie glücklicher, die im Rausche und Taumel ihr Leben stürmisch abspinnen; wohl bekomme es ihnen.

Der letzte Theil des Tages, oder vielmehr der Beginn der Nacht wurde einer der größten Berühmtheiten Neapels gewidmet, dem Teatro San Carlo. Auch dieses Werk entstand unter dem genialen prachtliebenden Carl III., welcher es 1738 in 270 Tagen erbauen ließ. Nach dieser kurzen Frist wurde es am Tage des h. Carl, als am Namensfeste des Gründers, feierlich eröffnet. Vierzig Jahre nachher mußte es umgebaut werden, und 1816 verzehrten es die Flammen. Ferdinand ließ es nach einem großartigen neuen Plane aus der Asche wieder erstehen.

Von Vielen wird behauptet, daß San Carlo das größte Schauspielhaus Europa's sei; die Anzahl der Schuhe und Zolle habe ich nicht gemessen; daß es aber den Eindruck des imposantesten und schönsten Theaters, welches ich gesehen habe, auf mich machte, offenbarte sich mir gleich beim Eintritte in

den weiten schön erleuchteten Saal. Sechs Reihen, jede mit 32 Logen, erheben sich über einander, mit Säulen und reichen goldenen Zierrathen auf rothem Grunde in Fülle geschmückt. Die Bühne ist von ungewöhnlicher Breite und Höhe; sie reicht bis an den weiten Logenkranz, und wölbt sich bis zur Decke des Schauspielhauses. Das Gold der Zierrathen ist nicht mehr ganz frisch, wodurch das Haus ein würdevolleres Aussehen erhält; diese Ornamente sind im prachtliebenden Geschmacke des vorigen Jahrhunderts gezeichnet; die Beleuchtung ist gerade im rechten Maße, und hat nicht die übertriebene antioculärische Tendenz unserer neueren Theater. Der Bühne gegenüber, über dem Haupteingange, befindet sich unter einem schweren reich mit goldenen Lilien übersäten Baldachin die große Hofloge; sie ruht majestätisch auf den Kronen zweier goldener Palmen, dem alt-ägyptischen Modell der Säule. Von diesem Mittelpunkte des königlichen Glanzes durchweht Pracht und architektonische Ueppigkeit die vielen Reihen zahlloser Logen. Vom Eingange links ganz nahe der Bühne sind 4 Logen zum gewöhnlichen Gebrauche der königlichen Familie in Eine vereinigt. Erscheint einer der königlichen Prinzen im Schauspielhause, so besteht der sonderbare Brauch, daß ein Soldat mit Gewehr auf die Bühne tritt, sich Angesichts des ganzen Publikums dem königlichen Sprossen zuwendet, präsentirt und ihn fortwährend anblickt, bis er von fünf zu fünf Minuten abgelöst wird. Auch heute wartete die Schildwache hinter den Cou-

lissen, so daß ich sie deutlich wahrnehmen konnte. Bei einer solchen Eigenthümlichkeit kann der Reisende nur sagen: Ländlich, sittlich! ein alter, nie zu vergessender Spruch. Das Theater füllte sich immer mehr und mehr, im Parterre wehten und klapperten die Fächer; doch darf man nicht glauben, daß es das schöne Geschlecht war, welches sie handhabte, nein, es waren die rauhen Männerhände, welche die Waffen der Coquetterie, durch die Hitze gezwungen, zu Hilfe nehmen mußten. Der schwächere Theil der Erdenkinder ist aus der Platea verbannt, eine Sitte, die ich sehr moralisch finde, und deren Einführung in anderen Städten auch nicht schaden würde. Zwei Sachen sind es, die in diesem Theater einer Erneuerung bedürfen: der mit mythologischen Figuren geschmückte Plafond, und der große, ebenfalls eine mythologische Scene darstellende Vorhang. Beide erinnern an jene geflickten Gemälde alter Rumpelkammern, über welche die Spinnen ihre grauen Schleier gezogen haben. Trotz dieser Nebensachen ist der Eindruck des Ganzen gewaltig, man wird unwillkürlich von der Schönheit des imposanten Raumes hingerissen. Wie habe ich im Stillen gewünscht, dieses herrliche Theater in unsere theuere Hauptstadt versetzen zu können!

Es weht noch etwas von der Zeit Louis XIV. durch diese weiten Räume, die von dessen Nachkommen, in welchen noch ein Theil seines prachtliebenden, schöpferischen Geistes hauste, erbaut sind. Die Werke jenes Geistes sind geblieben,

doch der Geist ist mit seiner Zeit dahingeschwunden, und ich kenne wenige Gestalten, die würdig wären, diesem Hause als Glanzpunkte zu dienen. Wie schön müßte es sein, wenn enthusiastischer Beifall, patriotischer Jubel, die innig gefühlten Klänge einer Hymne es durchrauschten! Statt dem wurde heute eine der von mir so wenig geliebten italienischen Opern gegeben. Auch verließ ich bald, nachdem ich den Anblick des Theaters genossen hatte, von Hitze und Müdigkeit überwältigt, die Loge.

Rhede von Neapel den 11. August 1851.

Kaum hatten wir uns einige Stunden der Ruhe gegönnt, so mußten wir schon wieder aufbrechen. Am schönsten Morgen brachte uns unsere Barke in den innern, hauptsächlich für die Kriegsschiffe bestimmten Hafen, in welchem uns der Bruder des Königs, Graf Aquila, auf dem Kriegsdampfer Fieramosca erwartete, um uns nach Gaëta zum Könige zu bringen. Graf Aquila stand auf dem Verdecke, umgeben von seinen Officieren, und ich hatte hier zuerst Gelegenheit, seine Bekanntschaft zu machen. Er ist nicht groß, etwas zu beleibt für sein Alter, seine Züge haben jedoch die edlen geistreichen Formen der Bourbons. Er ist der Chef der Marine, und ergiebt sich seinem Stande mit außerordentlichem Eifer und großer Sachkenntniß. Er hatte das Glück, schon zwei Reisen nach Brasilien zu machen; bei der letzten begleitete

er seine Schwester, die Kaiserin, dahin, und holte sich selbst die Schwester des Kaisers, eine transatlantische Braut. Während meines längeren Aufenthaltes in Neapel lernte ich ihn näher kennen und als einen geistreichen, außerordentlich angenehmen, jungen Mann schätzen. Ihm ist das große Talent zu Theil geworden, durch einfache, aufgeweckte Art die Herzen derer, die mit ihm näher in Berührung kommen, zu gewinnen. Außerdem, daß er mit Leib und Seele Seemann ist, liebt er die Pferde ungemein, und hat die englische Fuchsjagd, ohne selbst je in England gewesen zu sein, mit vielem Geschick auf neapolitanischen Boden verpflanzt. Was seine guten und liebenswürdigen Eigenschaften in meinen Augen krönt, ist, daß man nie den südlichen Italiener in ihm erkennen würde.

Das Zeichen wurde gegeben, und majestätisch rauschte der breite mächtige Dampfer aus dem in der Nähe des königlichen Palastes befindlichen Hafen in den schönen Golf. Die Räder des Fieramosca griffen kräftig in die Fluthen, aus denen sie Tausende von funkelnden Diamanten wühlten, und langsam verschwammen die Linien des herrlichen Neapels. Unser Weg führte uns längs den pittoresken Ufern von Puzzuoli und Baja; bald sah man die letztgenannten Städte an ihrer breiten sicheren Bucht schimmern, in der sich die von einem Kloster gekrönte kleine Felseninsel zeigte; über den ruhigen Spiegel erhoben sich die Pfeiler und einzelne Bogen der alten Römerbrücke, durch welche der tyrannische Kaiser Nero

seine Macht über die Elemente zeigen wollte. Der Tuffstein der Uferhöhen schimmerte golden, und bildete hundert abwechselnde Formen; blau und rein war der Himmel, blauer das Meer, durch welches kleine Dampfer und malerische Barken rauschten, die das herrliche Bild mit lieblichem Reiz belebten. Wir nahten uns der Insel Procida, um zwischen ihr und dem Festlande die hohe See zu erreichen. Die Insel ist zwar klein, aber durch bedeutende Bewegung in ihrem Terrain malerisch. Leider war die Zeit unseres Aufenthaltes in Neapel zu kurz, um sie besuchen zu können. Die Tracht der Bewohnerinnen soll durch den alt-griechischen Typus, der ihr eigen ist, die merkwürdigste im ganzen Königreiche sein. Wir waren nun im Meere, und bald zeigte sich nur mehr zur Rechten Land. Die Fahrt von hier bis Gaëta ist von geringem Interesse; die vier Stunden, die sie von Neapel aus währt, verflossen mir in angenehmem Gespräche mit dem Grafen Aquila, welcher schon in dieser kurzen Zeit mein Herz zu gewinnen wußte. Das Schiff, obwohl für den Krieg bestimmt, bot alle nur möglichen Bequemlichkeiten. Noch hatte es seiner Neuheit wegen keine Kanonen am Bord, die aber bald, und zwar vom schwersten Kaliber, das Deck zieren sollten. Der Fieramosca hat trotz seiner Jugend schon eine eigenthümliche Geschichte. Er ward von den sicilinanischen Revolutionärs in England bestellt, und als deren Regierung unter den königlichen Bomben fiel, und das weiße Banner wieder auf den Mauern Messina's wehte, wollte Palmerston

das erst nach der Revolution beendete Schiff nicht mehr aus England lassen. Der Festigkeit der neapolitanischen Regierung gelang es endlich doch, dasselbe als eine gerechte Kriegsbeute zu erhalten, und nun ist es eines der schönsten Schiffe der königlichen Flotte; Officiere und Mannschaft hatten ein treffliches seemännisches Aussehen, und die Ordnung, die überall herrschte, ließ auf den Werth der neapolitanischen Marine schließen.

In der Verlängerung des Bugspriets konnte man in schwachen Umrissen den hohen Berg wahrnehmen, der sich hinter Gaëta erhebt. Die Contouren wurden klarer, der blaue Duft der Entfernung theilte sich in leichte Farbentöne, und schon begann man einzelne Häusermassen wahrzunehmen; deutlich zeigte sich der Felsenvorsprung, welcher die Basis der Festung ist; zu seinen Füßen, vom Meer bespült, löste sich aus den unentschiedenen Massen Gaëta, das Fürsten-Asyl, diese Schützerin wankender Kronen. Man kann sich meine Spannung denken, diesen Punkt zu sehen, dessen Name durch die Begebenheiten des Jahres 1848 in die Annalen der Weltgeschichte eingetragen wurde, diesen Hafen, in welchem das Schifflein Petri ankerte, um sich vor den Stürmen der Welt zu schützen. Schon glaubten die weithin geöffneten Pforten der Hölle, sie hätten über die schimmernde Tiara gesiegt, schon glaubten sie, das Haupt der Christenheit sei gestürzt, um sich nimmer wieder zu erheben; doch zwischen trüben Wolken und schauerlichen Blitzen donnerte es mächtig aus den Himmeln, und die schnöden

Knechte des Fürsten der Welt hörten zitternd eine Stimme, die ihnen zurief: „Tu es Petrus et super hanc Petram aedificabo ecclesiam meam et portae inferi non praevalebunt adversus eam.“ Der fliehende Seelenhirt fand einen festen Zufluchtsort an den Felsen von Gaëta, und die Pforten der Hölle mußten die wuthschäumende Rotte wieder aufnehmen und sich vor der Macht des Höchsten schließen.

Hinter der Stadt breitet sich eine weite mit hohen Bergen umgebene Bucht aus, in deren Tiefe, an einem Bergrücken, das freundliche Mola di Gaëta erscheint. Die Sonne schien lebhaft auf den, wenn auch kahlen, doch pittoresken Felsen; die Häuser an seinem Fuße schimmerten hell. Wir waren in die Bucht eingefahren; umsonst spähte ich nach dem Aufenthaltsorte des Königs, ich vermuthete doch wenigstens eine halbwegs hübsche Villa zu finden; endlich zeigte mir Aquila zwei kleine mit einander verbundene Häuschen unmittelbar hinter der Festungsmauer, über der nur wenige Fenster unter den Dächern hervorschienen. Das ist der Palast, in welchem König Ferdinand haust. Der Herrscher Neapels wohnt in einer kahlen Gegend, in zwei zusammengestoppelten Häuschen, die kaum Raum für seine zahlreiche Familie bieten, hinter einer erdrückenden mit Kanonen bespickten Bastion. Wer würde es glauben, daß derselbe Fürst vielleicht den schönst gelegenen Palast der Welt besitzt; daß ihm das mächtige Capo di Monte, die Krone Neapels, Caserta, Portici und Quisisana gehören, Schlösser, um die ihn mancher grö-

ßere Monarch beneiden kann; und dennoch fand er sein Sanssouci in einem Felsenneste; so ist die Welt! hat man die schönsten, prächtigsten Punkte der Erde, welche Millionen uns beneiden, so flieht man in einen stillen unansehnlichen Winkel, und sucht in der größten Zurückgezogenheit neue Reize, welche die Goldgemächer und sammetnen Baldachine nicht mehr gewähren. Doch mag das stille Retiro von Gaëta manche Eigenschaft besitzen, durch welche es das Herz des Königspaares gewonnen hat. Der König ist diesem Felsen dankbar, in welchem sein müdes Haupt Ruhe und Rast, seine und der Christenheit Krone eine Stütze fand, aus welchem sein Thron, wiedergeboren, fester hervorging, und es sind die Erinnerungen dieser Tage, die ihn mächtig an Gaëta fesseln. Er beugte dort als frommer Christ der Erste sein Knie vor dem Stellvertreter Gottes; gleich Abraham empfing er demüthig den heiligen Gast, wofür dieser den Segen Gottes über ihn ausgoß.

Der König beschäftigt sich mit dem Militärwesen; hier hat er Zeit und Muße dazu, und täglich verstärkt er den schon mächtigen Schutz, den ihm die Festung ertheilt. Dagegen liebt es die Königin, in Stille ihrer Familie zu leben, was ihr in Gaëta im vollsten Maße zu Theil werden kann. Aus diesen verschiedenen Gründen läßt es sich erklären, daß Neapels Herrscherpaar die enge Wohnung in Gaëta den herrlichen Palästen Neapels vorzieht.

Mehrere schöne Kriegsschiffe lagen in der Bucht und salutirten uns bei unserer Ankunft. Unter der rauschenden

Musik und dem Hurrah der Matrosen sank der Anker, und ein Boot mit einigen besternten Größen der Land- und See-truppen holte uns vom Schiffe ab, um uns an einer kleinen Pforte in der Festungsmauer an's Land zu setzen, wo uns einige Hof-Sommitäten empfingen. Wir schlüpften durch die enge Pforte, thaten einige Schritte über die schmale schmutzige Straße, und befanden uns plötzlich unter den Thoren der Residenz; en pleine uniforme keuchten wir über eine schmale hochstufige Treppe, auf welcher uns im zweiten Stocke ein großer starker Mann mit kurzgeschorenem Haupt und Barte, Ordensband und bordirtem Dreispitz entgegen kam; mein guter Genius flüsterte mir zu, daß es der König sei. Es mußte wirklich eine höhere Eingebung gewesen sein, denn ich hatte mir König Ferdinand anders gedacht. Noch schwebte mir sein Bild als junger Mann von 26 Jahren in dunklen Umrissen vor, wie ich ihn vor 15 Jahren in Wien gesehen hatte. Jetzt war er freilich 41 Jahre alt geworden, aber seinem Aussehen nach würde man ihn für einen starken Fünfziger gehalten haben, so hat die zerstörende Kraft des Südens und der Einfluß der Revolutionsjahre, die, wie aus Allem hervorgeht, der König sich sehr zu Herzen nahm, auf ihn eingewirkt. Nachdem ich später Gelegenheit hatte, ihn zu betrachten, erkannte ich wohl noch die Grundzüge seiner Jugend, aber das schöne schwarze Haar war grau geworden, und das Gesicht von Falten durchzogen. Er trug die ziemlich einfache Uniform eines seiner Grenadier-Regimenter, die er, wie man

mir sagte, seit der Revolution den andern vorzieht. Das Band des österreichischen St. Stephan-Ordens hing ihm über die Schulter. Der hohe Herr empfing mich auf die freundlichste und zuvorkommendste Art, und führte mich gleich zur Königin; auch sie hat schon vor 15 Jahren ihrem Vaterlande Lebewohl gesagt; als eine blühende zarte Erscheinung schied sie aus dem Vaterhause; die deutsche Fürstentochter ward in diesem Zeitabschnitte zur Italienerin, ward Mutter von neun Kindern; man kann sich daher die Veränderung denken, die mit ihr vorgegangen ist. Sie ist eine kleine schmächtige Frau, und wenn sie auch ihrem Vater und ihren Geschwistern ähnlich sieht, so sind es doch die nassauischen Züge, welche in ihr vorherrschen. Sie scheint sehr ernst und still, lebt nur in ihren Kindern, und liebt, wie man mir sagte, die Zurückgezogenheit. Der König fand einst Unterhaltung an Festen, doch seit er sich zum zweiten Male verehelicht, und besonders seit den Jahren der Revolution werden die großen Staatsgemächer nur mehr für die langweiligen Hofaufwartungen an Geburts- und Namensfesten und am neuen Jahre eröffnet; bei dieser Gelegenheit lassen der König und seine Familie sich von den Großen und Staatsdienern beglückwünschen, und sowohl Männer als Frauen müssen den sogenannten baccia-mano vornehmen. Ich kann nicht umhin zu bemerken, wie ich höchlichst verwundert war, als ich bei meinem ersten Erscheinen in diesem Königreiche als Prinz die Höchsten des Reiches das linke Knie vor mir beugen, und mit der Hand

nach meiner Rechten fahren sah, mit einer Bewegung, wie man sie allenfalls beim Weihbrunnkessel macht. Dieses Langen nach der Hand soll den Handkuß vorstellen. An so etwas nicht gewohnt und darauf ganz unvorbereitet, ward ich durch diese Ceremonie höchst unangenehm berührt; ich machte die komischsten Entschuldigungen, und suchte zu entfliehen. Manche der guten Leute nahmen Raison an, manche jedoch beharrten auf dieser Bezeugung ihres Respektes.

Kaum waren die gewöhnlichen Artigkeitsformeln abgethan und ich durch die Königin eingeladen worden, auf dem Canapé Platz zu nehmen, als durch eine Seitenthür die zahlreichen königlichen Sprossen erschienen. Neun Kinder sind am Leben, sechs Söhne und drei Töchter, wovon nur der Kronprinz aus der ersten Ehe des Königs stammt. Er ist ein fünfzehnjähriger junger Mensch, ziemlich groß, aber noch ganz Knabe in Manieren und Anzug, und sieht seinem Vetter, dem Herzoge von Modena, sehr ähnlich; die braunen Augen sind gutmüthig, Züge und Gestalt sehr weich. In den übrigen Kindern erkennt man mitunter die österreichische Abkunft; besonders sehen die drei nach dem Kronprinzen folgenden Söhne sehr aufgeweckt aus. Die Töchter haben freundliche, sanfte Gesichter, keine aber ist auffallend hübsch. Ein eigenthümlicher Geschmack des Königs, der die Königin nicht sehr zu erfreuen scheint, ist es, allen Kindern die Haare fast rasiren zu lassen. Ich war für das hohe Paar eine fremde Erscheinung; sie wußten wenig von dem neueren Verhältnisse Oester-

reichs, daher das Gespräch mir oft allein anheimfiel, und oft auch in's Stocken gerieth. Endlich hatte der König die Gnade, mich in eigener Person in einige für mich bereitete Zimmer zu führen, wo ich bis zur Eßstunde mir selbst überlassen blieb. Die Zimmer, in welchen das Königspaar wohnt, sind klein und einfach, ja ich möchte sagen zu einfach, besonders was die Einrichtung betrifft; man wäre geneigt, die Wohnung für die eines nicht sehr hochgestellten Beamten zu halten; ganz schlichte Möbel stehen in den Zimmern, etwas veraltete Nippes füllen die Tische, und an den mit Papiertapeten überzogenen Wänden hängen große englische Kupferstiche, Tiger- und Bärenjagden vorstellend, wie man sie allenfalls in den Wohnungen unserer Celibataires findet; jedes Fenster hat seinen mit glatten eisernen Stäben umgebenen Balcon. Tritt man auf denselben, fällt der erste Blick in die enge schmutzige Straße, der zweite auf die Festungsbastion, die mich, wenn ich in diesem Zimmer wohnen müßte, etwas beengen würde. Von den Fenstern des neuen Theiles des Hauses, in dem meine Zimmer lagen, hat man die Aussicht auf ein garstiges altes Haus, an dessen wenigen Fenstern man höchstens die unangenehmen Details einer kleinstädtischen Wirthschaft, und hie und da das runzelige Gesicht eines alten Weibes erblickt. Dieses Haus soll nun freilich in Kurzem abgerissen und die Bastion verlängert werden, man wird dann wenigstens, wie aus den Zimmern der Königin, die Bucht und ihre kahlen Gebirge wahrnehmen können. Auf der inneren Seite des Hauses

gegen den großen Felsen zu, gelangt man aus dem obern Stockwerke auf eine Gartenterrasse, wo eine Weinlaube und mehrere Bäume und Pflanzen mit Mühe gezogen sind. Man findet zwar keine seltenen Blumen in den vielen Vasen und Töpfen, die hier vertheilt stehen, aber dennoch bietet dieser kleine Raum meines Erachtens den Hauptreiz des Hauses dar. Genießt man auch aus dem Gärtchen keine Aussicht, so steigt es doch lieblich in Terrassen den Felsen hinan, und zart verbindet es die Weinrebe mit den Mauern und dem Hofe des Hauses. Der Theil, in dem ich wohnte, ist wie gesagt neu, und hängt mit dem älteren Hause durch einige Stufen zusammen; die Zimmer in demselben sind, wenn auch nicht mit Pracht, doch wenigstens mit Eleganz und Geschmack eingerichtet. Ich benützte die Zeit, die mir bis zum Speisen blieb, um dem Kronprinzen einen Besuch zu machen. Der arme junge Mensch ist sehr schüchtern, wozu wohl die strenge Art beitragen mag, mit der er erzogen wird; man hält ihn von der Welt ganz ferne, und sucht ihn in kindlicher Art zu erhalten. Bei seiner Majorennität, welche schon nächsten Winter statthat, soll der Prinz einen selbstständigen Hof bekommen, und, wie man sagt, ein Graf Ludolf an seine Seite gesetzt werden. Dieser Letztere ist eines der wenigen präsentablen Wesen des neapolitanischen Hofes. Er war neapolitanischer Gesandter beim heiligen Stuhle, kam im Jahre 1849 nach Gaëta, gefiel dem Königspaare, und vegetirt jetzt als eine Art stiller maître de plaisir in der königlichen Sphäre,

die sehr einfach sein soll, so daß ein Mann wie Ludolf, dem es glückt, über das Geringste einen Schwall von heiteren Phrasen vorzubringen, Epoche macht. Beim Speisen und auf Promenaden muß der alte Herr die Königin erheitern und unschuldige Bemerkungen und Anekdoten aus seiner politischen Laufbahn zum Besten geben.

Der König beschäftigt sich sehr viel, und liebt, wie es bei Leuten, die den ganzen Tag arbeiten, häufig der Fall ist, eine gewöhnliche, unbedeutende Umgebung. Er theilt die Ansichten des großen französischen Staatmannes, der, als man ihn frug, wie er mit einer so gänzlich unbedeutenden Gesellschaft umgehen könne, antwortete: „Je me repose.“ Ludolf ist also der Einzige, der halbwegs eine Ausnahme macht; dies mag der Grund sein, daß man ihn dem Kronprinzen zutheilt. Die Gewohnheit als Diplomat sich in verschiedenen Verhältnissen zu bewegen, wird ihm in seiner neuen Laufbahn nur von Nutzen sein.

Bei dem Diner erschien ein Theil des Gefolges, höchst eigenthümliche Gestalten. Die Küche war italienisch, und mundete mir folglich nicht besonders, nur Neapels ewige Maccaroni bildeten in meinen Augen einen Glanzpunkt der Tafel; man kann begreifen, daß diese Speise von Hoch und Niedrig alle Tage und alle Tage gegessen wird; leider konnte ich nicht ergründen, ob man in dem schönen Königreiche im Gebete des Herrn statt dem Brote die Maccaroni anführt.

Nach dem Essen ließ sich der König zu meinem höchsten

Erstaunen Cigarren kommen, und zwang uns, trotz unserem Sträuben, in Anwesenheit der Königin zu rauchen. Hätte vor einem halben Jahrhundert sich ein Prophet, allenfalls ein wahrsagender Zigeuner, an den stolzen Hof von Neapel geschlichen und den Bourbons in die Ohren geflüstert: „Wehe „Dir alter Stamm! es wird eine Zeit kommen, wo die Söhne „Capets den Fremdling aus fernen Landen einladen werden, „an den Ufern des alten Meeres vor der Tochter Habsburgs „mit dem giftigen, verpönten Blatte heitere Rauchopfer zu „feiern;“ sie hätten bebend gerufen: „Groß, siebenfach groß ist unsere Schuld, denn unser Stamm war mit Verblendung geschlagen“ O tempora, o mores! — Die alten Väter sind nicht mehr, sie gingen zu Grabe mit der alten Zeit; die Söhne brachen den Bann, und auf denselben Thronen, auf denen man einst den Fluch über das Kraut der Nicotiana aussprach, dampfen nun die Herrscher des neuen Jahrhunderts. Das ist der Welt Lauf.

Seit unserer Ankunft in Gaëta hatte sich das Wetter getrübt, ein schweres Gewitter durchströmte die hohen Gebirge, und auf dem jenseitigen Gestade der Bucht thürmten sich schwarze Wolken, welche brechend sich in einen wohlthätigen Regen auflösten, der die Hitze des Tages milderte; doch wurden die Absichten des Königs, einen Ausflug mit mir zu machen, hierdurch auf einige Zeit gestört.

Nachdem sich endlich der Regen etwas gelegt hatte, wurde ich im Laufe des Nachmittags eingeladen, mit dem Könige

eine Fahrt in die Festung zu machen. Auch die Königin, welche überhaupt von der größten Freundlichkeit war, und sich, was ein höchst seltener Fall sein soll, herabließ, mich immer deutsch anzureden, wollte an der Fahrt theilnehmen. Der König, die Königin, seine drei ältesten Söhne und ich stiegen in einen leichten wurstähnlichen Wagen, während die übrige Gesellschaft in anderen Equipagen folgte. Wir fuhren längs der Umfassung der Stadt zu dem nahe liegenden Landthore, und sahen bei dieser Gelegenheit eine große Anzahl Festungsgefangener, welche in scharlachrother Kleidung und schweren Ketten an der Verbesserung der Mauer arbeiteten; es sind Militär-Gefangene, welche für größere Verbrechen hier die Strafe erleiden müssen.

Unmittelbar außerhalb des Landthores harrte eine Abtheilung Cavallerie, welche gewöhnlich die Begleitung des Königs bei Spazierfahrten ausmacht. Heute wies er jedoch, vermuthlich mir zu Ehren, dies Gefolge mit einer Handbewegung ab. Außerhalb der Umfassung befindet man sich sogleich auf einer kahlen, schmalen Landenge, welche die Verbindung zwischen Land und Felsen herstellt; gegen dieses Terrain zu, von dem aus der Landangriff geschehen müßte, bietet die Festung schroffe Umfassungen von natürlichen Felswänden, welche nach der hohen See zu bis zum Eingange in die Bucht die Festung umgeben. Die von Menschenhänden errichteten Schutzmauern erheben sich vor dem Eingange der Bucht, und längs derselben vor den Häuserreihen der

Stadt bis um das oben besprochene Thor herum. Auf dieser Erdenge wimmelte es vor zwei Jahren zweimal von tausend und tausend Köpfen; das erstemal war es das Volk der Umgegend und die neapolitanischen Truppen, die hier versammelt waren. Ein armer Flüchtling auf den Höhen der Festung gab ihnen von einem Platze herab, den ein Marmorstein mit einer Inschrift bezeichnet, das einzige Gut, das ihm in den Stürmen der Zeit übrig geblieben war, und nach dem sich, trotz der Wuth seiner Feinde, noch so Viele drängten, nämlich den apostolischen Segen. Das zweitemal stand Pius abermals auf dem Felsen der Feste, und wieder sprach er mit lauter Stimme die mächtigen Worte des Segens; doch diesmal spendete er ihn einer Menge, die ihm nahe Hilfe verhieß; es waren die von der sehr katholischen Königin gegen die Rebellen geschickten spanischen Truppen, die bei Gaëta gelandet hatten, um sich den päpstlichen Segen zu holen und sich dann gestärkt in den Kampf zu begeben. Augenzeugen versicherten mich, es sei ein höchst imposanter Anblick gewesen, den Kirchenfürsten in der einfachen weißen Tracht auf den Werken der Festung hoch erhoben zu sehen, wie er auf die große Zahl der Gläubigen, die lautlos in Andacht versunken vor ihm das Haupt beugten, mit klarer ruhiger Stimme die heiligen Worte sprach. Der Platz ist zu einer solchen feierlichen erhabenen Function wie geschaffen.

Wir kehrten nun wieder in die Einfassung der Feste zurück, und fuhren auf die einzelnen Bastionen derselben. Der

König läßt sie täglich verbessern, und wirklich scheinen sie auch von großem militärischen Werth. Den rauhen Felsen, der, wie ich später selbst bemerkte, große Aehnlichkeit mit der festesten der Festungen, mit dem unbezwinglichen Gibraltar hat, läßt der König, von einem menschenfreundlichen Gefühle beseelt, mit Bäumen, gleich der Umgebung Neapels, bepflanzen. In einer dieser aufkeimenden Alleen stürzte sich die Frau eines verurtheilten Verbrechers mit einem kleinen Knäblein auf dem Arme an des Königs Wagen, klammerte sich an denselben an, schrie und weinte, und war, trotz der Gefahr gerädert zu werden, nicht wegzubringen; endlich ergriff sie ein Soldat beim Arme, worauf das arme stürmische Weib ihren halbnackten Knaben auf den Boden fallen ließ, und sich in wüstem Schmerze über denselben beugte. Die Scene war trauriger Natur, und zeigte deutlich, wie lebhaft, ja übertrieben die Südländer fühlen. Ich sah hier und in Neapel sehr häufig, daß das Volk sich unmittelbar an den König und die Prinzen durch Bittschriften wendet, die es in deren Wagen reicht.

An der gegen das Land zugewendeten Umfassungsmauer liegt ein Kloster, das einer besonderen, bei uns nicht gekannten Art von Franziskanern gehört. Der König führte uns hinein. Am Eingange befand sich eine Capelle, vor welcher sich die königliche Familie auf die Knie warf und ein kurzes Gebet verrichtete; durch einen Kreuzweg, vor dessen Bildern meine hohen Führer fromme Verbeugungen machten und sich bekreuzten, kamen wir in eine Capelle, in welcher man aber-

mals in die Knie sank. Aus dieser Capelle gelangten wir in eine Felsenspalte, welche, ungefähr 4 Schuh breit, von der Spitze des Berges bis auf die Fläche des Meeres reicht, und die sich bei dem großen Erdbeben, das im Augenblicke des Todes Christi statthatte, geöffnet haben soll. Diese eigenthümliche, schmale tiefe Spalte ist vielleicht die größte Merkwürdigkeit Gaëta's; ob ihr Entstehen ein Wunder ist oder nicht, kann ich nicht entscheiden, doch überlasse ich es den lachenden Ungläubigen, dies Phänomen zu erklären. Eine kleine Treppe führt durch diese schauerliche Enge in ein Kirchlein, welches auf einer Wölbung über der Spalte erbaut ist. In der rechten Wand des Felsens sieht man die Vertiefung von fünf Fingern, welche von einem Mohamedaner herrühren soll, der, als man ihm das Wunder erzählte, sagte, er verachte diesen weichen Stein, und hierauf mit der Hand gegen den Felsen fuhr, der, wie die Tradition sagt, den Eindruck seiner Finger aufnahm. Von diesem Wunder überwältigt, ließ er sich mit einem Wasser, welches plötzlich aus einer kleinen Oeffnung der Steinwand rieselte, taufen. Noch rinnt derselbe kleine Quell, mit welchem sich die Frommen gleichwie mit dem Weihwasser bekreuzen. In der Capelle, in welcher sich das Hochwürdigste befindet, wurde abermals eine kurze Andacht gehalten. Von einem Fenster zur Rechten des Altars sieht man, wie das Wasser des Meeres in die Fuge eingedrungen ist, und das Meer selbst; man sagt, daß die Franzosen unter Napoleon durch diese Spalte die Festung einnehmen wollten,

was jedoch unterblieb, da kurz darauf der Commandant des Platzes, Prinz von Hessen-Philippsthal, durch eine feindliche Kugel starb, worauf sich die Besatzung in der Verwirrung ergab. Dem Commandanten wurde in der Nähe des Platzes, an welchem Pius den Segen ertheilte, ein Monument gesetzt.

Bevor wir das Kloster verließen, kniete der König noch einmal an der Eingangs-Capelle mit Frau und Kindern nieder. Bei uns würde man vielleicht diese häufigen Kniebeugungen lächerlich finden, in diesem südlichen Lande ist es aber der allgemeine Gebrauch, seine Gefühle lebhafter zu äußern, und so gut sich die Großen vor dem Könige und seiner Familie beugen, beugt sich der König vor dem einzigen Wesen, welches über ihm steht. Wir kehrten nun in das Städtchen zurück, um eine vor demselben befindliche Batterie zu besehen. Man zeigte mir ein unansehnliches Haus, das durch die Herberge, die es dem Papste gegeben hat, berühmt geworden ist; es befindet sich in der unmittelbaren Nähe eines Wirthshauses, in welchem der heil. Vater bei seiner heimlichen Ankunft am späten Abend keine Wohnung mehr fand. In der einfachen Abbate-Kleidung stieg er im bescheidenen Privathause ab, worauf der ihn begleitende baierische Gesandte Graf Spauer einen Brief mit der Nachricht der Ankunft alsogleich an den König von Neapel sandte. Kaum war die Sonne über den Bergen von Gaëta heraufgestiegen, so warf schon ein Dampfer seine Anker Angesichts der Feste, und der König stürzte mit Frau und Kind zu den Füßen

des Stellvertreters Christi. In tiefer Nacht hatte er die Nachricht von der Ankunft des Papstes erhalten, und schon um 3 Uhr Früh verließ er seinen Palast in Neapel, um den Vater der Christenheit als seinen Gast zu begrüßen, und ihn sogleich in ein Haus zu führen, das ehemals der König bei seinen Ausflügen nach Gaëta bewohnte. Bald kamen neue Flüchtlinge, der Großherzog von Toscana und seine Familie suchten ebenfalls Schutz in den Mauern von Gaëta. Das Haus, in welchem sie abstiegen, befindet sich unmitttelbar an der oben erwähnten Batterie, und ist, gleich den übrigen geschichtlich gewordenen Punkten dieser Stadt, mit lateinischen Inschriften versehen. Später zog der Großherzog nach Mola di Gaëta, wo er die Villa des großen Cicero bewohnte.

Gaëta konnte kaum mehr die von allen Seiten zuströmenden Gäste fassen. Geflüchtete Hofstaate, zahllose Diplomaten, Cardinäle, Alles mußte in der kleinen Stadt Platz finden. Unter solchen Umständen ein halbwegs gutes Zimmer zu erlangen, gehörte zu den glücklichen Ereignissen des Augenblicks. Der oben erwähnte Graf Ludolf erzählte mir, daß er in seinem Zimmer, dessen Ameublement aus einem Bette und zwei Stühlen bestand, in einer Nacht den unerwarteten Besuch von sechs Cardinälen empfing.

Auf der Batterie, von der ich früher sprach, und welche durch einen Vorsprung die Hauptgebäude der Stadt schützt, befinden sich einige schöne Paixhans, mit welcher Geschützgattung der König die Festung reichlich ausrüsten ließ. Wir

fuhren nun auf eine Anhöhe, auf welcher sich ein vom König gegründetes Militär-Erziehungshaus befindet. Die Knaben, deren Anzahl über 800 beträgt, waren alle auf dem Fahrweg aufgestellt, und sahen recht frisch und munter aus.

Kaum bestand dieses Institut, welches noch keineswegs in Ordnung sein soll, als schon die Soldaten von allen Seiten Bittgesuche um Aufnahme ihrer Kinder in dasselbe einreichten. Dem König wird es schwer, seinem von ihm so geliebten Militär eine Bitte abzuschlagen, und so wuchs die Zahl der Zöglinge auf die oben angegebene hohe Zahl, ohne daß die Einrichtungen zu ihrer vollständigen Erziehung noch getroffen wären.

Von der Felsenhöhe, auf der wir uns befanden, führte uns eine mit Vasen, vielen Blumen und Rebengewinden gezierte Treppe durch den kleinen Garten zum Hause des Königs zurück. Es war Zeit für uns, die Rückreise anzutreten; ich verabschiedete mich beim Königspaare, dankte demselben für den herzlichen Empfang, den es mir hatte zu Theil werden lassen, und kehrte mit Aquila bei sinkendem Tage auf dem Fieramosca in vier Stunden nach Neapel zurück. Ich war fast immer, die Zeit des kleinen Soupers ausgenommen, auf dem Verdecke und unterhielt mich mit meinem liebenswürdigen Vetter, welcher mir viel des Interessanten zu erzählen wußte.

Rhede von Neapel den 12. August 1851.

Von den Mühen der vergangenen Tage bedeutend erschöpft, waren wir froh, den heutigen Morgen in etwas mehr Ruhe zuzubringen, und nur einen kleinen Besuch in den Boutiquen von Neapel vorzunehmen. Jede Stadt hat ihre eigenthümlichen Producte, nach denen der Fremde sich hastig erkundigt. Wer wird in Neapel nicht nach den zierlich gearbeiteten Korallen fragen? Auch wir hatten diesen Gegenstand im Auge, und machten von dem Quai Santa Lucia aus einen Streifzug gegen die Villa reale, und von dort aus in die Straße Santa Catarina. Die erste Boutique, die wir besuchten, lag noch am Quai von Santa Lucia, und enthielt hauptsächlich Thon-Copien von hetruskischen Vasen, von welchen ich mir mehrere recht nette kleine Exemplare kaufte; doch die Hauptfunde machten wir in der obenerwähnten Straße Santa Catarina und auf dem Platze vor der Villa reale. Sie bestanden in allerhand Nippes von Korallen, unter ihnen die berühmten Jettatura-Händchen, und aus sehr hübschen kleinen Ansichten des herrlichen Neapels und seiner Umgebungen, welche mit vielem Geschick in Oelfarben auf Carton gemalt sind, und eine Erinnerung an die lebhaften pittoresken Farbentöne geben, die den Golf schmücken. Mit unseren Einkäufen zu Ende, begaben wir uns in das Café Europa, um dort auf die Eisenbahnstunde zu warten, da wir Nachmittags nach Pompeji dampfen wollten.

Wenn man sich einbildet, daß das erste Kaffeehaus Neapels sich nur im Geringsten an Schönheit den vorstädtischen Kaffeehäusern Wiens nähert, so irrt man sich bedeutend. Das Café Europa ist, trotz seinem stolzen Titel, ein schmutziger nicht sehr großer gewölbter Raum mit schlechten Möbeln, in welchem der gemalte Plafond und alle Spiegelrahmen zum Schutze gegen die unendliche Menge von Fliegen mit Rauschflor überzogen sind. Eine horrible Cassierin stand hinter einer Holzbatterie, wie ein Drache auf jede Bewegung der Kommenden achtend. Wir stärkten uns mit Orangegranit, eine durch das Klima höchst wünschenswerthe Erfrischung, die aus halbgefrornem Orangensaft und Zucker besteht; ich ziehe sie bei weitem den berühmten Gelati die Napoli vor, welche sich meinem Erachten nach mit jenen in Wien nicht messen können. Kaum hatten wir ein wenig geruht, so erschien Feldmarschall-Lieutenant Martini, um uns anzukündigen, daß wir erst später nach Pompeji fahren könnten; er schlug uns vor, die gewonnene Zeit zur Besichtigung des Museo Borbonico zu benützen, wohin wir uns auch alsbald auf den Weg machten.

Das Museo Borbonico, eines der wenigen imposanten Bauwerke Neapels, ist gleich Capo di Monte aus unangestrichenen Ziegeln und grauen Steinen errichtet. Es ist wie die meisten Bauten Italiens in neu-römischem Style; den ersten Grundstein legte der Herzog von Ossuna, Statthalter des spanischen Königs. Seine damalige Bestimmung war,

eine großartige Reitschule abzugeben. Die späteren Vicekönige setzten den Bau fort, und im Jahre 1616, unter der Statthalterschaft des Don Pedro de Castro, Conde de Lemos, wurde die Universität hinein verlegt. Nachdem es noch als Tribunal und Kaserne gedient hatte, wurde es erst 1816 zu seinem jetzigen Gebrauche vom König Ferdinand I. bestimmt, und man vereinigte in demselben alle Antiquitäten des Landes, welche bisher an verschiedenen Orten zerstreut waren. Das große imposante Vestibule, zu dessen beiden Seiten sich Höfe ausdehnen, ist mit kolossalen antiken Statuen geziert; zur Rechten und Linken des Hauptganges, welcher zur breiten schönen Treppe führt, finden sich die Gypsabdrücke der Reiterstatuen Carls III. und Ferdinands I., die auf dem Platze vor der Residenz stehen. Unsere Zeit war leider so kurz, daß wir nur die merkwürdigsten Säle dieser interessanten Sammlung durchfliegen und uns nur mit den antiken Gegenständen beschäftigen konnten; die mittelalterlichen und die Bildersammlungen ließen wir unbesehen. Wir begannen mit den Marmor- und Bronze-Statuen, unter denen mir große Kunstschätze auffielen. Das berühmteste Werk Neapels, der sogenannte toro farnese, ist eine der größten Gruppen, die uns aus dem Alterthume übrig geblieben sind. Sie ist aus einem einzigen griechischen Marmorblocke gehauen, und stellt dar, wie Dirce vor den Augen einer anderen weiblichen Gestalt von zwei jungen Männern an einen wüthenden Stier gebunden wird. Der griechische Geist weht aus diesem herr-

lichen Meisterwerke, die griechische Kraft zeigt sich in diesen kunstvollen Gestalten. Mit welcher unnachahmlich lebenswarmen Bewegung bäumt sich der wüthende Stier zwischen den beiden kräftigen Jünglingsgestalten, während der Ausdruck der Verzweiflung in Gestalt und Antlitz der vor dem Stier hingesunkenen und mit dem üppigen Haare an denselben gebundenen Dirce liegt. Ich wüßte kaum ein anderes Kunstwerk zu nennen, in welchem so warmes Leben, so thätige Bewegung herrscht, in welchem dem kalten Blocke eine so geniale Gruppe abgerungen wurde. Auch die nebenanstehende volle kräftige Frauengestalt verdient Erwähnung, sowie auch unter den zur Gruppe gehörigen kleineren Thieren ein aufspringender Windhund seiner trefflichen leichten Arbeit wegen zu bemerken ist. Lange betrachtete ich mir diese kunstvolle Gruppe, und immer mehr stellt sich mir heraus, daß den Griechen vor Allen die Schöpfergabe zu Theil wurde, kalten Marmor in Fleisch und Blut zu verwandeln, und dem todten Steine einen feurigen Geist, ein tiefes Leben einzuhauchen.

Dieser Gruppe gegenüber steht der berühmte farnesische Hercules, eine sowohl im Alterthume wie in der Neuzeit vielbesprochene Statue. Die Stärke spricht sich in den scharfgezeichneten, anatomisch genauen Muskeln symbolisch aus; es ist ein Werk, welches so großen Ruhm erlangt hat, daß es kaum gestattet ist, anders als lobend davon zu sprechen, und dennoch hat es für meine Augen zwei Fehler: die Muskulatur der Glieder ist übertrieben, ja man möchte sagen unna-

türlich, und der Kopf scheint mir für diese massive Gestalt zu klein; doch mag dies wohl in der Absicht Glykons gelegen haben, der dadurch die Gestalt des Gottes der Kraft auf's Aeußerste hervorzuheben gedachte. Diese Marmorstatue und die früher genannte Gruppe wurden beide in den Thermen des Caracalla in Rom gefunden.

In demselben Locale befindet sich noch die berühmte Statue des Atreus, der den Sohn seines Bruders Thystes ermordet.

Die Gallerie der Flora ist nach der kolossalen Statue dieser Göttin benannt; dies Werk liefert den Beweis, daß auch die römische Kunst Großes hervorgebracht hat. Die mächtige üppige Gestalt der Flora spricht gleich ihren reinen großen Zügen Milde und Würde aus; eine leichte Tunica läßt durch ihren herrlichen Faltenwurf das Ebenmaß der Glieder bewundern, und scheint von durchsichtigem Stoffe zu sein. Man übersieht beinahe eine Juno und eine Minerva, die noch in dieser Halle aufgestellt sind, und eilt zu dem berühmten Mosaïk, das mit Recht die Augen des Fremden auf sich zieht. Es ist in seiner Art eines der ausgedehntesten Werke, die uns erhalten sind, und wenn es auch von dem Mosaïk im Hofgarten von Athen an Größe übertroffen wird, so hat das hiesige für die Alterthumsforscher doch den Vorzug, eine geschichtliche Begebenheit darzustellen, und zwar die Schlacht am Issus zwischen Alexander und Darius. Als Mosaïk ist es von außerordentlichem Werthe an Farbe und

Zeichnung, doch erscheint es mir etwas steif und kalt. Es wurde in Pompeji im sogenannten Hause des Fauns ausgegraben. In einer andern Halle sieht man die oft im Kleinen wiederholte Statue des Delphins, der mit seinem geringelten aufwärts stehenden Schweife einen mit dem Kopfe abwärts gestürzten Amor spielend umfängt. Außer diesen erwähne ich noch die Halle des Jupiter, in welcher sich der herrliche Torso einer Psyche von außerordentlicher Weichheit und Schönheit befindet, und eine schöne Thüreinfassung aus Pompeji, die durch die lieblichsten Arabesken gefällt.

Die Gallerie der farbigen Marmorgattungen will ich nur vorübergehend erwähnen. Eine Isis und höchstens ein Apollo wären zu nennen, und auch die berühmte Venus Callipygos darf ich nicht unerwähnt lassen. Eine andere Halle enthält zwei schöne Reiterstatuen des Balbus, Vater und Sohn, aus Herculanum, und eine werthvolle siegende Venus mit dem Amor.

Nach den Marmorstatuen muß ich von den Werken in Bronze sprechen, welche Herrliches bieten. Keine Gallerie in der Welt kann sich in diesem Fache einer so großen Sammlung rühmen, es hat aber auch kein Land außer Neapel drei antike Städte aufzuweisen, die den Nachkommen hermetisch verschlossen überliefert worden sind. Vor allen anderen fällt die Statue des betrunkenen Fauns in die Augen: sie ist geistreich komisch mit großer Wahrheit und Genialität ausgeführt. Zwei Kämpfer zeichnen sich durch ihre schöne

Körperbewegung aus. Außerdem führe ich noch einen schlafenden und tanzenden Faun und eine sehr holde liebliche Venus an. Als größtes Meisterstück aber wird ein ruhender Mercur anerkannt, der auch das Lob der Kunstkenner wahrlich verdient, so trefflich ist seine Stellung, so behaglich ruhen seine Glieder. Auch ein antiker Pferdekopf und zwei höchst liebliche, fast lebensgroße Rehe, denen man selbst im kalten Metalle den zarten schüchternen Gang, das Nicken des Kopfes ansieht, könnten kaum wahrer und lebendiger dargestellt sein. Als Merkwürdigkeit zeigt man in der Abtheilung der Bronze den sehr großen Schlüssel zu einer antiken Wasserleitung, in dem man trotz der 2000 Jahre, wenn man ihn schüttelt, das Anschlagen von Wasser vernimmt, das sich in demselben befindet.

Der größte Schatz, den die Kunstwelt Pompeji verdankt, sind die zahllosen encaustischen Malereien. Auch mir waren sie der interessanteste Gegenstand des Museums. Man sieht daraus, wie richtig, wie genial die Römer gezeichnet haben, und zwar auf eine echt künstlerische Art, nicht verschwommen und weich, sondern mit jenen festen, markirten Strichen, welche der Zeichnung den bestimmten Charakter geben. Man sieht unter diesen Kunstwerken die lieblichsten Genrebilder, die interessantesten historischen Gemälde, und sogar gut ausgeführte Still-Leben. Mir ward in dieser Sammlung ein neuer Theil der antiken Kunst erschlossen; ich hatte oft bedauert, daß die Malereien der Alten der Zeit nicht hatten

widerstehen können; nun fand ich mich, mitten in dieselben versetzt, von Staunen und Bewunderung ergriffen; leider hatte ich nicht Zeit und Muße, um die Einzelnheiten näher zu betrachten und studiren zu können; doch bildete sich wenigstens ein neuer Begriff in mir, und ich erkannte, daß auch die Römer, die Schüler der großen Griechen, in der Malerkunst unsere Bewunderung verdienen; denn wie groß müssen die besten Meister ihrer Zeit gewesen sein, wenn schon kleine Städte, wie die vom Vesuv verschütteten, so treffliche Zeichnungen bewahren. Eines der lieblichsten Ueberbleibsel dieses Kunstzweiges sind die berühmten, auf dunklem Grunde so duftig und reizend gemalten Tänzerinnen; wie meisterhaft ist die Bewegung der Figuren, wie leicht und zart der Faltenwurf. Ein kleines Bildchen, einen Papagei darstellend, der einen Wagen zieht und von einer Heuschrecke gelenkt wird, beweist, daß sich auch die ernsten Römer schon in Carricaturen ergingen. Der Papagei soll Nero vorstellen, welcher von der Heuschrecke, Seneca, geleitet wird.

Auch von Darstellungen in Mosaïk-Arbeiten besitzt das Museum eine höchst ausgezeichnete Sammlung, so wie auch die schönen hetruskischen Vasen mit Bewunderung, und die Sammlung der vielfachen pompejanischen Geräthschaften mit Interesse erfüllen werden. Unter den nicht aus Pompeji, sondern aus den übrigen Theilen des Reiches gesammelten Vasen befinden sich einige sehr große und feine Stücke; unter den Geräthschaften findet man die merkwürdigsten und drolligsten

Gegenstände von allerlei Nutzen und Anwendung, die uns des Vesuvs feiner Aschenregen aus vergangenen Jahrtausenden trefflich bewahrt hat. Waffen, Eß- und Opfergeräthe, medicinische Instrumente, Toilette-Gegenstände, ja sogar Schminke, Eßwaaren, Sämereien, Farben und noch viel anderes Merkwürdiges sieht man in den großen weiten Schränken des Museums in unendlicher Menge aufgeschichtet. Auch zeigte man uns eine sehr hübsche, doch mit der Wiener nicht zu vergleichende Cameensammlung, in der sich nur eine große Camee, eine Opferschale, in deren Basis ein herrliches Medusenhaupt gearbeitet ist, auszeichnet. Die Größe des Steines und der Werth der Arbeit machen aus diesem Werke fast ein Gegenstück zum berühmten Triumph des Augustus, der größten Camee der Welt, welche die Perle des Wiener Cabinets ist.

Ehe ich das Museum verlasse und mich auf der Eisenbahn nach Pompeji begebe, muß ich noch dreier Gegenstände erwähnen: der großen Treppe des Museums, der Papyrussammlung aus Herculanum, und des großen Saales der Bibliothek. Erstere ist breit und schön geführt, doch was mir auf derselben am meisten auffiel, war eine große Statue, welche in deren Mitte steht. Von weitem betrachtet glaubte ich, es sei eine Minerva, doch als ich näher trat, wurden die Züge der Göttin scharf und alt, und man versicherte mich, es sei das Standbild Ferdinands I. von Canova; diese Arbeit ist sicher eine der mittelmäßigsten des gepriesenen

Künstlers, und höchst komisch läßt es, eine männliche keineswegs schöne Figur in der faltenreichen Kleidung und dem großen Helme der Göttin zu sehen. Die Sammlung der Papyrus verdient besonders um der sinnreichen Art willen Erwähnung, in welcher die in Kohlenstücke verwandelten Papyrusrollen zum Lesen und zur Aufbewahrung aufgerollt werden. Die verkohlte Masse wird leicht mit Gummi befeuchtet, und mit feinen Pinseln zart an Goldschläger-Papier angeklebt, das sich zwischen zwei Walzen befindet, mit deren Hilfe man es langsam aufrollt; ein neapolitanischer Geistlicher Antonio Ciaggi ist der Erfinder dieses, trotz der Bemühungen von Frankreich und England bis jetzt einzigen Mittels, die für Geschichte und Kunst so wichtigen Rollen lesbar zu machen. Schon über 500 derselben wurden auf solche Art gelöst, von denen eine große Anzahl im Drucke veröffentlicht wurde. Den Saal der Bibliothek führe ich wegen seiner außerordentlichen Größe und Höhe, und wegen des richtigen Meridians an, welcher 1791 durch den Professor Caselli in den Fußboden desselben angebracht wurde.

Mittag war vorüber, und wir begaben uns auf den kleinen unansehnlichen Bahnhof am Ende der Stadt, von welchem aus die Eisenbahn über Portici nach Nocera führt. Wir setzten uns in die niederen keineswegs eleganten Wagen dieser Mignonbahn, um vielleicht eine der schönsten Strecken der Welt zu durchdampfen. Zu unserer Rechten lag das Meer mit seinen schon oft beschriebenen Ufern, links die reiche

Ebene, dann die Höhen des Vesuvs, auf welchen zwischen der Lava die frische üppig wuchernde Weinrebe und gar viele fröhliche Häuser hervorsehen, dem stäten Damocles-Schwerte im freudigen Gefühle des Daseins trotzend. Nachdem der nicht absonderlich schnell gehende Train sich durch in Lava gesprengte Hohlwege gewunden hat, wird das Auge durch ein neues herrliches Thal von paradiesischer Anmuth entzückt, das sich von dem Meere aus zwischen den Höhen von Castellamare und dem Vesuv hinzieht; es ist die fruchtbare Valle di Nocera, in welcher am Fuße des Vesuvs das durch sein Unglück und seine Auferstehung merkwürdig gewordene Pompeji ruht. Der Tag war herrlich, die Sonne schwamm ungetrübt im klaren Aether, ihr goldiges Bild in der reinen Fläche des Meeres spiegelnd. Parthenope coquettirte mit dem dankbaren Häuflein von Fremden, und zeigte in ungebundener Freudigkeit ihre vollen üppigen Reize, um mit ihrem südlichen Feuer über den kalten Nordländer zu siegen, und, ihn mit ihren Sirenengaben umstrickend, eine ungekannte freudige Sehnsucht in ihm zu erwecken.

An den Ufern dieses unvergleichlichen Golfes ist Alles Leben und Freude, und wären des Vesuvs heimtückische Lavaströme nicht, so wähnte man sich nach Eden versetzt. Als wir nahe dem Vesuv, unmittelbar an den Ufern des Meeres fuhren, zeigte sich uns ein sehr unterhaltendes Genrebild; mehrere Knaben, die sich, ganz wie sie Gott erschaffen, an dem sanft ablaufenden Gestade badeten, stiegen, als sie den

Train kommen sahen, aus dem Wasser und wälzten sich im dunkeln Wellensande, so daß Gesicht und Körper kohlschwarz wurden; so derb dieser Spaß auch war, mußten wir doch alle herzlich lachen, und warfen ihnen aus den Fenstern Geldstücke und Orangen zu, welche diese Söhne der Natur sowohl aus den Fluthen als dem Sande suchen mußten. Die Geschicklichkeit der Jugend bei diesem letzteren Manöver bewunderte ich einmal an dem Quai von Santa Lucia; ich warf einigen Badenden Geldstücke zu, welche diese mit unglaublicher Findigkeit aus dem keineswegs klaren Wasser von dem ziemlich tiefen Grunde heraufbrachten. Kaum hatte dies die Jugend bemerkt, als sie von allen Seiten herbeiströmte, sich auf die unverschämteste Weise entkleidete, und sich in das Meer stürzte, um an dem Geldfischen theilzunehmen; ja als ich auf unsere Fregatte zurückkehrte und in meiner Kajüte saß, erschienen dieselben Badenden von Santa Lucia unter den Fenstern, um das Spiel fortzusetzen, und unter Geschrei und Lärm Geld und Zucker aus den salzigen Fluthen zu fangen.

Unser Train hielt, und wir näherten uns mit Spannung und heiliger Scheu der Stadt der alten Römer. Da dieselbe aus der Asche gegraben wurde, so liegt sie so tief, daß man sie erst wahrnehmen kann, wenn man sich unmittelbar vor derselben befindet. Durch eine schmale Gasse kleiner todter Häuser kamen wir auf den Hauptplatz des Forum, wo die Basilica und mehrere Tempel stehen. Ersteres hat einen

großen Umfang, und noch sieht man am Ende der Colonade den Platz der Richter. Dieser Raum war so zu sagen die Börse der Alten. Was mich am meisten an demselben interessirte, war die Beschaffenheit der Säulen, die aus Ziegeln errichtet und mit Stuck überzogen sind, und mir bewiesen, daß schon die Römer diese kleinliche, bei den Griechen noch ungekannte Art zu bauen übten. Neben der Basilica steht ein durch seine Aussicht ausgezeichnetes Haus, das wir in seinen näheren Details betrachteten. Gleich allen Häusern Pompejis hat es so kleine Räume, daß man nicht begreift, wie man sich in diesen Zimmern rühren konnte. Die Gemächer laufen um einen offenen Hof (atrium), der gleich den übrigen Theilen des Hauses mit Mosaïk geziert ist, und in dessen Mitte sich eine kleine Vertiefung für das Regenwasser (impluvium) befindet. Trotz dem engen Raume waren die Bewohner streng geschieden, die Männer hatten ihr andronitis, die Frauen ihr, mit einem peristylium geschmücktes gynaeconitis, und außerdem waren noch die coenacula für die Sclaven bestimmt; die Vorräthe, Keller und Cisternen lagen unter dem atrium. So ungefähr sind alle Häuser der Todtenstadt eingerichtet, einige etwas umfangreicher, andere mit hübschen Muschelbrunnen und kleinen Mosaïks geschmückt; an vielen Wänden erblickt man noch Spuren lieblicher Malereien und Ornamente; doch sind die Verhältnisse alle so klein, daß man annehmen muß, die Bewohner von Pompeji hätten gleich den Neapolitanern viel auf der Straße gelebt. Uebrigens

hatten sie ihr Forum, einen weiten schönen Platz, rechts und links von Tempeln umfaßt, in das der Vesuv mahnend hineinblickt, und von welchem aus man in vollem Maße den Hauptreiz Pompejis, die Wunderaussichten genießt. An all seinen Tempeln und öffentlichen Gebäuden finde ich nichts Großartiges, nichts Erhabenes; Athens Akropolis mit ihren zarten und doch so gigantischen Bauten ist mir noch zu lebhaft im Gedächtnisse. Freilich thut man Pompeji Unrecht, wenn man vergißt, daß es nur eine kleine Stadt von gar wenig Bedeutung war, die ihren Ruhm der Asche des Vesuvs zu danken hat. Dafür ist uns durch sie ein Stück Alterthum mit all seinen Details, die ein lebhaftes Bild des römischen Lebens auf eine fast indiscrete Weise enthüllen, erhalten worden. Was aus Pompeji in die Glaskasten des Museo Borbonico geschafft wurde, zeigt uns freilich nur das Gerippe des einstigen Lebens; man hat diesen Dingen den Geist genommen, und sie, vielleicht mit vollem wissenschaftlichen Rechte, prosaisch gelehrt zersetzt. So bleiben die Mauern der Häuser, in welchen man noch die Kaufläden erkennt, und auf deren Wänden gepinselte Worte und Namen stehen, die Gassen, in welchen man noch die Geleise der Räder und die über die Vertiefungen führenden Steine sieht, als ein unheimliches memento mori zurück. Pompeji ist in seinen Ruinen niedlich und doch auch schauerlich, noch schimmern, gleich geschminkten Leichen, die Zimmerchen in grellen Farben, noch klebt das Gestern an den Wänden, das eine Nacht von beinahe zweitausend Jahren

brauchte, um zum Heute zu werden. Der Totaleindruck ist jedoch mehr der einer verwüsteten Brandstätte, als einer sorgsamen Ausgrabung, und großartig ist er durchaus nicht; auch waren wir Alle mehr oder minder enttäuscht. Einmal es zu sehen geht an, während man Griechenlands Alterthümer immer und immer wieder betrachten könnte. Pompeji ist für die Gelehrten ein erklärendes Dictionär, während Athen ein hinreißendes Epos ist. Man kennt übrigens erst ein Viertel der Stadt, und hofft noch so manches erläuternde Detail zu finden. Wir wohnten einer Ausgrabung bei: die feine Asche rieselte ab, und einige Geschirre und eine marmorne Brunnenmuschel enthüllten sich, doch war man so großartig, oder wie soll ich es nennen, uns kein Stückchen zum Andenken zu überlassen. Ich sah schon im Gedanken die Muschel in meinem kleinen Garten paradiren, da ich immer gelesen hatte, daß man den Fremden etwas von dem Vorgefundenen nicht vorenthalte; die Enttäuschung trug daher nicht dazu bei, die Erinnerung an den heutigen Ausflug angenehm zu machen. Nur zwei Punkte wirkten auf mich: die aus massiven Steinen erbaute Arena, und die Stadt der Todten, die Gasse der Gräber; ist die Arena auch viel kleiner als die von Verona und Pola, so hat sie doch etwas Grandioses: sie ist eine düstere Ruine, wie ich sie liebe, grau und steinig, von frischem Grün durchwuchert, und von einer wahrhaft himmlischen Aussicht umflossen, welche der südliche Abend mit paradiesischer Färbung zu einem Bilde der reinsten Sehnsucht verklärte. Die

Straße der Gräber war bei beginnender Dunkelheit ernst und geisterhaft, ohne schauerlich zu sein. Zwischen diesen hoch erhobenen, thronenden Sarkophagen fand ich Pompeji, wie ich es mir gedacht hatte; der späte Abend kleidet die Gegenstände in ein mystisches Halbdunkel, läßt der Phantasie Raum zu errathen, und das Fehlende hinzuzusetzen. Das Halbdunkel gehört der Vergangenheit, den Todten, während das klare Sonnenlicht zu genau zersetzt, zu sehr die Einzelheiten und die Mängel fühlen läßt; einem Grabe gebührt Fackel oder Mondlicht, und Pompeji ist ein Grab.

Rhede von Neapel, den 13. August 1851.

Der heutige Morgen war der interessanten Prosa, dem Nützlichen, Lehrreichen geweiht: es galt Marine Collegium, Arsenale, Schiffe und Petrarsa, die neu gegründete Maschinenfabrik, zu besehen; eine treffliche Prosa, welche mit kurzem bündigen Style, mit kräftigen Worten dem Fremden zeigt, daß, wo Wille ist, auch die That nicht fehlt. In allen Arsenalen ist Arbeit und Thätigkeit, überall wird gehämmert und gegossen, überall sieht man die neuesten Erfindungen im Militärfache in Anwendung gebracht. Des Königs Schooßkind ist das am Ufer des Meeres diesseits Portici von ihm erbaute Petrarsa. Für das kleine Reich ist es ein Etablissement in großartigem Style; durch Dampf getrieben arbeiten die geschäftigen Arme der Maschinen; überall hört man das

Rauschen des Motors; überall sieht und fühlt man die Gluth der fleißigen Flamme, die mit der Augustsonne an Thätigkeit wetteifert, und zwischen all dem hastigen Treiben unseres dampfenden Maschinen-Jahrhunderts werden Alleen und Blumen in Fülle angelegt; das Wasser, welches zum Schaffen einer Kriegsmaschine hilft, begießt zu gleicher Zeit Rose und Oleander; und um Brunnen und eiserne Säulen des militärischen Gebäudes winden sich Schlingpflanzen in graziösen Festons. Man will Poesie mit materiellen Leistungen verbinden, doch gelingt es nur halb; trotz Rosen und Fontaine-Geplätscher duften die Steinkohlen, und pfeift der Dampf. Zwei Erscheinungen in den Anstalten, die wir heute besahen, sind auffallend: die allzugroße Fülle der rothangezogenen Galeerensclaven, die Einem von allen Seiten mit ihren schweren Ketten entgegenrasseln, und die zahllosen Portraits und Büsten des Königs. Mir gefällt es nicht, wenn man aus niedriger Schmeichelei überall und überall dem Herrscher Denkmale setzt, so lang er lebt, sein Conterfei aber nach dem Tode wie ein Paar Handschuhe wechselt. Die Unsterblichen werden erst nach dem Tode erkannt, und der folgenden Generation sei es überlassen zu richten und die des Nachruhms würdige Gestalt der Zukunft zu übergeben.

War der Morgen lehrreiche Prosa, so brachte uns der Abend volle reine Poesie. Wir fuhren durch eine lange Allee; rechts und links wurden die üppigen Felder der Campagna durch Räder, welche arme Eselein mit blindem naivem Ge-

horsam in Bewegung brachten, bewässert; auf der breiten staubigen Straße rollten die drolligsten Equipagen lärmend und musicirend an uns vorüber; Preßhafte und Blinde schrien und tappten an uns herum, alles war Bewegung; der Weg aber führte uns durch ein steinernes Thor zwischen Oleander und Myrten, Rosen und Cypressen, aus denen eine neue Stadt auftauchte, mit griechischen und egyptischen, mit römischen und gothischen Häuschen, mit Tempelchen und Obelisken, mit Monumenten und Inschriften, mit einem Dom und einem Kloster in der Mitte, alles im frischen Grün, in duftigster Blumenfülle, mit der herrlichsten Aussicht auf Neapel und seinen gekrönten Golf. Sollte man da nicht mit Petrus rufen: „Hier laßt uns Hütten bauen!“ Und doch, wer riefe es gern, denn wir waren in Neapels blumigen, sinnlichen und doch ernsten und ergreifenden Gottesacker. Sind auch die hundert und hundert in Gassen getheilten Tempelchen im heidnischen Style, begreift man auch nicht den Geschmack, sein ehrliches Grab gleich dem Tempel des Apis mit Fledermäusen, egyptischen Säulen und Lampen zu schmücken, so hat der Campo Santo doch einen Mittelpunkt, der ganz christlich ist, und das Herz mit wehmüthiger Ruhe umhüllt; es ist das Kapuzinerkloster und die Zelle eines Bruders, der uns herumführte. Der Mönch hatte edle schöne Züge, aus seinen Worten quoll Friede, seine Sprache war streng und mild, die Sprache eines echten frommen Klosterbruders, der, gleich einer Cypresse am Grabe, mit den Wurzeln noch in der morschen

Erde steht, während sich der schwermüthige Stamm gerade zum Himmel aufrichtet, um von dort Licht und Thau zu erhalten. Der Frater war keiner jener Mönche, die sich ängstlich und doch unbewußt an das Kreuz schmiegen und klammern; aus seinen schönen jugendlichen Zügen sprach Geist und Erkenntniß, die reinen tiefen Augen waren der Spiegel einer edlen Seelenwelt. In Neapel, diesem Orte des lärmenden Genusses, des ewigen Jubels hätte ich diese erhebende Gestalt nicht erwartet. Freilich waren wir in der Stadt der Todten, doch wie wird der Tod in Italien behandelt? Kaum ist ein Opfer in den letzten Zügen, so fliehen Verwandte und Bekannte, und der Dahingeschiedene wird mit Eile auf den Kirchhof geschafft, den man sich Mühe giebt, ja recht weit von der Stadt anzulegen, um den im Lebensrausche Begriffenen kein memento mori vor die trunkenen Augen zu setzen. Man errichtet dann wohl den Todten kunstvolle Monumente, und birgt den Leichnam in zierliche Tempelchen, aber das Alles ist heidnisch und kalt, und ersetzt nicht die freundschaftlichen Zähren, die bei uns die Blumen des schlichten Grabes benetzen. Für den Fremden, der auf der Terrasse des Kapuzinerklosters steht, ist der Anblick ergreifend und voll unendlicher Wehmuth.

Der Abend war still und rein, die Sonne neigte sich zur Ruhe, vor uns erblickten wir Neapel in weltlicher Pracht, mit seinen Palästen und Museen, mit seinen blumenumkränzten Villen, seinem Trachten nach Genuß und Freude, seinem

sinnlichen Lebensausdrucke; des Golfes goldene Wellen spülten an die reiche, duftende Küste von Castellamare, aus den üppigen Orangen-Wäldern blickte das poetische Sorrent, die Stadt der schönen Frauen; violetter Duft umwallte den Vesuv; reich und segenbringend lag die Campagna unter uns, und um uns herrschte, von Blumen umduftet, von Lorbeer und Cypressen umrauscht, von sanften wonnigen Abendlüften umgaukelt, unter marmornen Gebäuden der Tod. — Wo schließt Euer jubelndes Sinnentreiben? wo tanzt Ihr hin, Ihr freuderegen Neapolitaner? Alle, Alle ins Grab; und duftet auch die Myrte, glüht auch die Rose, rauschen auch Oleander und Lorbeer, glänzt auch der Marmor mit stolzer Inschrift, so ist doch das Grab das kühle, grause Ziel des Erdenwallens.

„Friede sei mit Euch!" so wehte es aus des Bruder Kapuziners schlichter Zelle; einige Töpfe mit Basilicum, ein altväterisches Clavier und ein Vogelbauer mit seinem einsamen Bewohner machten den Schmuck der kleinen Wohnung aus, doch durch den gothischen Spitzbogen blickte das Auge auf die wonnevolle Aussicht, aber so recht von oben herab, so recht aus einem beruhigenden, milden Rahmen. Gleicht doch solch eine Zelle im stillen Todtengarten, mit dem Blick in die weite Welt im Abendpurpur, auf das grenzenlose Meer im Silberflor, einem Herzen, welches sich rein und einfach, trotz der umwallenden verführerischen Welt auf seiner Höhe erhalten hat. Der schöne Mönch und seine Zelle erinnerten mich an zwei liebliche Bilder, die ich einstens gesehen: in dem einen

spielt ein Vögelchen zu den Füßen eines frommen Bruders, naiv und einfach; in dem andern sitzt der für die Welt Erstorbene an einer Orgel, und mächtig und schmelzend rauscht es durch den gothischen Bogen in die ferne Gegend. Auch durch mein Herz klangen Töne, wie sie mich nur selten durchströmen. Nur ein Instrument giebt diese Laute wieder, es ist die Aeolsharfe mit ihren Accorden voll süßer, hingebender Melancholie; ach könnte das arme, tolle Herz sich so im Tode aushauchen.

Warum mußten wir nach diesem poetischen erhebenden Eindrucke auf dem Heimwege im Dunkel des Abends den widerlichen Todtenwagen begegnen? Schien's doch ein furchtbarer großer Mummenschanz; ist aber Italien nicht überhaupt eine Maske in lebhaften, golddurchflitterten Farben mit dunkler unheimlich hüllender Larve und großen glühenden Augen? Mit dem Tode und seinen schattigen, herzkühlenden Fittigen war's vorbei, denn wir hatten die Stadt erreicht, und fort riß es uns in ihres Lebens nimmer ruhenden Strudel. Alles brannte und flammte, alles schrie und jubelte, Maccaroni schlossen ihr Band zwischen Kessel und Mund. Es brodelte und kochte, und gemüthlich, wenn auch in steter Unruhe, verzehrte Neapels Volk sein Bischen Lohn auf demselben Platze, über welchen einst der Lazaroni-König Masaniello im Triumphe zog, und ob des allzujähen Ruhmes närrisch ward. Wir durchfuhren langsam die Straßen, uns an dem Treiben ergötzend, ließen uns vom Volk Maccaroni voressen, ein keines-

wegs schöner aber höchst possirlicher Act, bei dem sich der Neapolitaner mit dem französischen Worte Glouton am besten bezeichnen läßt, und beschlossen den Tag und unsere Volksstudien in zwei winzigen Winkeltheatern, deren eines San Carlino heißt. Man gab Volkspossen im neapolitanischen Jargon; Pulicinell spielte eine Hauptrolle, quakte und schrie, doch wenn er mit chinesischen Wortspielen sein kleines heiteres Auditorium unterhalten hätte, so würde ich es von diesem unangenehmen Lautschwalle nicht unterschieden haben; von irgend einem Verständnisse war, trotz meines grammatikalischen Italienisch keine Rede, denn man spielte nicht italienisch, sondern neapolitanisch. Das Bemerkenswertheste an San Carlino war mir, daß man von der Straße ins Theater, wie in einen Bierkeller, abwärts stieg, und daß die Theaterzettel als vollkommenes Zelt für die Logen hätten dienen können; doch mit einer Miniatur-Aehnlichkeit mit San Carlo, wie man mir erzählte, war es nicht besser, als vergliche man ein schönes Pferd und einen Mops, weil beide zwei Augen und vier Füße haben. In der andern Theaterkammer, als Gegensatz zu Theatersaal, wurde der berühmte erst kürzlich hier gewesene Taschenspieler Philippe parodirt. Als ein Fräulein in weißen Höschen auf der Bühne magnetisirt wurde, und sich hierauf auf einer Eisenstange streckte und wiegte, war großer Jubel und gellendes Geklatsche.

Rhede von Neapel, den 14. August 1851.

Phöbus schwebte majestätisch klar im reinen blauen Aether, und warf glühende Blicke auf das goldig erglänzende Meer, dessen schimmernde Fluthen wir auf einem kleinen zierlich gebauten Dampfer-Messagere, mit Aquila pfeilschnell durchschnitten. Der Curs war gegen Capri, die Feeninsel des freudeschwelgenden Tiber gerichtet. Unter munterem Gespräche mit dem liebenswürdigen Aquila und in steter Bewunderung der Golfesküsten langten wir schnell bei unserem Ziele an. Ein leichtes Boot brachte uns in den kühlen Wellensand des amphi-theatralisch aufsteigenden, pittoresken Ufers, wo unser ein Troß Pferde und Esel harrte, um uns auf die Ruinen des Kaiserpalastes zu tragen. Der freundliche Leiter unseres heutigen Ausfluges blieb am Meere zurück, da ihm die große Hitze schrecklich ist; er bot mir ein weißes Parasol an, welches ich jedoch verwundert, mit der Bemerkung ausschlug, daß wir nordischen Bewohner des Erdballs die Hitze viel besser als die Südländer ertragen, die derselben fast erliegen. Im Galop ging es längs den steilen Ufern im Zickzack, bald zwischen malerisch gestalteten Felsen, bald zwischen Gärten und Häusern mit dem herrlichen Blick auf das tiefe klare Meer, dessen mystischer Grund oft durch die reinen Fluthen leuchtete, die Anhöhe hinan. Capri trägt von allen Gegenden des Zaubergolfes am meisten den glühenden Stempel des Südens. Das Eiland ist ein Sitz der Sonnenkraft, wie ich ihn im

lieben Hellas gesehen. Capri ist nicht Italien, ist mehr als Italien. Von seinen Felsenspitzen strömt schön die wahre erhebende Gluth der eingesogenen Sonnenstralen aus, an seinen steinigen Lenden wachsen schon üppig die Pflanzen einer intensiveren, besser durchkochten Zone; an seinen Ufern bricht sich das weiche, verschmelzende, melodische Italien mit seinen süßen Petrarca-Liedern, um einer wilderen Natur, einer tiefer-gefühlten Leidenschaft Raum zu lassen. Italien ist ein wonniges Sonett von weichem Munde gesungen; dieses Eiland ist, gleich den Ufern des Golfes von Lepanto, ein Gedicht leidenschaftlicher Zauberliebe, aus feurig wilder Brust entsprungen. Wäre ich ein Reicher Neapels, hier würde ich wohnen, hier in den Sonnenstrahlen baden, die in Neapel verweichlichen, in Capri stärken. Man gewahrt dies an den Bewohnern; sie sind frisch und schön, und ihre glühenden, schwarzen Augen erzählen von Leidenschaft; nebenbei haben die glücklichen Leute auch die herrlichsten Zähne, die man sich denken kann. Als ich eben zwischen Gärten auf meinem kleinen Gaul dahinjagte, in einem seligen Gefühle, welches die Triumphe der Natur, und ein solcher ist Capri, in mir hervorbringen, sah ich vor mir einen alten Mann in dunkler Kutte auf einem Eselein galopiren, einen gefüllten Bettelsack heimbringend; da ich ihn für einen Mönch hielt und mit diesen Leuten gern Gespräche anknüpfe, trieb ich meinen Gaul an, und holte ihn ein.

Wie freudig aber war meine romantische Ader angeregt,

als ich in dem Reiter einen Eremiten kennen lernte, den ersten, den ich in meinem Leben sah; meine Sehnsucht nach diesem Anblicke habe ich bei der Besteigung des Vesuvs kund gegeben, hier in Capri wurde ich auf die interessanteste, komischste Art befriedigt. Also ein Einsiedler saß vor mir auf dem Eselein fein, und grinste mich freundlich an. Der erste Anblick war eher geeignet einen lächerlichen Eindruck zu machen. Die große Hast des Solitärs, das schnelle Tempo auf dem ungesattelten Langohr, an dessen Seiten Sandalen und Kutte hin und her schlotterten, der lange Sack, der durch die ungewohnte Bewegung von der Croupe herunterrutschte, auf welch letzterer der Mann der Einsamkeit gezwungen war, Voltigir-Uebungen zu machen, bei welchen ein bedeutend kürzerer Klumpfuß sich developpirte, gab einen sonderbaren Contrast zu dem stillen ernsten Bilde, welches die Romantik gewöhnlich von diesen der Welt abgestorbenen Wesen liefert. Unsere Wege hatten dasselbe Ziel, da es sich fand, daß die Klause der Abgeschiedenheit auf den Ruinen von Tibers Freudenpalaste steht. Von den Ueberresten einstiger Pracht ist gar wenig zu sagen; einige verfallene Mauern, schmucklose Gewölbe, unansehnliche Mosaïks und der Anfang eines gedeckten Weges, welcher einst dem Kaiser von der bedeutenden Höhe bis zum Meere, als geheime Communication, gedient haben soll. Ueppiges Unkraut wuchert malerisch auf den unbedeutenden Ruinen; und doch flößten mir die letzteren eine Bewunderung von Tibers Verständniß ein. Er hat nämlich einen der schönsten Punkte

der Welt für sein Schloß ausersehen, und das ist eine Weisheit die man selten findet. Er scheute nicht die Höhe, und hatte so von seinen Terrassen das Zauberbild des einzigen Golfes, den Anblick des imposanten Vesuvs mit seiner geheimnißvoll wallenden Himmelssäule, und die tiefe Philosophie des unbegränzten Meeres; alles von einer hohen schroffen Felsenspitze in einer verklärenden Entfernung gesehen. Giebt es ein schöneres Bild, und das aus seiner Wohnung gesehen? Diesen Genuß hatte der Weltherrscher, und jetzt wird er einem Eremiten zu Theil, der sich aber mehr ob der zahlreichen Fremden, als aus frommen Weltüberdruß hierher gezogen zu haben scheint, und sich noch immer mit irdischen Gedanken abgiebt. Er versicherte uns, daß ihm die reine Luft in der Wunderhöhe, welche er nun schon, glaube ich, bei dreißig Jahren genießt, einen unsäglichen Appetit gebe, den er mit milden Gaben aus dem Dorfe halb und halb befriedige. Von einem solchen Streifzuge kam er gerade heim. Auch metallenen Gaben ist er keineswegs abhold, und ein Zettel in seiner Klause erinnert die Fremden auf französisch, ja ihm selbst, und nicht dem Cicerone, den milden Trost in die Hand zu drücken. Ein Wesen letzterer Gattung, welches uns wie natürlich ebenfalls begleitete, war auch eine komische alte Typusfigur, die, als sie einer der Gesellschaft schelmisch fragte, ob der Eremit immer Einsiedler sei? boshaft antwortete: „Non si sa.“ Der arme Verläumdete brachte schlechten Capri-Wein und ein Fremdenbuch. Während wir uns setzten, fing er an, auf der Flöte

lustige Weisen zu spielen; alle Würde war vom Klausenkellner geschwunden, und die schwarze Kutte, der Klumpfuß und die geldgierigen verschmitzten Züge machten einen diabolischen Eindruck. Wie ganz anderer Natur müssen die Eremiten in der Thebais gewesen sein. — Man zeigte uns den Platz, von welchem Tiberius diejenigen, die ihm überlästig geworden waren, von einer steilen schwindelnden Felsenwand in die Fluthen hinunterstürzen ließ; von da unten sah uns das reine durchsichtige Meer wie ein tiefes schönes Menschenauge an, doch auch das Auge hat seine furchtbaren Geheimnisse. Den Fremden macht man auch auf einen weißen Thurm aufmerksam, aus welchem der finstere Tyrann die Sterne beobachtete; daß die trüben Geister doch so oft Böses und Gefahrdrohendes aus jenen stillen, ewigen Kreisen der Gestirne lesen, die Andern Trost spenden. — Man versammelte sich in einem kleinen Hause, schöne Töchter Capris traten ein, und aus dem, was ich sah, entstand folgendes Gedichtchen:

Was rauscht auf Capris Felsenwänden,
Was rauschet durch die Lüfte hin,
Es ist in schmeidig raschen Händen
Das schnellbewegte Tambourin.

Stets wilder tönt des Schalles Welle,
Was mag das laute Treiben sein?
Es ist Neapels Tarantelle
Im glühend heißen Sonnenschein.

Es drehen sich in muntrem Kreise
Die Mädchen Capri's schlank und leicht,
Mit anmuthsvoller, heit'rer Weise
Von Künstelei noch unerreicht.

Es glänzen aus dem heit'ren Munde
Wie Perlen Zähne, schön und weiß:
Es blicken Augen aus der Runde,
Und Männerherzen klopfen heiß.

Die Hand vertritt die Castagnette,
Sie spielt zum Tambourin-Gesang:
Sie schnalzt und klatschet um die Wette
Mit der hispan'schen Hölzer Klang.

Bald ernst, gelassen und bald wilder
Bewegt sich rings der Blüthenkranz,
Und stürmisch bald und wieder milder
Ertönt das Tambourin zum Tanz.

Da klopft zum frohen Jugendtone
Ein Herz in lang' verschloss'ner Brust:
Den Fuß des alten Cicerone
Ergriff von Neuem Tanzeslust.

Der Jugend Drang erwacht ihm wieder
Und in erneuter frischer Kraft
Zum kecken Schwung der steifen Glieder
Hat sich sein Alter aufgerafft.

Die Tambourine rascher sausen;
Der Mädchen Auge funkelt hell,
Und wilder stets die Reigen brausen,
Im Wirbelschwall der Tarantell'!

Die Bewohner von Capri bewiesen mir von Neuem, daß sich der Charakter eines Volkes in seinem Tanze ausspricht; sie tanzten die Tarantella voll wilder, schöner, berauschender Leidenschaft, und doch ganz schlicht und schmucklos; ich liebe die Nationaltänze ungemein, so auch die Nationalinstrumente, und war durch die Tarantella beim Tambourinenschall in beiden Liebhabereien befriedigt. Von einer der Tänzerinnen, üppig schön, mit wildem Feuerblick und einer Reihe Perlenzähne, die das kecke Lächeln nicht oft genug zeigen konnte, flüsterte man sich einen kleinen Prinzenroman von jenseits des Wundergolfes zu. Während dem Tanze wurden Cactusfeigen, als sehr ländliche Erfrischungen, herumgetragen, die, sorgsam von den kleinen Stacheln entwaffnet, meinem Gaumen trefflich behagten. Wir schwangen uns wieder auf unsere Gäule und respective Esel, und von den Tänzerinnen begleitet, schlugen wir in der heitersten Laune unsern Rückweg ein. Unterwegs ritt ich durch den Hof und Hauptgang eines Hauses in dessen Garten, um dort eine herrliche Palme, diesen Dichter der Baumwelt, in der Nähe zu bewundern. Vor unserer Rückkehr auf das Dampfschiff begaben wir uns noch auf die Terrasse eines Wirthshauses, genossen hier von Neuem die immer herrliche Aussicht auf diesen an Naturschönheiten

so überreichen Theil der Erde, und labten uns an den besten Südfrüchten, die ihm in Fülle entwachsen. Der Dampfer brachte uns mit einigen Ruderschlägen an eine Felswand der Insel; winzig kleine Barken wurden bestiegen, und auf dieselbe losgerudert; schien's doch, als müßte man wie in jener Zeit der Mährchen kraft eines Zaubers durch die Wand schlüpfen, um in einen Feentempel zu treten. Und so war es auch. Es that sich plötzlich eine höchstens 3½ Fuß hohe Oeffnung, gerade breit genug für die Zwergbarke, auf; einige Ruderzauberschläge, und wir glitten leise, wie durch Elfenhauch getrieben, durch den engen Steinring; hinter uns schloß sich die Welt mit ihrem irdischen Treiben und ihren Sonnentagen, und von Zephyrflügeln getragen schwammen wir auf silberblauen Wellen ätherischen Duftes unter einem Grotten-Dome, um dessen Säulen und Zacken bläulich schimmerndes Halbdunkel schwebte, das, gleich dem Reflexe eines Mährchenmondes, mild auf dem Marmor glänzte. Wir waren im Liebessaale der Nymphe von Capri; leichte Silberringe zeigten sich auf den Fluthen, sanftes Plätschern ertönte leise und wohlige Kühle wehte durch den Meeresraum; aber die Nymphe war nicht in den Wässern, und — zu unserem Glücke; denn wie hätten wir die harten Proben des Odysseus bestehen sollen. So geht es in der Welt: so lange die Göttlichen in der blauen Grotte von Capri hausten, durfte kein Sterblicher sie finden, und als die Sterblichen sie entdeckten, waren die Göttlichen entschwunden, und nur der ätherische

Schimmer blieb als Abglanz der einst in den Silberfluthen sanft sich wiegenden Najaden.

Wenn aber die Gelehrten behaupten, die Erscheinung der blauen Grotten sei nicht zu erklären, so sehe ich dies eher als eine hergebrachte Phrase, denn als eine feststehende Behauptung an. Betrachtet man den Elfensaal näher und mit Ruhe, ohne sich jener poetischen Extase, die er hervorruft, hinzugeben, so wird man bemerken, daß die winzige Oeffnung, durch welche man eindringt, wirklich ein Felsenring ist, dessen untere Hälfte sich nur einige Schuh unter dem Wasserspiegel befindet, so daß diese kleine Pforte, wie mir scheint, für den Lichteffect von geringer Bedeutung sein kann, während sich in den ungetrübten Gewässern unter dem Felsenringe ein weites Thor wölbt, dessen Basis man nicht wahrnehmen kann. Dieses Thor nun läßt das Licht durch die blauen Fluthen wie durch ein blaugefärbtes Glas zauberhaft schimmernd eindringen, und auf den Tropfsteinwänden der Grotte bläulichzitternd reflectiren. Die ähnliche Wirkung der silberspielenden Fluthen habe ich in vermindertem Grade in einem Badecabinet in Triest gesehen, wo das sonnige Tageslicht auch nur durch die Meereswässer schimmerte. So erklärt sich auch der Effect der grünen Grotte auf dem entgegengesetzten Ufer der Insel, nur ist dort die Farbe des Meeres grün. Es ist ein eigner Hang des Menschen, gewisse Erscheinungen in der Natur geflissentlich mit Geheimnissen zu umhüllen, mich aber interessirt es, wenigstens einen Versuch zu machen, diesen

Schleier zu lüften; es ist ja ein erlaubter Drang, die Erscheinungen der Natur so viel als möglich zu erklären, geht man darin zu weit, so weiß unser Herrgott schon mit kräftigem Arme Einhalt zu thun.

Geheimnißvoll wonnig war mir aber in der feuchten Najaden-Grotte zu Muthe, und ich beneidete die Schiffer, die gleich Silberfischen in der Mondenfluth wogten; jedes ihrer Glieder schien mit Zaubermetall überzogen zu sein. Nur zu bald brachten uns wieder leise Ruderschläge durch den Felsenring; der Nymphe Meersaal verschwand, das Märchen war gelöst, und mit goldenem Glanze empfing uns der Tag, als wollte sich der Glanz der Erde mit dem der Phantasie messen, als wollte sich die Wirklichkeit neben das stillempfundene Meergeheimniß stellen. Und ich mußte ausrufen: „Bei Gott! die Sonne ist schön.“

Wieder rauschten des Dampfers Räder, und sie rauschten nach Sorrent. Nach Sorrent, welche Melodie klingt aus diesem Namen. Tritt nicht Tasso uns vor die Seele? sieht man nicht die schönsten Frauen des Königreichs vorüberziehen? Und es ist auch ein Paradies, dies herrliche Sorrent. Auf hohem Felsenufer, auf mächtigen Steinterrassen, wie ein Stückchen Schweiz, ruht es von Orangenbäumen ewig frisch umwallt. Hat man die pittoresken Felswände, die hohen Thore und Gänge durchschritten, ist man auf dem weiten Plateau plötzlich, wie aus den Eingeweiden der Erde, auf der Terrasse eines Hauses angelangt, die frei über dem Wasserspiegel auf

der hohen dunklen Wand schwebt, so vermählt sich Alles, was die Natur Entzückendes, Herrliches bietet, zum schönsten der Bilder, so verführerisch wonnevoll, so gluth- und sonnenreich, so allerfassend, daß das Herz erbebt, und ein süßes Weh durch die Adern strömt, wie banges Liebesahnen. Das Haus heißt mit Recht: „la bella Sirena“, denn man fühlt sich hingerissen von dieser Schönheit, und wähnt, von den linden Armen der weichen Verführerin umschlungen, in das Meer sinken zu müssen. Mir war's wie an einem neuen Frühlingstage, in meiner Brust blühte und sproßte es; war's Wehmuth, war's Heimweh, war's daß ich allein unter Fremden von dieser Schönheit überwältigt wurde? Es war wohl der Sirene süßer Liebessang.

Sie hat um uns gebuhlt, sie wollte uns in ihr kühles feuchtes Element ziehen, und nur die felsenfeste Burg bewahrte uns vor ihrem Liebeskuß; denn als wir bei einem wohlbestellten Mahle von der Terrasse ruhig auf den weiten Golf hinabblickten, und uns die Töne der neapolitanischen Marine-Infanterie-Musik umrauschten, sahen sich plötzlich die Gäste verwundert, ja bestürzt an, man murmelte erst leise, dann wurde die allgemeine Bewegung laut: der Tisch hatte geschwankt, und ein Erdbeben hatte uns auf der Felsenterrasse seine unheimlichen Stöße fühlen lassen. Von der ganzen Gesellschaft war ich der Einzige, der nichts bemerkt hatte, und doch war die Erschütterung in manchen Gegenden so stark, daß, wie wir später erfuhren, zwei Städte zerstört, und eine

große Anzahl Menschen beschädigt oder getödtet wurden. Das sind die Schattenseiten dieses herrlichen Landes. — Ein Lebewohl der schönen Sirene! Sind wir auch in ihrer Nähe Gefahr gelaufen, hat sie uns auch ein verführerisches Lied gesungen, so ist es doch ein Lied voll Poesie gewesen. Nur zu bald mußten wir ihre Stätte verlassen: doch harrten unser neue Zauber.

Wir setzten uns in eine Landkalesche, von zwei mit Schellen bizarr behangenen Pferden gezogen. Cigarren wurden angezündet, und von stetem Geklingel umsummt, rollten wir zwischen den Mauern der großen Orangengärten dahin. Der Geist ist willig, das Fleisch ist schwach, besonders nach einem tüchtigen Ritte und wohl bestellten Mahle. Umweht von südlicher Luft, eingelullt von der Musik der Pferde schlief ich ein. Als wir jedoch im Begriffe waren, um einen in das Meer vorspringenden Berg zu fahren, wurde der Geist wieder stark, und ich gewann genug Kraft, um den letzten Abschiedsblick auf die Bucht von Sorrent zu werfen. Ich wurde belohnt, denn wunderlieblich, ernst und heiter ruhte Tasso's Friedenssitz auf hohen breiten Felsenbastionen, sanft zu den Gebirgen aufsteigend, frisch umwallt von den grünen duftigen Wogen der üppigen Orangenhaine. Der Wagen rollte auf der trefflichen Straße um das Gebirge; Sorrent schwand und malte sich in meinem Gedächtnisse als der ewig grüne Thron der Dichterliebe. Morpheus' Flügelschlag rauschte sanft heran, und abermals entschwand mein Geist der Sinnen-

welt. — Unser Wagen hielt in einer reizenden Bucht, in dem Arsenal von Castellamare, wo mir der langgehegte Wunsch erfüllt ward, ein Linienschiff zu sehen. Leider hatte es noch kein Takelwerk, und war im Innern keineswegs eingerichtet, doch konnte ich den ganzen Bau und die weiten majestätischen Dimensionen bewundern; eine wahre Wasserburg, die mit Recht den Namen Monarca führt. Das Schiff scheint sehr gut gebaut und verspricht den besten Erfolg. — Zu dem oberhalb Castellamare am Rücken des von einem prächtigen Eichenwalde umgrünten Berges gelegenen Schlosse des Königs fährt man durch eine schattige Allee von dichten und doch wunderleichten Bäumen einer anderen Zone, deren Name mir leider entfallen ist. Das Schloß mit einer weiten um dasselbe laufenden Terrasse ist reich an den herrlichsten Aussichten; seine inneren Räume sind jedoch kahl und unwohnlich, dagegen ist der kleine Garten gegen die Bergseite hin mit einer unendlichen Baum- und Blumenfülle aller Regionen ausgestattet. Schade daß sich auch Dahlien in die Gesellschaft mischen; so farbenreich diese Blume auch ist, so kömmt sie mir doch wie ein schönleibiges, aber dummes und gemeines Weib, ganz parvenue, vor. Ohne alle Anmuth, ohne allen frischen Hauch, sollte sie mit ihren kalten Farben nicht den Farbenschmelz der übrigen Blüthen in einem Pleasure ground stören. Man versteht es nicht im Süden, mit Coquetterie zu arrangiren, gewöhnlich überläßt man gar zu viel der Mutter Natur, oder nimmt man etwas in die Hand, so wird

es entweder erdrückend großartig, oder voll schlechten kindischen Geschmackes; die guten Leute sind durch das allzuherrliche Klima und den trefflichen Boden verwöhnt; es wächst und blüht ohne Hilfe, wo der Same in die Erde fällt. Welche Wunder aber könnte man mit diesen Mitteln erreichen, wenn man etwas Sinn und guten Willen hätte. Der Garten des Fürsten Lieven, der hier ebenfalls in einer wunderlieblichen Lage angelegt ist und einen grünumkränzten Zauberblick auf den Vesuv und einen Theil des Golfes eröffnet, zeigt schon den nordischen schaffenden Geist, den belohnten Fleiß. Nur würde ich nicht englische Anlagen für diese Gegenden anwenden. Die Natur ist hier schon zu parkartig, und nur altitalienische Gärten, mit stolzen Lorbeerwänden, flüsternden Grotten und rauschenden Fontainen, die reiche Blumenmassen umkränzen, sind ihr angemessen. Duft und Kühlung gehören in südliche Regionen, und der schwer zu erhaltende Rasen muß so viel als möglich vermieden werden. Fürst Lieven hat ihn jedoch mit bedeutendem Kostenaufwande erlangt. Der gelungenste Effect in diesem russischen Süden ist auf einer kleinen Terrasse auf der Bergseite des Hauses erreicht, wo große Bäume sanft ihr Haupt auf den reichgeschmückten Altanen wiegen, und Schlingpflanzen schelmisch mit ihren Blüthenaugen hereinsehen, so daß man wie aus frischem Korbe den herrlichen nordischen Eichenwald auf der Berglehne freudig aufsteigen sieht, und im duftigen Süden von den frischen Alpen zu träumen wähnt. Mit dem vielgerühmten Hause

hat es jedoch in meinen Augen einen kleinen Haken; weil es ein Giebeldach und Holzgallerien hat, soll es, wie mir der Architekt selbst sagte, im Style unserer Länder sein, eine Art Cottage aus dem Hochgebirge. Man bemerkt aber nur zu bald, daß, wenn auch die Hauptformen ziemlich richtig sind, das Holz nach pompejanischen Vasenmustern geschnitten ist, während sich zur Rechten eine sehr geschmackvolle griechische Säulengallerie, die einen reizenden, luxuriösen Salon enthält, mit dem Gebäude verbindet. Es ist ein mißlungenes mixtum compositum von sehr gelungenen Details. Im Innern herrscht ein sybaritisch kunstreicher Garçon-Luxus, der wieder die wunderbarsten Einzelheiten, und unter ihnen selbst gelunge Kunstwerke bietet. Der Mittelsalon des Hauses ist seiner Aussicht und Einrichtung nach reizend. Während wir im milden, herrlichen Abende vor der Wohnung der Herzogin von Parma, der wir einen Besuch abstatten wollten, im Wagen harrten, kam ein Guitarrespieler, und spielte und sang uns ein melodisch-poetisches Lied von dem „Ciucci Ciuccetti“; man hätte glauben können, es sei ein Sonett vom Liebesdichter par excellence, vom honigsüßen, butterweichen Petrarca, so sanft und nachtigallmäßig klang es. Die Herzogin war nicht zu Hause; die Eisenbahnkasten nahmen uns auf, und mit einem Gefühle inniger Dankbarkeit für Aquila, der mir zu einem der lieblichsten Tage meines Lebens verholfen hatte, sauste ich gegen Neapel.

Rhede von Neapel den 15. August 1851.

Wir leben einmal im Jahrhunderte der Eisenbahnen, man muß sich eben von dem Strudel fortreißen lassen, und als ehrlicher Deutscher gestehen, daß Alles seine guten Seiten hat, so auch die materialisirende Eisenbahn unserer materiellen Zeit. Man kömmt vorwärts, und dies war bei unserem heutigen Ausflug in das Land hinein sehr gut. Wir flogen durch die cultivirte Ebene, die sich von den Höhepunkten so frisch und schön ausnimmt, in der Nähe gesehen aber etwas langweilig und gleichförmig ist.

Man warnte mich, der schlechten Lüfte halber, welche um diese Jahreszeit in der niederen Gegend herrschen sollen, auf dieser Fahrt einzuschlafen. Zum Glücke war es nicht nach Tische, so daß wir ohne Kampf, glücklich der Gefahr entrinnend, in Caserta, dem größten Schlosse des Königs beider Sicilien, anlangten. Der erste äußere Anblick desselben macht keinen günstigen Eindruck, die Avenue ist verwahrlost, und die Dimensionen sind eher casernen- als palastartig. Das Ganze sieht etwas abgewirthschaftet aus; ich hatte mein liebes kaiserliches Schönbrunn zu sehr vor den Augen, mit dem ich Caserta vergleichen hörte, und zwar beinahe zu des Letzteren Vortheil. Aber Schönbrunn bleibt Schönbrunn, wenn auch beim Einfahren in die Vestibule von Caserta der Eindruck sich bei Weitem erhöht. Sieht man die vier kolossalen Höfe und deren gigantische Hallen, die sich gleich Palmen-

wäldern wölben, um auf ihren hohen luftigen Domen die weiten Tracte des massiven Schlosses zu tragen; sieht man die mächtige Treppe, die, gleich einem Marmorberge himmelan sich hebend, für Göttertritte geschaffen scheint; sieht man den das Gebirge hinanstrebenden Garten mit seiner Riesen-Cascade, gleich einem grünsammtenen Königsmantel mit Hermelin und Silberspitzen ausgebreitet, dann sagt man, daß Caserta, obgleich in die wenigst schöne Gegend oder vielmehr die einzig unschöne Gegend um Neapel gezwungen, keine königliche Laune ist, sondern ein königliches Phänomen, zu dessen Schöpfungsgedanken jener grandiose Siegesmuth gehört, der aus allen Werken Carls III. spricht, und nur in einer Zeit aufblühen konnte, die Ludwig XIV. mit seinem Genie gebar. Die Treppe, welche sich in ihrer Mitte theilt, und deren kolossale Wände mit Marmor-Damast überzogen zu sein scheinen, so künstlich sind die Steinplatten wie zu einem Stoffe gefügt, so glücklich die bunten Nuancirungen gewählt, wird als das erste Kunstwerk dieser Art geschätzt. Alle Farben und formenreichen Adern dieses Steines sind zu den sinnreichsten Figuren verwebt, und bilden so gewiß die großartigste und haltbarste Tapete, die je zur Zier eines Stiegenpalastes, denn Stiegenhaus wäre nicht bezeichnend, mit Künstlerhänden und luxuriöser Verschwendung aufgespannt wurde. Die Treppe von Caserta ist trefflich dazu geschaffen, daß sein Besitzer die Welt zu sich heraufklimmen lasse, um schon durch die ihn umgebenden Wände Bewunderung zu erwecken, und dann dem ehrfurchtsvoll sich

nahenden Trosse mit einem gnädigen Blicke, der doch noch immer von oben kommt, mit einem huldverkündenden Lächeln als der Mächtige, Gebietende entgegenzutreten. Träte ein Carl V., eine Maria Theresia aus dem domartigen Doppel-Vestibule des ersten Stockes auf den Treppenrand, so möchte ich sehen, wer da nicht sein Haupt beugte vor der Majestät, der Gott die Gewalt gegeben hat. Daß aber die Macht von oben kommt, deutet der Gründer von Caserta entschieden an, indem die Mittelrichtung des nach allen Höfen blickenden, und von massiven Säulen getragenen, oktogonen Vestibules in die reiche, ebenfalls von Marmor strotzende Capelle führt, in das Sanctuarium des Riesenbaues. Die Zeiten ändern sich und mit ihnen die denselben entsprungenen Gestalten, und schwarze Fracks müssen sich zwischen diesen geschliffenen Marmorbergen, diesen starken und doch zarten Spiegelflächen, dieser dem Steine entlockten Farbenfülle, sauve le respect, wie Eintagsfliegen auf einem Purpurmantel ausnehmen. Auch ich arme Eintagsfliege fühlte, wie sich der Stolz in mir regte, den ich auch in Venedigs Dogenpalast empfand und der mit der Idee zusammenhängt, wie angenehm es in gewissen, freilich nur seltenen Augenblicken sein muß, von solchen Treppen oder Hallen als der Erste auf die Uebrigen zu blicken, als die Sonne des Firmamentes. So muß es auch dem heiligen Vater sein, wenn er in der Kirche gekrönt wird, oder wenn er auf dem Petrusplatze den Segen austheilt. Dann tritt aber auch zur rechten Zeit ein Cardinal vor, und verbrennt

Werg auf einer Schüssel; ist dieselbe auch von edlem Metall, so empfängt sie doch immer die Asche des Werges.

Da ich von jeher eine Leidenschaft für den Marmor, als die edelste ewig frische Zier der Baukunst hatte, so konnte ich mich hier nicht satt sehen an all dem farbenkräftigen, reichen Schmucke, der für das Gebäude ist, was die Fontainen und Cascaden für Gärten alten Schnittes sind. Die Papiertapeten und Wandsudeleien unserer Zeiten entsprechen hingegen den Miniatur-Teichen oder den Lacken der neumodischen Gärten. Auch in meinem Garten bei Wien glänzt solch eine Pfütze als Symbol jetziger Großartigkeit, bei welcher ich aber immer die Besorgniß hegen muß, daß sie von den Hunden, die allenfalls die Besucher mitbringen, ausgetrunken werden könnte, weßwegen ich auch Fido, dem Hausfreunde, den Eintritt zu versagen gedenke. Zur Rechten und Linken der wunderbaren Treppe von Caserta ruhen zwei mächtige, gut ausgeführte Löwen, und hüten mit majestätischer Nachlässigkeit Kronen aus Marmor; viel Tiefe und Bewegung ist in diesem gut ausgeführten Symbole. Es war Sonntag, und nachdem ich die Treppe und das Vestibule durchwandert hatte, hörte ich in der Capelle die heilige Messe.

Wie mit der Spannung der Seele, so geht es mit jeder Spannung; tritt sie zu früh ein, so muß sie auch früh nachlassen. So ist es auch bei Caserta der Fall. Der Anfang ist zu groß, als daß die Folge noch größer sein könnte; die Appartements entsprechen nicht dem Eingange, besonders nicht

die des rechten Flügels, in welchem der Geschmack der Napoleonischen Zeit, gleichwie in Capo di Monte, Alles verdorben hat. In dem ganz verwahrlosten Theater sind nur Alabastersäulen bemerkenswerth, welche aus dem Tempel des Serapis in Puzzuoli stammen. Vom Tempel ins Theater, vom Theater in den Tempel, das ist der Weltlauf.

Der Garten entspricht vollkommen der großartigen Treppe, und seinen Rasenplätzen, Wässern und Bäumen ist dieselbe Idee aufgeprägt, welche im Marmor der letzteren uns entgegen tritt. Wie stürzen und senken sich diese Cascaden und Canäle majestätisch den Bergrücken herab! wie sind diese Fontainen und Statuen, diese gerade geschnittenen Baumwände und parallelen Alleen für Schnallenschuhe und Reifröcke geschaffen! Ist das nicht Alles geebnet und gerichtet, damit auch die Natur dem ceremoniösen Wandeln, dem gemessenen Schritte eines vom Nimbus der Majestät umwallten Hofes kein Hinderniß in den Weg lege? Rauschen die Cascaden nicht nach dem Takte? Stellen sich die Bäume nicht nach respectvoller Etiquette auf, um vor ihrem Herrscher Parade zu machen? Spricht nicht aus all dem ein Geist des Pompes, der selbst die Natur unter seine Gewalt gebracht hat? Fürwahr ein größerer Geist, als aus den Schlangenwindungen, aus den Maulwurfshügeln und den Bächlein unserer Gärten, in denen man die Natur verstümmelt, aber nicht unterjocht, wo man krumme Feldwege und rauhes Busch-

werk, das man schöner im Freien findet, nachahmt, und zu verbessern gedenkt, was man nur verkleinert und des Charakters beraubt. Man macht die Natur zum elenden, mageren Püppchen, während unsere Vorfahren die Kräfte derselben gesammelt und benützt und in ihren Gärten durch Geist verbunden haben; sie modelten wenigstens aus ihr eine, wenn auch steife und geputzte Dame ersten Ranges, die noch als Matrone imponirend wirkt, und den kleinlichen, emancipirten Esprit der jungen Soubrette beschämt. Das Parterre in Schönbrunn ist die kaiserliche Schwester des königlichen Gartens von Caserta; beide hätte ich in der Zeit ihres größten Glanzes, in der des Puders und Haarbeutels, sehen mögen. Wie stattlich müssen die Höfe Maria Theresiens und der damaligen Bourbons im reichen Schmucke auf diesen Bahnen einhergeschritten sein. Ehe ich von Caserta scheide, muß ich noch der Monstre-Forellen erwähnen, die im kühlen Hintergrunde der Haupt-Cascade und deren klarem schönen Wasser in der Grottenfrische hausen, und auf den Ruf des Wärters erscheinen, um das Auge des Fremden durch ihre übergewöhnliche Größe mit Staunen zu erfüllen, wie die ungethümen Urkarpfen in Lachsenburg. Beide Gesellschaften sind jedoch nur zum Augen-, nicht zum Gaumengenusse geeignet, und leben fröhlich von fürstlicher Pension. Ich warf den letzten Blick auf diese von Baumwänden scharf eingerahmte, aufwärts steigende endlose Perspective mit ihrem, von den Diamantspangen der Cascaden unterbrochenen Silberbande

und den terrassenartigen Neigungen ihres Terrains, und kehrte dann bei einer gesegneten Wärmetemperatur auf der Eisenbahn nach Neapel zurück. Hier nahm ich ein angenehmes Diner bei meiner guten Tante ein. Es war schon ziemlich spät, als ich in die Gartenanlage des königlichen Schlosses in Portici, dessen Inneres wir jedoch nicht besahen, fuhr. Sie enthält schöne, üppige Baumpartien, in deren Mitte ein sehr nettes Fort in verkleinertem Maßstabe auf Befehl der Königin Caroline zur kriegerischen Unterhaltung und Belehrung Ferdinands I. errichtet wurde. Von dem Thurme des sorgsam ausgeführten Gebäudes hat man eine herrliche Aussicht, die der schöne, reine Abend mit süßer Melancholie färbte, was indessen keine schwärmerische Wirkung auf unsere Stimmung hervorbrachte, indem wir im Gegentheil auf ziemlich muthwillige Weise einen armen Strauß im Hofe der Festung herumtrieben, und uns an seinen komischen, ausweichenden Wackelbewegungen und seinen Angriffen auf den Hut von Einem aus unserer Gesellschaft halbtodt lachen wollten. Auch einige Känguruh, ein Tiger und ein Leopard werden in Portici den Fremden gezeigt.

Nach kurzem Aufenthalte kehrten wir im Dunkel des Abends nach Neapel zurück.

Rhede von Neapel den 16. August 1851.

Der heutige Morgen war den Alterthümern um Baja und Puzzuoli geweiht, und mit Scham muß ich es gestehen, daß er der einzige etwas langweilige während unseres Aufenthaltes in Neapel war; und doch schwärmen wenige meiner Bekannten so für die Alterthümer wie ich; aber nicht nur die Seele allein, sondern auch der Körper muß zur Bewunderung gestimmt sein, und da dieser in Folge der forcirten Ausflüge erschöpft war, und die glühende Sonne eine unerträgliche Hitze verbreitete, so war mir ganz unwohl, und ich fühlte mich nicht für die Denkmale römischer Größe und Tyrannei empfänglich, besonders da sie sehr unter meinen griechischen Erinnerungen stehen.

Wir begannen unsern Ausflug mit dem Grabe Virgils, durch eine lange, lateinische Inschrift am Eingange des Posilippo bezeichnet; der Ruheplatz aber selbst befindet sich auf der Höhe, auf die man durch einen Weingarten zu einem kleinen Steinhäuschen und dessen nichtssagenden Mauern stolpert, wo einige Lorbeerbüsche stehen. Hier ruht der Dichter, der die Aeneis schuf; eine fade französische Inschrift macht ihre erläuternden Randbemerkungen zu seinem Ruhme, und läßt Virgil die große Ehre zu Theil werden, ihn in den Fürstenstand unter den Poeten zu erheben, indem sie ihn le prince de poëtes nennt. Es ist Mode, einige Lorbeerblätter, wo möglich einen Ast von hier mitzunehmen, der dann

als poetische Wünschelruthe prächtige Dienste thut. Daß man aber den Platz des großen Heiden als Friedhof oder vielmehr Einscharrungsort für Nicht-Katholiken gebraucht, ist gewiß höchst unpassend; deutsche, englische und jüdische Denksteine dienen hier pêle-mêle als Pflaster auf der Pilgerstraße zu des großen Mannes Grab.

Nachdem ich pflichtmäßig mein Feld- oder Siegeszeichen von der Dichterstätte geholt hatte, stiegen wir in die Kutsche und rollten in die zum Weltruhme Neapels gehörende Grotte del Posilippo. Ein langer finsterer Tunnel ist durch das Tuffsteingebirge gebrochen, der originell aber keineswegs so großartig als die Bauten unserer Eisenbahnen ist, und der, wenn auch aus den Zeiten der Römer, doch kaum ein Römerwerk genannt zu werden verdient. Das Felsenthor in Salzburg mit der schönen Inschrift: „Te saxa loquuntur" ist fürwahr ein viel malerisches, großartigeres Werk, nicht von den Steingallerien auf der Kaiserstraße des Wormser Joches zu sprechen. Eine gute Wirkung macht das durch die unleidlichen Staubwolken eindringende Licht, welches wie der silberne Flor einer Fee in die dunkle Straße hereinweht.

Ein alter Eremit, das zweite Exemplar dieser Art, welches mir vor Augen kam, macht am Eingange der Grotte Anspruch an der Durchfahrenden Barmherzigkeit, eine Art Zolleinnehmer auf Privatspaß, der der Welt zeigt, daß man auch am Eingange einer Haupt- und Residenzstadt einsiedeln kann. Durch wahre Staubfluthen kamen wir an den höchst

ungesunden Lago d'Agnano, an dessen Ufern eine zweite Berühmtheit Neapels, die Hundsgrotte liegt. Ich suchte vergebens darnach, und zu meiner Verwunderung führte man mich an eine kleine Bretterthür, hinter der ich den Eingang in die Grotte vermuthete; wie staunte ich, als man die Pforte öffnete, und wir einer kleinen, höchstens einige Schuh tiefen Höhlung, die man das Hundeloch aber nicht die Hundsgrotte nennen sollte, ansichtig wurden. Hier entwickelt sich ein tödtliches Gas, wie auf mehreren Stellen in Marienbad, und schon hörten wir den armen Hund winseln, welchen man vor unseren Augen in das Loch hielt. Er zuckte mehrmals, seine Zunge wurde blau, und beinahe verreckt zog man ihn endlich wieder in die frische Luft, wo er aufkeuchend wieder langsam zum Leben kam, und dann wie ein Betrunkener forttaumelte. Ein wahrhaft scheußlicher, barbarischer Anblick, den das arme Thier zum Erwerbe seines Herrn oftmals gewähren muß. — Wir gelangten am Platze, wo Cicero's Villa stand, und an den Ueberresten einer Cyklopen-Mauer vorüber nach Puzzuoli, einem Städtchen auf einer Anhöhe an einem, vom Golfe aus in das Land gehenden Meerbusen, an dessen Ufern sich auch Baja erhebt, und welcher der Lieblingsaufenthalt der Römer gewesen zu sein scheint, die dort eine Art eleganter Badesaison zubrachten; die Stufe di Nerone, denen unsere modernen Dampfbäder entsprechen, deuten darauf hin. Hier befindet sich auch das große Bassin für Seefische, die Piscina mirabilis, ein kolossaler Wasserbehälter, und mannigfache Ruinen

von Tempeln und Landhäusern. Wir wendeten zuerst unsere Schritte zu der Solfatara, dem ehemaligen Krater eines Vulcans, dessen nunmehr sich begrünender Kessel einen weißen Boden hat, aus dem an mehreren Stellen noch vor einigen Jahren Schwefel gewonnen wurde. Die Ergiebigkeit Siciliens an diesem Stoffe aber hat dieses Geschäft langsam vernichtet. Wirft man einen Stein ungefähr in die Mitte des großen Kraters, oder stampft man mit dem Fuße auf den Boden, so hört man's mächtig und geheimnißvoll dröhnen; es ist das Klopfen an die Unterwelt, aus dessen Wiederhall man auf einen leeren gewölbten Raum schließen kann, was etwas unheimlich für den Darüberfahrenden ist. Mich wundert, daß man noch nie versucht hat zu graben, um Gewißheit zu erlangen. Der weiße Boden war glühend heiß, und ich athmete auf, als wir bald den Krater mit seiner Backofenhitze verließen. Wir fuhren bei dem Fischbehältnisse vorbei, das mich durch seine Lage unmittelbar an der Straße, deren andere Seite der Meerbusen begränzt, an die Süßwasser-Seen in Eleusis erinnerte, gegen Baja, und bei dieser Stadt vorbei an das sogenannte Mare morto, einem natürlichen Dock für die Schiffe der Alten, welches nun langsam versumpft und verdunstet. Ueber eine kleine Anhöhe kamen wir zur Piscina mirabilis. Es ist ein großes, tiefes, unterirdisches Reservoir, von einem gigantischen Pfeilerwalde getragen, eine Zusammensetzung von Riesenhallen; die Decke ist an mehreren Stellen durchbrochen, und das schönste Schlingkraut wuchert in wil-

den, frischen Kränzen als lebendes Ornament um das alte Bauwerk, welches, da es trocken liegt, an ein großes Mausoleum, an einen unterirdischen Tempel, nicht aber an ein Wasserbehältniß erinnert.

Ueber Weingärten hin erblickten wir, in das Meer hinausragend die Höhe von Miseno; der historische Punkt, von glühender Sonne beleuchtet, in das Blau der Fluthen und des Himmels gezeichnet, gab ein schönes südliches Bild; der traurige, düstere, furchtbare Gegensatz hiezu waren die Gefängnisse des Nero. Wir wurden mit Fackeln in diese tiefen, schwarzen Löcher geführt, welche sich unterirdisch in mehreren Etagen zu einem grauenhaften Labyrinth verzweigen, in welchem man, von dem Lichterdunste umwallt, zu ersticken meint. Bald kehrten wir um, und ich war froh, aus den dunklen Eingeweiden der Erde wieder ans Tageslicht zu kommen. Mehrere Frauen des benachbarten Ortes tanzten hier plump und ungeschickt eine Tarantella, die kaum das Schattenbild von der auf Capri war. — An der Küste des Busens von Baja zeigt man den Tempel der Diana, ein hohes halbverfallenes Gewölbe, und den Tempel des Mercur; beide sind weder durch Architektur noch durch Größe und imposantes Material ausgezeichnet. Wer wird aber auch große Monumente in einem Landaufenthalte suchen? Interessant sind die in einen Felsenberg eingehauenen Kämmerchen und der zur Dampfquelle führende, niedere dunkele Gang der Stufe di Nerone; der Dampf dieser Quelle ist so heiß, daß er ein Ei in kurzer

Zeit siedet. Ein alter Mann bewerkstelligte diese Operation; war auch sein Keuchen beim Zurückkommen übertrieben und auf klingendes Erbarmen berechnet, so begreife ich doch nicht, wie er die Hitze von 60 Grad aushalten konnte, die schon im Beginne des Ganges für mich unerträglich war. Diese vielen Dampf- und Schwefelquellen, dieses Rauchen, diese Hitze des Erdbodens, die Entwickelungen schädlicher Gase sind die deutlichen Kennzeichen eines großen, chemischen Laboratoriums, welches im Vesuv seinen Culminationspunkt hat, und wer weiß, wie unterarbeitet schon die lachende Kruste Neapels ist, und wie bald vielleicht auf demselben Punkte, wo jetzt orangenumwallte Villen heitere Erdensöhne, unbewußt der nahen Todesgefahr, beherbergen, sich ein neuer Vulcan bilden kann. — Wir endeten die Reihe der Sehenswürdigkeiten mit dem Tempel des Serapis in Puzzuoli, einer Säulen- und Stein-Confusion, die einstens sehr schön gewesen sein mag, jetzt aber zu einer Art Sumpf herunter gekommen ist. Der Boden des Tempels ist einige Schuh hoch mit Wasser bedeckt, welches, aus der alten Heilquelle und dem nahen Meere kommend, sich in den heiligen Hallen vermengt hat, und nun den Fischen ein günstiges Revier bietet; doch giebt es auch eine Saison, horribile dictu, wo die Menschen herbeiströmen, um in diesen Gewässern, zwischen Säulen herumwallend, Heilung zu suchen, was bei niederem Wasserstande ekelhaft genannt werden kann. Ueber die Via tedesca fuhren wir zurück nach Neapel. Wie kommt eine Via tedesca

in den, die Deutschen als Barbaren verschreienden Stiefel Italiens? Sie stammt von der Zeit her, als in den Zwanziger Jahren die Weißröcke hier Ordnung machen mußten; zum Andenken an die glücklichen Zeiten, die sie im gold'nen Neapel verlebt haben, steht diese Straße, welche längs dem Golfe an den Höhen von Posilippo geführt ist, und an den wundervollsten Aussichten, Villen und Gärten vorbei in die Hauptstadt auf die Chiaja mündet. Auf der einen Seite hängen die lachenden, duftenden Landbesitzungen auf der Bergeswand, und neigen sich zur Straße hinab, auf der andern baden sie sich in den spielenden Wellen, und blicken heiter den Vorüberfahrenden nach. Auf einem höchst eigenthümlich gewählten Punkte macht sich die im alten Ritterstyle gebaute Festungsvilla der Marchesa S***, einer sehr zweideutigen Engländerin, bemerkbar. Diese Villa ist so knapp zwischen dem Ufer und der hochgelegenen Straße erbaut, daß der Eingang zu derselben unter der letzteren durchführt; also ein vollkommen abgeschlossenes Reich. Die schützenden Kanonen auf der crenelirten Dachterrasse sind gemüthliche von Holz. — Ich machte noch eine Fahrt nach Capo di Monte, um von Tante und Cousine einen herzlichen Abschied zu nehmen; denn leider konnte man mir sagen: „Mein Prinz, die schönen Tage von Aranjuez (respective Neapels) sind nun vorüber!“ und innig dankte ich den lieben Verwandten für den freundlichen, wohlthuenden Empfang, den sie mir zu Theil werden ließen. — Auf unserer Fregatte wurde heute geräumt und gerichtet,

gekocht und geschmort: denn ich wollte noch am letzten Abende Aquila in unserem schwimmenden Palaste bewirthen. Das Mahl war heiter, und dennoch wurde mir der Abschied nach demselben recht schwer: ich hatte in dem liebenswürdigen Aquila einen Freund gefunden, der mir die angenehme Erinnerung an Neapel durch seine Liebenswürdigkeit noch angenehmer macht, und dann bin ich einmal so, daß mir das Scheiden aus einem Orte, wo ich glückliche Stunden, geschweige erst Tage verlebt habe, und wo das Herz und der Geist angenehm berührt worden sind, ein nicht zu beschreibendes sehnsüchtiges Wehe, ein Beengen des Herzens verursacht. Aquila's Barke glitt unter dem Rauschen der bourbonischen Hymne von dannen, und, auf dem Hintercastelle stehend, blickte ich ihm lange nach. Des Königs jüngster Bruder, Graf Trapani, besuchte mich im Laufe des Abends, nachdem ich gestern seine und seiner liebenswürdigen Frau Bekanntschaft gemacht hatte. Die Tochter des Großherzogs von Toscana trägt den ausgesprochenen Typus der österreichischen Familie, und erinnerte mich lebhaft an die jugendlichen Porträts der Kaiserin Maria Louise. Die letzten Abendstunden brachte ich mit einer Fahrt durch das Nachtgetümmel der Straßen von Neapel zu. Am Quai von Santa Lucia, wo ich den Fuß zuerst ans Land gesetzt und die Bekanntschaft unseres liebenswürdigen Gesandten, des Feldmarschall-Lieutenants Martini erneuert hatte, war es, wo ich heute Abend von diesem wohlwollenden, zuvorkommenden Manne, der mir durch sein freundliches

Wesen manche kleine Schwierigkeit des neapolitanischen Aufenthaltes erleichterte, den herzlichsten Abschied nahm, und ihn in die weiße Blätterhälfte meiner Erinnerung schrieb. — Das Boot stieß vom Lande, und auf der Fregatte nahm uns der Schlaf in seine dunklen, bleiernen Arme.

S. M. Fregatte Novara den 17. August 1851.

Nach Mitternacht stand ich auf, um dem Manoeuvre des Absegelns beizuwohnen. Wir hatten schönes Wetter, leichte Brise, und nahmen unsern Curs zwischen Ischia und Capri durch; die Stadt der Wunder, das irdische Paradies war trotz der späten Stunde noch beleuchtet, noch mußte Leben in ihm herrschen. Zum letzten Male wendete ich mich dem Punkte zu, wo ich eine Woche heiter verlebt, und so manches genossen, so manches gelernt hatte. Würde ich Neapel auch nicht zu einem langen Aufenthalte wählen, so muß ich doch gestehen, daß für kurze Zeit wenige Städte mit ihren Umgebungen so viele vereinigte Naturreize darbieten. Man könnte glauben, die Natur habe auch eine Ausstellung des Reizendsten und Merkwürdigsten, was sie hervorbringen kann, vorzunehmen gedacht, und habe nach langem Suchen endlich den Punkt auf der langen Erdzunge, welche zwei Meere bespülen, als den passendsten gefunden. Hier erhob sich ein Berg, dessen Haupt zersprungen war, um den verwunderten Menschen die innersten Kräfte, mit denen die Natur schafft und zerstört, zu

zeigen: sie bemalte die Ränder des neu entstandenen Rachens mit bunten Schwefelfarben und ließ Krystalle der schönsten Bildung hervorschießen: sie überschüttete die Flanken dieses Berges mit glühenden Lavaströmen, und ließ dicht daneben Reben wachsen, deren gegohrnem Saft die Menschenkinder den Namen Lacrimae Christi gaben; in die Ebene setzte sie den Feigenbaum und die Olive, den Cactus mit seinen saftigen Früchten, ja selbst die Baumwolle mit ihrem nützlichen Bließe; um des Menschen Auge zu erfreuen, ließ sie Palmen und Eichen wachsen, Citronen und Orangen die lieblichsten Düfte entströmen. Unter den Gebirgsmassen zeigte sich der Tuffstein, welcher, dem Willen des Menschen weichend, in Posilippo einen sicheren Durchgang entstehen ließ; pittoreske Felsen erhoben sich aus dem Meere und bildeten natürliche Festen und Höhen: Süßwasser-Seen sammelte sie in den Gebirgskesseln, Schwefelfelder legte sie zu Tage, um dem Menschen die Mühe des Bergbaues zu ersparen: eine Vertiefung fand sich, aus welcher Miasmen quollen, die den lebenden Wesen den Athem nahmen: Inseln erhoben sich aus den Fluthen der See mit schönen malerischen Formen als Wachen vor dem Eingange in den Golf, und in eine derselben verlegte sie das Wunder, das duftige Phänomen der blauen Grotte. Vom reizend Feenhaften bis zum Grausen der Unterwelt birgt die Gegend von Neapel die merkwürdigsten Muster. Und so ist der Natur ihr Plan gelungen; der Mensch sinkt bewundernd vor ihren Gaben nieder, und schätzt sich

glücklich, daß es ihm verstattet ist, sie durch seinen Geist zu verschönern und zu erhöhen. Dieser Stadt sagte ich nun Lebewohl, und verließ sie mit dem beruhigenden Gefühle, wenigstens Alles was in der kurzen Zeit zu genießen war, genossen zu haben. Mit ruhigem Gewissen legte ich mich daher noch einmal zu Bette, und als ich des Morgens erwachte, war der schöne Traum verschwunden. Die Nebel hatten ihn umhüllt, doch Capri und Ischia lagen noch zu unserer Seite. Wir mußten uns lange um die letztere Insel bewegen, denn der Wind legte sich immer mehr, so daß wir noch eine ganze Zeit den peinlichen Anblick des halb in Nebel verhüllten Vesuvs, der Ufer jenseits Procida und der Inseln hatten; denn ich nenne es peinlich, wenn man nach genommenem Abschiede Orte, die man liebgewonnen hat, noch in halb verwischten Bildern sehen muß, zu deutlich, um nicht an die verschwundenen Augenblicke erinnert zu werden, und zu fern, um sie erreichen zu können. jedenfalls durch das trennende Meer von ihnen geschieden.

S. M. Fregatte Novara den 18. August 1851.

Alles zog die Festkleider an, man rüstete sich zur heiligen Messe, welche zur Feier des Geburtsfestes unseres Kaisers um 10 Uhr gelesen wurde. Es war ein schöner, ergreifender Augenblick; man hatte aus Oesterreichs Flaggen auf der Linken der Batterie ein Zelt errichtet, in welchem ein einfacher aber anständiger Altar stand. Officiere und Mannschaft waren in

Parade in Reihen aufgestellt. Es herrschte militairischer Ernst, kirchliche Ruhe. Unser Schiffscaplan, ein sehr würdiger, junger Mann, las mit stiller Andacht die heilige Messe, und sang nach derselben das Te Deum. Während des Opfers spielte in verschiedenen Stellen die Musik. Beim Te Deum ertönte das ewig schöne „Gott erhalte". Mir war während der Feier so traurig zu Muthe; es war das erste Mal, daß ich diesen schönen Tag nicht an der Seite meines Bruders zugebracht hatte. Ich war allein, ganz allein in fremden Wässern, unter fremdem Himmel; ich hatte dabei so schwer und lange von einem meiner Geliebten aus der Heimath geträumt, um den sich mein Herz ängstigte; ich war in einer jener verlornen Stimmungen, in welchen sich der Mensch so unglückselig wohl fühlt, so verzweifelt süß; ich sehnte mich nach Hause. Die Meinigen hatten es mir in der Heimath zu gut ergehen lassen; doch es ist gut, daß ein solches Leben endet, und solche schwere Stunden sind eine bittere aber heilsame Arzenei. Salomon sprach die tiefen, weisen Worte „Nichts dauert ewig", nicht umsonst. Der Abend brachte heitere Stunden, Stunden die das Heimweh übertönten. Ich hatte, um den heutigen Tag doch auf eine Weise zu begehen, die Officiere des Schiffes und den Caplan zu mir zu Tische geladen. Die Musik spielte, wir waren Alle in großer Parade, und so klein das Fest auch war, so war es doch gut gemeint, und fiel dem Tage anpassend aus. — Noch um Mittag war die Insel Ischia zu sehen.

S. M. Fregatte Novara den 19. August 1851.

Heute begann die See ihre Späße: sie ließ sich auf ein Spiel mit der stolzen Novara ein, und forderte sie zum Tanze auf, was gar manchem ihrer Bewohner übel bekam; die tanzenden Bewegungen ihres schlanken Leibes übten auf die Mehrzahl eine etwas heftige Wirkung aus. Die kleine Insel Ponza und das Cap Circeo, und später die Insel Palmarola waren in Sicht. Zwischen 4—6 Uhr Abends hatten wir zwar Windstille, aber das Schiff hörte nicht auf zu tanzen. Es ist etwas pikant, nicht von der Stelle zu kommen, und in ewiger Unruhe zu sein. Als wir nach Tisch beisammen saßen, zeigte man uns Sturmvögel, die man auf dem Schiffe gefangen hatte. Es sind sehr niedliche grau und schwarze Thierchen, mit schwarzem, spitzem, langem Schnabel, dunklem, lebhaftem Auge und feinen mit Schwimmhäuten versehenen Füßchen. Die Ankunft dieser Gäste verkündete uns nichts Gutes, sowie auch gestern das Erscheinen kleiner Delphine, sogenannter Palamiden, auf bewegte See gedeutet hatte.

S. M. Fregatte Novara den 20. August 1851.

Des Morgens erhob sich ein starker Wind, und nun begannen erst Wellen massiver Art ihr Spiel. Das Schiff tanzte, daß es eine Freude war; die Wellen spritzten am Bugspriet auf das hohe Verdeck, und ging man auf und ab,

so glaubte man bald einen Berg zu erklimmen, bald schrack man unwillkührlich vor dem Abgrunde zusammen, welchen das Schiff bei der entgegengesetzten Bewegung aufthat. Es war ein schöner Tanz, und je ärger es ging, desto besser ward mir. Eine allgemeine Heiterkeit bemächtigte sich meiner; meine eigenen unwillkührlichen Hin- und Herbewegungen und die der Umstehenden amüsirten mich trefflich. Der Wind ward so heftig, daß beim Reffen das große Marssegel einen Riß bekam, und rasch ein neues angeschlagen werden mußte. In meinen Cabinen fiel alles durcheinander; das Tintenfaß wurde ausgeschüttet, Sessel fielen um, Bücher und Papiere lagen auf dem Boden. Unser Gabelfrühstück nahmen wir à la guerre, comme à la guerre auf dem Bette des Grafen C . . . . . ein; wir aßen wie die Wilden. Mit dem Diner sah es gar jämmerlich aus; man mußte den Tisch anbinden, die Suppe und Speisen wurden verschüttet, Flaschen stürzten um, Gläser brachen, und unter diesen mein alter Vulcan-Pocal, der mich treulich auf meiner Reise nach Griechenland begleitet und so manchem heiteren Male beigewohnt hatte; mit ihm brach mir ein theures Andenken.

S. M. Fregatte Novara den 21. August 1851.

Kaum war ich gestern eingeschlafen, kaum schaukelte ich mich in meiner Hängematte, als mich plötzlich der Umsturz meiner Bücher-Etagère mit Allem was sie trug weckte. Die

Bewegung war außerordentlich, Alles war finster. Tappend stieg ich über die Weisheitsbarricade, zog mich an, und ging auf das Verdeck. Hier muß ich mich einer kleinen Schwäche anschuldigen: ich hatte einen der Sturmvögel, die man vorgestern gefangen hatte, bei mir behalten, und wollte ihn in meiner Thieromanie wo möglich erhalten und pflegen; doch als in der Nacht Alles tobte und stürmte, als sich Woge zu Woge drängte, erfaßte mich die Bedeutung des Sturmvogels, und mir kam der Gedanke: „Bleibt er auf unserem Schiffe oder stirbt er gar auf demselben, so ist es um uns geschehen". Mir war, als sei das Thier der Geist irgend eines versunkenen Matrosen. Was that ich? Ich nahm ihn aus seinem Gefängnisse, hüllte ihn in mein Sacktuch und brachte ihn auf das Verdeck, wo ich ihm die Freiheit schenkte, ihn aber des Sturmes wegen hinter einer Kanone barg. Wer hat nicht Anwandlungen von Aberglauben, und gar auf der See, auf diesem schwankenden Elemente?

S. M. Fregatte Novara den 22. August 1851.

Das Wetter war schön, und man konnte die Staaten des Papstes sehen. Um Mittag peilte man den Monte Argentiero in der Richtung von Civita vecchia und die toscanische Insel Giglio. Traurig war es zu denken, daß wir uns so nahe der Weltstadt befanden, daß wir im Laufe von einigen Stunden am Fuße des päpstlichen Stuhles hätten

sein können. Doch da es nicht in unserem Reiseplan lag, mußten wir uns trösten.

S. M. Fregatte Novara den 23. August 1851.

Heute sahen wir beim Erwachen außer der Insel Giglio noch Monte Christo, Elba und Gianutto. Monte Christo, welche seit Dumas Roman „Der Graf von Monte Christo" einen Ruf erhalten hat, ist eine ziemlich hohe Felsenkuppe, welche sich dem Stromboli sehr ähnlich aus dem Meere erhebt, und trotz ihres kahlen todten Aussehens interessante, zackige Formen hat. Die Grotte mit den bewußten Schätzen konnten wir leider nicht entdecken, auch keine Diamanten blitzten uns entgegen, so daß wir der Meinung waren, Graf Monte Christo habe Alles mit sich auf seine Corvette genommen und sei davon gesegelt, um nimmer wiederzukehren. — Der offene Käfig, in den man den Adler sperrte, damit ihm ja alle Gelegenheit gegeben sei, davon zu fliegen, und ihm der Weg nach seinem geliebten Frankreich nicht einmal schwer werde, das durch seinen Gefangenen erst berühmt gewordene Elba, ist eine ziemlich große, felsige, bergige Insel ohne Vegetation, und ohne bedeutendes Leben. Mag die Seite von Porto Ferrajo schöner und anziehender sein, die gegen uns gewendete ist rauh und abstoßend. Nur zwei kleine Ortschaften konnten wir mit dem Perspectiv erblicken.

S. M. Fregatte Novara den 24. August 1851.

Des Morgens segelten wir zwischen Elba und Pianosa. Die letztere Insel entspricht vollkommen ihrem Namen; es ist eine breite felsige Ebene, welche sich so wenig über das Meer erhebt, und mit so vielen Untiefen umgeben ist, daß sie dem Schiffer besonders Nachts gefährlich werden kann. Durch das Perspectiv konnte ich einen kleinen Ort mit einem Olivenwalde auf derselben wahrnehmen. Die Felsenwände, welche die Insel einfassen, fallen so regelmäßig ab, daß dieselbe wie ein Kuchen aussieht. Um 10 Uhr war heilige Messe wegen des Sonntags. Um Mittag stieg ich heute das erste Mal auf den Mastkorb des mittleren Mastes, und fand, daß diese Expedition nicht so schrecklich sei, als man sie sich denkt, nur ist die Bewegung in dieser bedeutenden Höhe viel stärker als auf dem Verdecke, und man darf nicht an Schwindel leiden. Der Abend war schön, und deutlich sah man die Formen der durch ihren Sohn berühmt gewordenen Insel Corsica. Sie ist ganz gebirgig und von bedeutender Größe.

S. M. Fregatte Novara den 25. August 1851.

Noch immer sind wir nicht in Livorno, wir laviren und stehen und warten. Ich hatte die Wache von 4 bis 8 Uhr Morgens, und erfreute mich des Sonnenaufganges im Mastkorbe. Wir kamen Corsica beim Laviren ziemlich nahe, und

konnten die Stadt Bastia unterscheiden. Sie scheint nicht bedeutend, und hat den Charakter italienischer Städte. Heute, als dem Ludwigstag, feierten wir das Namensfest des Grafen C. . . . . Ich dachte der Ludwige in unserer Heimath. Der Tag verfloß ohne Bedeutung, und Livorno blieb uns noch in weiter Ferne.

S. M. Fregatte Novara den 26. August 1851.

Gegen Mittag sah man die toscanische Küste deutlicher; wir kamen an der Insel Gorgona vorbei, und erblickten endlich den Monte Nero, an dessen Fuße Livorno liegt. Des Morgens hatten wir 22 Schiffe in Sicht, woraus man auf die Belebtheit dieser Meerstraße schließen kann. Nach einer langweiligen Windstille wehte endlich ein Nordwestwind, und wir segelten in geradem Curse auf Livorno zu. In einer Ebene, zwischen einem Amphitheater von schön geformten Gebirgsmassen, zeigt sich am Meeresstrand die Handelsstadt, deren Ausdehnung ziemlich bedeutend scheint. Zwei Leuchtthürme und einige Forts erheben sich aus der Häusermasse; von den letzteren weht das weiß und rothe Banner, das Toscana als österreichischer Hausstaat führt. Vom Meere aus gesehen erhebt sich rechts von der Stadt ein schöner dunkler Berg, an den sich Villen und Gärten hinanziehen; es ist der von den Livornesern als Spazier- und Erholungspunkt gepriesene früher erwähnte Monte Nero. Links hinter

der Stadt, in ziemlicher Ferne, schließen die hohen Berge von Lucca und die scharfgezeichneten Apenninen die Ebene ein. Nie hätte ich mir gedacht, daß Italien so hohe und romantisch geformte Gebirgsmassen hat; die alpenartigen Formen heimeln mich an. Die Rhede ist zu breit, und offen, und daher schlecht. In den Festungsmauern der Stadt befindet sich ein kleiner Hafen, der aber so seicht ist, daß selbst die kleinen Kauffahrer, geladen, nicht hineinfahren können.

Nachmittag gegen 5 Uhr, nachdem wir die Malora, eine Felsenbank, auf welcher ein schmuckloser Porticus erbaut ist, der auf den Wässern zu ruhen scheint, passirt hatten, ankerten wir in der herrlich blauen Fluth beim schönsten Abend. Ein Pilot, den wir durch einen Kanonenschuß gerufen hatten, brachte uns durch die schwierigen Wässer hieher. Außer uns lag ein englischer Kriegsdampfer, Dragon genannt, auf der Rhede. Während wir den Ankerplatz suchten, sahen wir zwei mit dem weiß und rothen Banner geschmückte Barken auf der Fluth uns entgegen hüpfen; man erkannte durch das Fernrohr Uniformen, und unter denselben einige österreichische. Die Spannung, wer die Kommenden sein mögen, war ziemlich groß; man vermuthete sogar, es könnte der Großherzog mit seinen Söhnen sein, auf welche ich mich schon unendlich freute. Bald aber zeigte sich, daß es General Graf Crenneville, Commandant der österreichischen Truppen in Livorno, Baron Hügel unser Gesandter, und mehrere toscanische Notabilitäten

waren, unter ihnen mein alter Bekannter General Sproni, General-Adjutant des Großherzogs, der mir die Paläste, Küche und Equipagen zu Gebot stellte. Der Erste, welcher das Schiff mit seiner Barke erreichte, war der tapfere Graf Castiglione, Oberst des trefflichen Regimentes Kinsky: es that mir wohl, wieder Bekannte, und besonders Oesterreicher zu sehen. Das großherzogliche Diner schlug ich aus, und lud Crenneville und Hügel zu meinem mageren Mittagsessen ein, denn die unerwartet lange Fahrt von Neapel hieher hatte die Vorräthe sehr erschöpft. Die toscanischen Herren verließen das Schiff, und Sproni kündigte dem Großherzog, welcher in Marglia war, meine Visite für Morgen früh an. Großes Vergnügen machten mir sieben Briefe, die ich erhielt, die ersten geschriebenen Zeilen seit Triest. Nicht ohne Bangen eröffnete ich sie; was konnte nicht Alles während dieser langen Zeit geschehen sein? Zum Glücke waren die mich betreffenden Nachrichten guter Art. Nach Tische setzten wir uns in eine Barke und fuhren der Stadt zu. Der Weg war weit, wir mußten des schlechten Grundes wegen in bedeutender Entfernung von der Stadt ankern, doch am heutigen herrlichen Tage war es nicht zu bedauern, daß die Fahrt längere Zeit dauerte: wir hatten alle Muße, den schönen Abend zu genießen. Die Bergketten zeichneten sich in violettem und blauem Dufte auf dem klaren Himmel, die näheren Gegenstände wurden von den reinen, intensiven Strahlen der Sonne vergoldet, die schöne, leichtbewegte See lag dunkelblau vor

uns. Es war einer jener duftigen Abende, wo das Herz sich in Wonne aufthut, die Brust leichter athmet, und das Auge sich nicht satt sehen kann an dem schimmernden Zauber der Natur. Wir segelten knapp am Dragon vorbei, dessen Mannschaft uns von den Raaen grüßte; sein freundlicher Capitän hatte mich vor Tisch auf unserer Fregatte besucht. Bald ruderten wir durch die schäumenden Fluthen zu einem befestigten Molo, welcher seinen Arm in die See hineinstreckt, und die Schiffe kümmerlich vor den gefährlichen Winden dieser Rhede schützt. Auf der Mauer desselben ward uns der wohlthuende Anblick einer österreichischen Schildwache zu Theil. Von mehreren Seiten erscholl auch der heimathliche Ton des „Gewehr heraus!“ Durch eine schmale Oeffnung, zwischen zwei Festungsmauern kamen wir in den innersten Hafen und stiegen an das Land. Das erste was wir betrachteten, war das gleich am Ufer an einer Schiffswerfte befindliche Monument des Giovanni Gaston von Medicis. Die mächtige Statue von weißem Marmor in pittoreskem Harnisch, den Marschallstab in der Hand, steht stolz auf einem Sockel von weißem Steine, an dessen Ecken vier riesige, künstlerisch geformte Sclaven von Bronze gekettet sind. Diese vier gebeugten Figuren mit auf den Rücken gebundenen Händen und zum Besieger aufwärts blickenden Köpfen sollen vier verschiedene Stämme Afrika's darstellen; besonders bemerkenswerth ist der Guß, welcher bei jeder Figur aus einem ganzen Stücke ist. Man führt den Fremden gewöhnlich auf

einen Punkt, von welchem er die fünf Nasen der fünf nach verschiedenen Richtungen gestellten Figuren wahrnehmen kann. Wir stiegen in die großherzoglichen Wagen ein, und fuhren durch die berühmte Strada lunga, welche die ganze Stadt durchschneidet, und voll schöner Laden ist. Die Anzahl und Verschiedenartigkeit der fremden hier ansässigen Kaufleute kann man durch die englischen, deutschen und griechischen Schilder wahrnehmen. Das Leben ist rege, doch lange nicht so lebhaft und sinnberauschend wie im bewegten Neapel; dagegen sieht man unter den Frauen viel mehr hübsche Gesichter. Die Strada lunga durchschneidet den Hauptplatz, auf welchem sich der schöne aber kleine Palast des Großherzogs und die nicht sehr ausgezeichnete Domkirche befindet. Der zweite Platz von Bedeutung ist die Piazza dei Granducchi, auf welchem die Standbilder des verstorbenen und des jetzigen Großherzogs zu stehen bestimmt sind; doch sieht man jetzt nur die aus herrlichem weißen Marmor gehauene Statue des verstorbenen Regenten: die des jetzigen fanden die Oesterreicher bei ihrem Einrücken nach der Revolution verstümmelt.

Die Hauptmerkwürdigkeit dieses Platzes ist, daß er gleichsam eine breite Brücke ist, unter welcher der Arno, in einen Canal gesammelt, durchfließt. Das Auge sieht dieses Werk mit Erstaunen und Bewunderung an.

Ein zweites Römerwerk, vielleicht noch großartiger als das letztgenannte, ist der Cisternone am Saume der Stadt; ein steinernes von Säulen gestütztes Wasserbehältniß, das die

Stadt 46 Tage lang speisen kann. Eine Inschrift befindet sich auf dem Grund des Beckens zwei Klafter unter dem Wasserspiegel, und giebt den besten Beweis für die Klarheit des Wassers.

Die Nacht breitete ihren wohlthuenden Flor über Stadt und Land, doch der Italiener kennt nicht, wie der Deutsche, ihre melancholisch trauliche Ruhe; für ihn sind die Nächte nur die kühlere Hälfte des drückenden Sommers, er widmet sie lärmender Lustbarkeit. Auch heute spielte die Musikcapelle vom Regimente Kinsky auf dem Hauptplatze, der mit Gas beleuchtet zum Stadtsaale umgewandelt ist; freilich ist das Klima glücklich, welches dergleichen Säle mit himmelhohem Plafond zuläßt, doch geht dabei die heimliche Häuslichkeit zu Grunde. Auch wir bewegten uns, zu meiner ziemlich bedeutenden Langeweile, auf den Steintafeln des Platzes herum; wir mußten auf unser Boot warten, und in einer neuen Handelsstadt mit dem platten Alltagsstempel ist das Warten keine Lust; denn Zucker und Kaffee in rohem Zustande erheitern gar wenig das reiselustige Gemüth. Nachdem wir zweimal umsonst durch die Strada lunga gegangen waren, kam endlich die ersehnte Barke, und durch die stille, nur von den Nachklängen der zum Herzen gehenden Volkshymne durchwehte Nacht fuhren wir heim.

Lucca den 27. August 1851.

In aller Früh bei einem wahrhaft magischen Sonnenaufgange verließen wir unser Schiff, um mittelst der Eisenbahn dem Großherzoge einen Besuch in Marglia abzustatten. Wir dampften durch eine Ebene, welche zum Theile aus Sümpfen in eine anständige und mit der Zeit nutzbringende Gegend umgewandelt wurde. Im Verlaufe derselben liegt Pisa, die alte hartnäckige Republik, die einst auch ein Wort im mittelländischen Meere zu sagen hatte, und nun öde und menschenleer der weite Sarg für Brustkranke geworden ist, Auch Englands Nachtigall, der seelenkranke Byron, hauchte hier an den stillen Ufern des müden Arno's seine melancholischen Lieder. Schon in der Ferne beugte sich uns aus dem Grün der immer fruchtbarer werdenden Ebene der runde Arcadenthurm entgegen. Es giebt Dinge, mit denen man von Jugend auf bekannt ist, ein solches ist der schiefe Thurm von Pisa; wer hat nicht einst von ihm gehört? wer hat ihn nicht in Alabaster gemeißelt gesehen? War mir nun dieses stäte schwebende Problem der Baukunst schon von meinen Kinderjahren her gegenwärtig, wie sonderbar mußte es mir sein, diesen alten Freund vom Hörensagen zum erstenmale in der Wirklichkeit zu sehen.

Ich durchflog die Stadt, und sah nur ihre Schönheiten im Traume, um sie Tags darauf mit Muße zu betrachten. Die Eisenbahn führte zuerst durch trefflich cultivirtes Land,

doch plötzlich öffnete sich ein Gebirgspaß, und wir befanden uns in einem Garten voll paradiesischer Ueppigkeit, der seines Gleichen in der Welt sucht; dieser Zaubergarten ist das kleine Ländchen Lucca, und sein glücklicher Besitzer der Großherzog von Toscana. Der Paß führt in ein breites Thal von den schönsten Gebirgen umgränzt; ein festes Städtchen, auf dessen Wällen die herrlichsten Bäume grünen, ruht, gleich einer vom Lorbeer umflossenen Krone, auf den saftigen Matten; es ist das glückliche Lucca mit seiner in Stein gehauenen Libertas, dem Wahrzeichen der Republik, über dem Hauptthore. In dem vor der Stadtmauer befindlichen Bahnhofe hatte ich die Freude meine Vettern, des Großherzogs Söhne, wieder zu sehen; zum erstenmal war ich allein in die Welt hinausgegangen, keiner meiner Brüder, keiner meiner Freunde begleitete mich; wie wohl that es mir daher, diese Verwandten wieder zu finden, mit denen ich glückliche Stunden in der Heimath zugebracht hatte. Wir fuhren mitsammen durch die Stadt Lucca, die ich Abends näher besah, gegen Marglia, dem dießjährigen Landaufenthalte der großherzoglichen Familie.

Was der kleine gepflegte Garten, Pleasure ground, der Engländer, im großen Parke ist, das ist Marglia im Herzogthume Lucca; dieser Sommeraufenthalt der lustigen Fürstin Bacciochi, Schwester Napoleons, verbindet italienischen Reiz, südliche Fülle mit nordischer Frische und nordischer Pflege. Das nicht sehr große Schloß, oder besser gesagt die Villa, läßt den Blick über eine grüne Matte durch herrliche laub=

reiche Bäume auf die gesegnete Ebene und die begränzenden Berge schweifen, während auf der anderen Seite des Berges eine halbmondförmige Cascaden-Fontaine von stolzem altitalienischem Geschmacke den Garten mit einem frischen immer regen Bilde schließt. Wie in Marglia so herrscht im ganzen Thale von Lucca eine friedliche wohlthuende Ruhe und ein Gefühl von Wohlsein erfaßt das Gemüth beim Anblick des fruchtbaren grünen Landes unter dem tiefblauen Himmel. Ich fand die großherzogliche Familie wohl und heiter, und erfreute mich bei ihr eines wahrhaft verwandtschaftlichen erquickenden Empfanges.

Es wurde bestimmt, daß ich bis zum Essen bleiben und dann die Nacht in Lucca zubringen sollte. Den Vormittag widmete man der Umgegend von Marglia, und wir begannen damit, uns auf die Specula zu begeben, ein, für eine Sternwarte bestimmtes, unvollendetes Gebäude, dessen hohe Lage eine schöne Aussicht gewährt, welche in der Richtung von Florenz ein lieblicher See belebt. Von hier aus fuhren wir in den Garten von Marglia, besahen daselbst einige Pferde, die der Großherzog in einem kleinen Gestüte hält, das seinen Stall an einer Capelle hat, in welcher der frühere bourbonische Regent von Lucca aus Laune griechisch nicht unirten Gottesdienst mit ziemlichem Aufwande halten ließ; dann ging es in die Villa Bernardin. Villa und Garten tragen den echt italienischen Typus vergangener Zeiten, und Alles was ein charakteristisches Gepräge hat, gefällt mir ungemein; wie ernst, wie

erhaben sind die weiten Wände von melancholischen, immergrünen Bäumen, wie duftig still die dunklen Laubgänge, wie architektonisch schließen sich die Parterre an die, wenn auch nicht immer großen, doch stets großartigen Gebäude, und wie imposant kleinlich, dem Landaufenthalte so anpassend, sind die vielen, das Auge erfrischenden Wasserspiele und die gegen das Licht schützenden mystischen Grotten; echte bagatelles de grand seigneur. Der Stolz und der tiefere Sinn alter, schönerer Zeiten drücken sich in diesen Landsitzen aus, in denen jetzt die heruntergekommenen Sprößlinge erhabener Geschlechter gleich Schatten, die sich vor den Ruinen des väterlichen Glanzes fürchten, ängstlich herumschleichen. Diese Staffage verleidet wohl etwas den Anblick, doch muß man die stets bereite Freundin Phantasie zu Hilfe rufen, und statt der entnervten, matten Bilder der materiellen Gegenwart, durch das Prisma der Poesie sehen. Man muß Torquato Tasso in den kühlen Lorbeerhainen wandeln lassen, man muß Eleonore Este in den verschwiegenen Myrten belauschen, man muß deren immer heitere Freundin Sanvitale duftige Orangenblüthen brechen sehen, und stolz darauf sein, daß es ein Deutscher war, der Sänger vom Main, welcher diese Bilder der Vergangenheit und Italiens nimmermüden Zauber der Welt mit Dichterhand wiedergab.

Nach der Tafel bei des Großherzogs Familie verabschiedete ich mich von den hohen Frauen, und fuhr mit des Großherzogs ältestem Sohne durch das üppige, wunderschöne Land

gegen Lucca, die ehemalige Hauptstadt des kleinen Paradieses; welches alle Reize der Natur und Kunst in sich vereinigt; schön geformte hohe Gebirge, die fruchtbarste Ebene, einen lieblichen See, wohlthuende Bäder und eine interessante Hauptstadt im Kleinen, der aber jetzt die Pulsader abgeschnitten ist, da kein, wenn auch noch so kleiner Hof das Leben in ihr vereint. Sieht man Stadt und Land, so begreift man, daß der Herzog Carl nach Maria Louisens Tode ungern den Thron Parma's, des größeren Staates, einnahm. Die meisten italienischen Städte tragen ein mittelalterliches, folglich großartiges Gepräge, so auch Lucca; doch da die hundertfältig gespaltenen Mächte der Halbinsel sich zu einer geringeren Anzahl von Staaten vereinigt haben, so hat die Bedeutung vieler Städte aufgehört, wodurch sie dem Fremden öde und ausgestorben erscheinen, wozu die geringe Zahl von Kaufladen beiträgt. Drei Gegenstände findet man aber in jeder dieser Städte: Kirchen, Paläste, und wenigstens ein Theater. Wir betrachteten drei der lucchesischen Gotteshäuser: S. Fernando, ein uralt ehrwürdiges byzantinisch-lombardisches Baudenkmal mit einem Mosaïk auf der Façade, einem alt-lombardischen weißmarmornen Taufbecken, und einem Altar in Basrelief auf Goldgrund aus derselben Zeit. Der Dom bietet dem Blicke eine im besten lombardischen Geschmacke reich verzierte Hauptfronte, über deren Eingängen eine anmuthige Marmorgallerie durchsichtig hinläuft. Ich liebe das Säulen- und Schnitzwerk wie die gemalten Fenster in Kirchen, es verschönert, schmückt ohne

zu zerstreuen; nur die Rococo-Verzierungen fallen in Gotteshäusern plump und kalt aus, während die gothischen, lombardischen und byzantinischen sich mystisch wunderbar verschlingen, und zu andächtigen Betrachtungen stimmen. Das Innere der Kirche ist weit und ernst, und voll beruhigender Würde; die Decke ist in Fresco mit Sternen gemalt; Bilder von Fra Bartolomeo, diesem kunstdurchglühten Mönche, der die Engelchen mit unschuldig andächtiger Seele hingehaucht hat, und von Alessandro Broncino zieren das Gotteshaus. Wie in der katholischen Kirche die schöne Sitte herrscht, daß ein Gnadenbild gewöhnlich den Vereinigungspunkt für die Andacht bildet, so giebt auch hier eine kleine Capelle im Schiffe des Domes das gläubige Centrum für fromme Seelen ab. Il santo volto ist es, welchem die Luccheser ihre Verehrung zollen, dessen Schutz die Stadt anvertraut ist, dessen Abbildung man in der ehemaligen Republik überall wiederfindet. Man nennt so ein uraltes Kreuzbild, auf welchem der Erlöser mit einer sehr werthvollen Juwelenkrone, in einen dunklen, goldgestickten Rock gehüllt dargestellt ist; diese Bekleidung machte einen ungewohnten, ergreifenden Eindruck; noch nie sah ich den Heiland in einer Art Königsornat auf dem Kreuze hangen; der Contrast ist mächtig, und verfehlt nicht seine Wirkung.

Die dritte Kirche, welche wir besuchten, ist nach dem heiligen Roman genannt, und besitzt zwei wunderschöne Fra Bartolomeo, deren einer die Aufopferung der Mutter Christi darstellt.

Beim reinsten, wahrhaft italienischen Abende machten wir unter den Kronen mächtig schöner Bäume, dem frischen Schmucke Luccas, eine Fahrt um die Bastionen der Stadt. Statt der Kanonen sprossen die Bäume, statt des kalten Schimmers des Metalles erfreut sich das Auge am warmen Grün der Matten. Der Friede hat der Stadt seinen sanften versöhnenden Kuß gegeben, und wirklich ist auch Lucca eine der wenigen Städte Italiens, in welchen die Hydra des Aufstandes nicht gewüthet hat.

Es gefiel mir, alle Reize der Natur auf den Mauern einer Festung zu genießen. Der Großherzog kam mit seinem jüngeren Sohne von Marglia, und fand uns schon im Palaste, der ein schönes, etwas finsteres Gebäude im Cinquecentisten-Style ist. Die Treppe, ein Werk neuerer Zeit, wird bewundert, doch finde ich nichts Absonderliches daran; sie führt in eine Gallerie, welche ganz schön ist, und eine Sammlung der berühmteren Statuen in Marmor-Copien enthält; Copien aber sind die schön aufgeputzten Leichen der Originale, denen die Seele fehlt. Abends wurde in das Theater gegangen, wo man Luisa Miller, eine langweilige Oper von Verdi gab, deren Ende wir Gott sei Dank nicht abwarteten, sondern uns nach einem Souper zur Ruhe begaben.

Florenz den 28. August 1851.

Schon in aller Frühe hieß es wieder auf die Eisenbahn eilen, und nur zu bald brachte uns der Dampf aus den Gränzen des lieblichen Lucca nach Pisa. Man wird glauben, daß unser erster Gang nach dem Domplatze gerichtet war, um den schiefen Thurm, den Campo santo ꝛc. zu sehen. Man irrt sich aber, denn mein erstes Verlangen zog mich, es wäre besser es nicht zu gestehen, nach den Kameelen, diesem Monstrum-Geschlechte, welches bei Pisa in einem Gestüte gezogen wird; europäische Kameele zu sehen war zu interessant, um den Anblick nicht zuerst zu genießen, und richtig ging es durch eine lange schöne Allee dem ersehnten Ziele zu. Auf einer breiten Wiese, am Saume eines Waldes, zeigten sich unseren erwartungsvollen Blicken die zur Arbeit gehenden Sandwater. Welche Freude ergriff mich bei ihrem Anblicke, ich feierte ein Wiedersehen, und versetzte mich in mein liebes, heiteres Smyrna; die Kameele mit ihrem halb schwimmenden Gange, mit der dürren Wüstenhaut tauchten mir als Gestalten froher Erinnerungen auf; das häßlichste Thier, das aus Gottes Schöpferhand hervorgegangen ist, verbindet sich so enge mit den blüthen- und sagenreichen Phantasien des Orients, daß die Träume des Ostens, die Zaubereien von Tausend und Einer Nacht bei ihrem Anblicke hell aufflackern; die Kameele von Pisa sind kleiner als die von Kleinasien, vermuthlich degeneriren sie, wie das mit den meisten Thieren

der Fall ist, die der Mensch nach seiner tyrannischen Weise aus einem Erdstriche in den andern wirft. Besonders haben die Prinzen dergleichen bizarre Passionen, und knechten gar gerne die Natur nach dem Geschmacke des Augenblicks; auch das Kameelgestüt von Pisa ist eine Prinzenlaune, die man meinem Urgroßvater, Leopold II., zuschreibt. Große schöne Wälder ziehen sich um ihre Ställe herum, aus denen sie das Holz auf ihren zitternden Höckern schleppen müssen. Nicht genug, daß ich diese Thiere sehen wollte, ich mußte auch eines derselben besteigen, um mich gänzlich in die Wüste zu versetzen. Doch geschieht das Aufstehen und Niederlegen dieser langbeinigen, schweren Geschöpfe mit solcher Ungeschicklichkeit, und das Schweben zwischen Himmel und Erde auf dem hohen Rückenberge und einem plumpen Sattel ist bei der Doppelbewegung des Vor- und Hintertheiles, wobei man bald über den Kopf, bald über den Rücken zu rutschen wähnt, so wenig einladend, daß der Ritt auf einem Kameel entschieden zu den unangenehmsten Dingen gehört. Wenn das Thier dann zu traben beginnt, so glaubt man, die Seele könne nicht mehr im Leibe halten, und sicher kann eine steeple chase für die Gebeine nicht gefährlicher sein, als ein Kameelritt; beim ersteren bricht man sich höchstens ein Bein, hier müssen auf die Länge alle Gebeine zermalmt werden. Auch eine Giraffe von seltener Schönheit und Größe wurde uns gezeigt. Es ist das Geschenk eines Bey von der afrikanischen Küste an den Großherzog; ein wunderholdes, lieb-

liches Thier von mystischer Zusammenstellung: der Antilope Kopf, der Schlange Hals, des Tigers Haut, graziös und unbehilflich, stolz und geschmeidig, gestreckt, um von Palmen sich zu nähren, gebaut, um den Nil zu durchwaten, zu frei und erhaben, um den Menschen durch irgend etwas nützlich zu sein.

Der Domplatz und die Arno-Ufer mit den alten Palästen und der lieblichen Spina sind die interessantesten Theile der alten Stadt Pisa. Wir betrachteten zuerst das Battisterio, eine große Kuppelrotunde im schönsten byzantinisch-lombardischen Style, welche dem Dome frei gegenübersteht. Großartig und lieblich einen sich die Säulenkränze, die vielen Statuen, die reichen Ornamente und Steingattungen, gleich einer fein ciselirten Tiara in diesem Gebäude; auch das Innere ist erhaben und schön, doch wurde leider gerade in demselben gearbeitet, und Gerüste verdeckten den Aufblick in die Kuppel. Eine Kanzel in byzantinischer Form, gleich denen in San Marco, getragen von antiken Säulen aus den edelsten Steinen, erweckte meine Aufmerksamkeit, und abermals bewunderte ich die feine mystische Ornamentik unserer Vorfahren. Von der farbenreichen Taufcapelle, die uns den ersten Begriff von der Pietra dura im Großen, wie wir sie später an den marmorreichen Wänden des Domes von Florenz noch schöner sahen, gab, gingen wir in den Campo Santo, ein poetisch-schönes Werk, wie nur das glaubensvolle Mittelalter es schaffen konnte. Um einen weiten Rasenplatz läuft

eine gegen denselben offene, leichte und doch stattliche, gothische Gallerie von feinen schwungvollen Säulen und Bogen getragen. Das Innere der Hallen ist mit Fresken von Giotto, Grabmälern und einer Art Museum, was gar nicht an seinem Platze ist, geschmückt; in der Mitte der Rasenfläche steht ein einfaches, steinernes Kreuz von Rosen reich übersponnen. Die Fresken sind es, welche die Aufmerksamkeit zuerst auf sich ziehen; sie stammen aus der Wiegenzeit italienischer Kunst, und schon sieht man in den kühnen Strichen, in den sich regenden drastischen Gruppirungen den Uebergang vom Typus zur natürlichen Vollendung; und wahrlich lieber sind mir diejenigen Perioden der Kunst, wo der Geist im Typus erwacht, und einer schöneren Zukunft, dem Jahrhunderte Raphaels, entgegen strebt, als die abwärts gehende Schule der letzten Jahrhunderte, wo der Genius der classischen Zeiten abstirbt, und nur die fleischliche Form vergöttert wurde. Diese Schule ist der schlechtere Gegensatz zum Typus, da dieser das kräftige Erwachen und jener das üppige Einschlummern der Kunst bedeutet. Wie sollte auch unsere glaubensleere, materielle Zeit die Mysterien des reinen Christenthums wiedergeben können. Ein über Religion spottender Maler kann nur für el den Säcknach der Elle irdische Figuren mit Heiligenschein nach alltäglichen Modellen malen, und ihnen, weil man es gerade verlangt, einen Namen aus dem Kalender aufdichten.

Die Fresken des Campo santo haben diese ursprüngliche Frische. Es ist ein Vandalismus ohne Gleichen, daß

man plumpe geschmacklose Monumente dazwischen gemauert hat; griechische Grabmäler in einer gothischen Halle unter und in italienischen Wandmalereien. Der Cicerone gerieth zu meinem großen Spaße in Wuth, Tedeschi herumführen zu müssen, die sich über diese Kunstunformen mit Aerger und Spott aussprachen, und sich höchlichst verwunderten, einen antiken bronzenen Greif, Götzenbilder und anderen Museumquark von gar keiner Bedeutung in einem katholischen Gottesacker zu finden. Doch ist es italienische Sitte, Bigotterie und Heidenthum unter ein Dach zu bringen. Auch in den berühmten Fresken des Campo santo giebt es manchen gar zu großen Phantasie-Reichthum, der fast in's Komische einschlägt; doch war dies der bizarre Geschmack aus den Kinderjahren der Kunst, und ist noch der Geschmack kerniger frischer Gemüther, die, was sie mit kindlichem Sinne denken, unverschroben wiedergeben. So ist die Entstehung der Eva, der eitlen Stamm-Mutter unseres Geschlechtes, echt biblisch, ohne alle einhüllende Ausschmückung dargestellt; so ist das Reich des Fürsten der Welt in der ganzen Craßheit der Zeit gestaltet; die Heerde brüllender Wölfe in den eigenthümlichsten Zerrbildern ist echt diabolisch. Man geht mit den armen Menschenkindern auf die barbarischste Weise um; sie brodeln in der Hölle und werden nach Herzenslust herumgerissen; auch manchen tonsurirten Kopf bemerkte ich unter der brennenden Gesellschaft. Ueberhaupt scheint der Maler kein Freund des geistlichen Standes gewesen zu sein, da man mehrere Mitglieder

desselben in sehr mißlichen Stellungen entdeckt. Die Seele des Sterbenden stellt der naive Künstler als einen homunculus dar, den entweder ein Engel oder Teufel, je nach Umständen, aus dem Munde des verscheidenden Objectes herauszieht. Es sieht drollig genug aus, wie mühevoll oft der Mund aufgerissen sein muß, um der Seele Raum zu geben. Vermuthlich sind dies die starken Seelen, die mehr Spatium brauchen. Doch, o Schrecken! wer ist der dunkle Knabe, der für die gewaltsame Wegschaffung einer Nonnenseele sorgt; das scheint kein Engel des Lichtes! Ich erblicke zwei Hörnelein, o Himmel! es ist ein Diener Satans! Wahrlich, die Kunst war damals frei in Italien, und sie konnte es sein, denn sie hatte sich selbst die Schranken des Glaubens gesetzt. Daß es die Pisaner entzückt, in dem Kopfe eines schon der Hölle Angehörigen Napoleon zu erkennen, ist natürlich; es ist ja ein Zug des Menschen, den gehaßten und gestürzten Feind zu verdammen, und sich seiner Schmach zu freuen; man riskirt nichts dabei, denn er ist ja unschädlich. So lange die Pisaner Höllengestalt sich Roi d'Italie genannt hat, fand man nicht genug Gold, um den Nimbus in seiner Apotheose darzustellen; doch der Gott des Tages stürzte aus dem Himmel, und der hehre Schein verwandelte sich in Höllengluth. Sic transit gloria mundi.

Bevor ich den Campo Santo mit seiner schwungvollen Vergangenheit, mit seiner Poesie dahingeschwundener Tage und seinen jetzigen Pantheons-Gelüsten verlasse, muß ich noch

seiner Erde erwähnen, die ihm den mystischen Reiz, den Hauptanziehungspunkt für unsere gläubigeren Väter verlieh. Sie soll aus dem gelobten Lande von den Kreuzfahrern gebracht worden sein, und außerdem, daß sie für die Christen eine geheiligte Erde war, soll sie noch eine besondere Eigenschaft, die ein Fresco gar eigenthümlich darstellt, besessen haben. Wir sahen auf dem Bilde das Gremium der alten Pisaner Republik mit Brille und Lorgnon eine Leiche in drei Phasen betrachten. In der ersten fehlt nur die Seele, in der zweiten ist der Würmerfraß in voller Thätigkeit, in der dritten ist das blanke Gerippe nett ausgearbeitet, und nichts als das Gerüst des Menschenbaues übrig gelassen. Die Kraft der hyerosolimitanischen Erde bestand aber darin, diese drei Phasen in drei Tagen zu bewerkstelligen; nach dieser kurzen Zeit war die frische Leiche ein Gerippe. Die Pisaner freuten sich dieses Phänomens, mir würde der allzugroße Hunger der vernichtenden Zeit Grausen erregen. Von hier ging es in den Dom. Wie herrlich, mächtig steht das reiche Marmorgebäude da mit seinem langen Hauptschiff, an dessen Ende sich über dem Altar, als unverwüstlicher Baldachin, die hohe säulenreiche Kuppel erhebt, nicht wie im Norden mit einem Kupferfutteral bedeckt, sondern aus weißem Marmor, dem geisterhaften Haupt der stolzen Salute ähnlich, aber mit fein ciselirten Säulenkränzen, gleich dem Battisterio, erhaben geschmückt. Wie liebe ich's, wenn man zum großen Portal einige breite Stufen emporsteigen muß, wenn das Gotteshaus nicht im Niveau mit

Kaffeehaus und Theater steht, was moralisch in Italien leider nur zu oft der Fall ist. Wir Deutsche brauchen das Wort „erhaben", um etwas Großes auszudrücken; das Ergreifende muß hoch liegen, es ist dies ein Verlangen des Menschengeistes, er hebt, um gehoben zu werden. Das Hinaufsteigen adelt, und das Herabsteigen steht nur Großen an, und heißt dann Herablassung. Wie weckt erst die Religion diesen Trieb: zum Meßopfer, zum Gebet schauen wir empor, und in der Communion, in diesem Zusammenfließen von Erde und Himmel, neigt sich das höchste Wesen in der Gestalt des Brotes zu uns herab. Wie mit Kirche und Altar, so ist es mit dem Throne, so mit Allem, was nach den Gesetzen der Welt erhaben erscheinen soll; überall müssen Stufen das Auserlesene vom Alltäglichen trennen. — So tritt man denn über mächtige breite Stufen, durch kunstvoll gearbeitete Thüren in die weiten heiligen Räume des Domes von Pisa ein. Auf hohen Säulen ruht eine leichte, zierliche Gallerie in gothischer Arbeit, und umläuft über den Seitenschiffen das mächtige Hauptschiff, welches der höheren Kuppel zuführt, und sich mit derselben gleichsam als weites prachtvolles Vorhaus architektonisch schön verbindet. Es ist dies die Bauart vieler Kirchen im Toscanischen. Zwischen dem Hauptschiffe, über welchem ein von Gold strotzender Plafond, von den prachtliebenden Medicis verfertigt, schwebt, spannt sich ein weiter, hoher Bogen, den eine Treppe von den Seitengallerien gleich einer Guirlande verbindet, und der die schwierige Verbindung

zwischen der geraden Gestaltung des Vordertheiles und der kühnen Kuppel für das Auge höchst glücklich bewerkstelligt. Das Merkwürdigste der reichen Kirche ist indessen eine dunkle Bronze-Lampe, die unbewußt die Welt mit einer großen Erfindung bereichert, indem sie in den mächtigen Geist eines Giganten der Wissenschaft einen Funken warf, der im empfänglichen Stoffe zur hellen Flamme zündete: Es war Vesper, die dunkle Lampe brannte zum Lobe Gottes, und schwankte noch, von der Hand des Küsters eben losgelassen, hin und her; ein Mann in schlichtem Rocke stand sinnend an eine der hohen Säulen gelehnt, und blickte lang auf den stätigen Schwung der Ampel, und sann, und blickte wieder, und Galiläi hatte gefunden, was der Mechanik ungekanntes Leben gab, das unumstößliche Princip des Pendels. — In dem schiefen Thurme, den wir nun bestiegen, fand der große Mann, wie es eine Inschrift in Marmor bezeugt, das Princip der Gravitation, indem er einen Stein durch das von Innen hohle 142 Fuß hohe Gebäude fallen ließ. Der Thurm ist eigenthümlich, und hat Charakter, doch kann ich ihn nicht schön nennen, und für seine schiefe Gestalt nicht schwärmen; es ist ein für Architekten interessanter Gegenstand, doch nur wie der abnorme krumme Körperbau für Mediciner. Ich für mein Theil wünschte, der Thurm wäre gerade; so sieht er aus wie ein Trunkener, dessen Sturz man jeden Augenblick erwartet, oder gleicht der gezwungen schiefen Stellung einer steifen Menuet-Tänzerin. Ein Arcadenkranz von feinen Marmor-

säulen ruht über den andern gleich einem aufgehäuften Stoße von Immortellen-Kränzen, und kann so als leichtes, duftiges Gebäude einem Zuckerbäcker ein prächtiges Modell zu einem Tafelaufsatze geben; auch macht es sich gar lieblich, in feinem durchsichtigen Alabaster, den die Pisaner mit großer Kunstfertigkeit verarbeiten. Von der oberen Plattform genießt man eine Aussicht, die man herrlich nennt; ich fand sie nur ausgedehnt, bei anderer Beleuchtung mag sie sich besser präsentiren. Steht man auf der, der Neigung zugewendeten Seite, so ist der Blick eigenthümlich frappirt; denn es fehlt dem Thurme die Basis, da seine Inclination 12 Fuß betragen soll; daß diese architektonische Monstruosität absichtlich von den Architekten Wilhelm von Innsbruck und Bonano geschaffen wurde, kann ich, seit ich den Bau näher betrachtet habe, nimmermehr glauben; der Steinring der Basis hat sich offenbar gesenkt, denn sonst müßten die Säulen, welche der Neigungsseite entgegengesetzt sind, länger sein als die der andern, statt daß sie nur beschädigt und mit eisernen Klammern geflickt sind. Solch ein geschmackloser Witz konnte nur dem Hirne eines Perrückenkopfes entsprungen sein; 1174 hatte man zu reine Kunstliebe, um solche Verirrungen zu begehen. — Ein edler Spruch aber ist besser als der beste Witz, und so ist's auch in der Kunst. Pisa leidet sehr heftig an Erdbeben, und einem solchen haben die Pisaner ihren herablassenden, höflichen Thurm zweifelsohne zu verdanken. Pisa birgt ein Talent seltener Art in seinen Mauern; ein Künstler, der

unübertroffen dasteht, und dessen Werke zu betrachten unerläß-
lich ist. Er arbeitet nicht in Marmor, haucht keine Farben
auf die todte Leinwand; er schafft aus Haut und Knochen
Leben, und verarbeitet die Ueberreste der Natur zu neuen
Wesen; mit einem Wort: er ist ein Ausstopfer, und be-
reichert das Naturalien-Cabinet, bei welchem er eine Art von
Fabrik angelegt hat, mit zoologischen Producten, die in ihrer
Lebensthätigkeit nur gehemmt zu sein scheinen. Eigentlich
liebe ich dergleichen ausgestopftes Zeug nicht; es erinnert zu
sehr an die künstliche Aufbewahrung von Leichen, dem ich,
als Enthusiast für das Verbrennen der menschlichen Hüllen,
abgeneigt bin; der Körper scheint der Seele in der Flamme,
die ihn verzehrt, nachzufliegen, er wird nicht in den dunklen
Sarg eingepferchet, und ist nicht der Willkür der Zurückge-
bliebenen ausgesetzt; doch trotz dieser philosophischen Faseleien,
denen ich mich gern hingebe, fand ich die Thiere im Na-
turalien-Cabinete von Pisa der Betrachtung werth. Noch ein
Wort vom Lung-Arno und seiner lieblichen Spina. Ist der
Arno hier auch matt und bachartig, so sind die Paläste und
Häuser, die längs den Quais laufen, doch pittoresk und geben
ein interessantes Bild vergangener Zeiten. Unter den Pa-
lästen zeigt man den Fremden denjenigen, in welchem Byron
hauste; er ist architektonisch schön, und erinnert, wie überhaupt
der Lung-Arno, an Venedig. Die Spina, deren Stützen im
Bette des Flusses fußen, ist eine Capelle im gothischen Style
mit tausend zarten Verzierungen, mit Thürmchen und Spitzen,

woher auch ihr Name rührt, mit all dem Lieblichen und doch Ernsten der alten Bauart; ein wahres Kleinod, ein Reliquienkästchen, welches man aus feinerem Stoffe wie Marmor gebaut wähnt. Leider konnten wir das Innere des alten Gebäudes nicht bewundern. Im Palaste des Großherzogs, einem unansehnlichen Privathause, trafen wir mit dem Besitzer und seinem jüngeren Sohne zusammen, um nach einem Frühstücke die Fahrt nach Florenz vereint zu unternehmen. Vor dem kurzen Mahle lernte ich die toscanische Hymne kennen, welche mir durch ihre enthusiastischen, ja fast wilden Töne auffiel und gefiel; es ist keine religiös erhabene Musik, wie das einzig schöne österreichische Volkslied, aber es ist Begeisterung darin, und sie mag ganz gut für republikanische Länder passen. Lebe wohl, lieblich ernstes Pisa! freundlicher Friedhof! der Dampf siedet, die kleinen Kastenwaggons sind bereit, ein Pfiff und in der materiellen Wirklichkeit rauschen wir aus den Träumen der Vergangenheit über classische, geschichtliche Erde prosaisch dahin. Gut cultivirt und glücklich sieht das kleine merkwürdige Land aus. Neapel, heißt es, sei ein Stück heruntergefallenes Paradies, und es ist aus den Wolken als Glückskind heruntergekommen; doch das florentinische Land hat der Menschen Fleiß zum Paradiese umgewandelt, es ist ein Erdenkind, welches sich durch rastlose Mühe zur höchsten Stufe emporgeschwungen hat. Und gar erst die liebliche, bergumschlossene Ebene von Florenz, in die wir nun einfuhren, diese friedliche Blumengegend, wo Hunderte von

Villen, Dörfern und üppigen Gärten freundlich ineinander gewoben die Stadt der Künste gleich einem duftenden Blüthenkranze heiter umgeben. Die Kuppel des Domes mit ihrem goldenen Kreuze winkte uns aus der Häusermasse entgegen, welche sich im Grün der Ebene verliert, dann wieder sanft die Berge hinansteigt, und sich mit zahllosen weißen bewohnten Punkten verbindet. Es ist kein großartig überwältigendes Bild, aber ein Gemälde friedlicher, geselliger Ruhe. Neapel ist die Stadt der aufkeimenden Lebenslust, Florenz die der müden, tiefen Seelen; die Vesuvstadt erregt, die des Arno wiegt das Gemüth balsamisch ein. Vom großen schönen Bahnhof ging's in die ernsten, architektonischen Gassen von Florenz; es ist ein eigenes Gefühl um das Hineinfahren in eine unbekannte, merkwürdige, vielgenannte Stadt, es schwebt ein chaotisches Bild vor der Seele, die voll Erwartung glüht; Alles will man sich deuten, Alles glaubt man zu errathen, und doch schwirrt der Kopf von den hundert vorüberfliehenden Eindrücken; Stunden der Erfahrung kommen, da läutert es sich langsam, und wird Tag; die Linien und Gruppen einen sich zum Plane, und nur zu früh erkennt man die Wunder, lernt sie lieben, um nach wenig Tagen schon den neuen, nunmehr wohlbekannten Freund verlassen zu müssen; man hat gerade nur Zeit, zur Einsicht des Herrlichen zu kommen, ohne es nach Wunsch genießen zu können; man sieht nur so viel, um sich nach dem Geschehenen zu sehnen. So ging es mir mit dem lieblichen Florenz, mit

der milden Musentochter. Jetzt hatte ich noch kein Verständniß von allem dem, was ich sah, nur das wußte ich, daß ich über den Arno, meinem Bekannten von Pisa, fuhr, und über seine Brücken staunte, wovon die eine leicht und poetisch und doch marmorfest gebaut ist, als sei es ein Leichtes gewesen, sie zu fügen; die andere ruht auf sicheren Bogen, und trägt gleich einem bizarren Schwank ein Städtchen von Budenhäusern, eine lustige Decoration aus mittelalterlicher Zeit. Ein zweites wußte ich, als ich mich einer mächtigen dunklen Felsenburg gegenüber befand, die majestätisch imponirend auf einer Höhe lag; ich wußte, daß es das gigantische Haus des stolzen Pitti sei, das ein Bürgersmann 1440, den prachtliebenden Medicäern zum Trotze, aus ungeglätteten Felsenstücken aufthürmte, aber denselben doch die Vollendung überlassen mußte, die jedoch dem Riesenwerke den Namen Pitti ließen. Scheint es doch, als hätten Blitze in einem Felsenblock architektonische Furchen gegraben. Ernst, furchtbar ernst ist die erhabene Felsenburg, und kühle Tropfsteingewölbe, nicht goldene Säle, würde man hinter dem rauhen, ungefügten Wänden suchen. Wie überraschend majestätisch erscheint daher die sich dem Auge öffnende hintere Ansicht des Palastes; drei Seiten des finsteren Gebäudes umgeben einen eher kleinen Hof, an dessen vierter Seite sich über einer Grotte mit frischem Quell von einer Terrasse in der Höhe des ersten Stockwerkes aus, magisch der weite Garten Boboli mit seiner Fontaine erschließt, und mit seinen weiten Baumreihen, mit seinen Rasen=

plätzen und Marmorstatuen, mit dem Belvedere, das seine Höhe krönt, alle Mittel aufbietet, welche die Natur spendet, um die Kunst höher zu erheben. So läuft der Garten an die beiden Seitenflügel des Palastes, um plötzlich in der Mitte, von der hohen Steinwand aufgehalten, von der Grotte getragen, dem tiefliegenden Hofe Raum zu lassen. Der Palast Pitti genießt den wunderbaren Vortheil aller an einer Höhe angelegten Gebäude; er beherrscht seine Umgebung, und wird von einem Garten beherrscht, der, ohne von der Stadtseite aus geahnt zu werden, den heiteren stillen Gemächern in die Fenster blickt. Schade, daß die an sich große Treppe nicht groß genug für den Felsenbau ist; wie wäre die von Caserta hier an ihrem Platze. Doch die moderne Kunst schafft große Theile, selten ein großes Ganzes, das konnten nur die Griechen. Nur auf der Akropolis findet man ein Parthenon, das den Sieg des Einklanges in sich trägt. Wir traten in die großen Apartements, doch, o Jammer! sie sind im Styl de l'empire; auch hier hat man die tüchtige Pracht der Mediceer heruntergerissen, um die schweren, schönen Plafonds, welche nur mehr in einem Theile des Schlosses das Auge ergötzen, mit Napoleonischen Geschmacklosigkeiten zu ersetzen. Doch einen Schatz seltener Art hat die Neuerungswuth verschont; es sind dies die Arbeiten aus pietra dura, diese massiv zarten monumentalen Zimmergeräthe, einem Florenz eigenthümlichen Kunstzweige angehörend. Doch auch nur für Zimmergeräthe ist dieser Kunstzweig zu empfehlen; verliert er sich

in das Bilderfach, so wird er kalt und steif, und verräth sein steinernes Material; aber die Tische mit den Frucht- und Blumen-Guirlanden, mit den Muscheln und Perlenschnüren auf dem milden Lapis lazuli oder auf dunklem tief wieder-spiegelnden Grunde, die hohen Renaissance-Schränkchen, die gleich kleinen Burgen oder Tempelchen von all den Wunder-farben glänzen, die die Natur auf ihr Gestein gehaucht hat, all dies liebliche Detail kunstvoll mit jahrelanger Mühe ver-einigt, hat wohl ein großartiges fürstliches Ansehen, und zeigt den Reichthum des alten florentinischen Herrscherhauses. Kein Gold ersetzt den Schmelz der polirten Steine, und wo Mar-mor und Porphyr, Lapis lazuli und Juwelen verschwen-derisch verarbeitet liegen, da zeigt sich echter Reichthum, solider Luxus, der nicht mit den Jahren, aber mit den Jahrhun-derten wechselt.

Doch nun galt es, in aller Eile einen Besuch bei einer Familie zu machen, deren eines Glied ich in Dresden kennen und bewundern lernte, und nach deren himmlisch milder Flo-rentiner Verwandtschaft ich mich allmächtig hingezogen fühlte. Ich war noch erfüllt vom Eindrucke der Madonna sixtina, dieser stillen, großen, siegenden Jungfrau, die es innig fühlt, mit wehmüthigem Stolze begreift, welches Kind der Wunder sie auf ihren Armen trägt, daß ihre Hände der Thron des großen Sohnes ihres Gottes sind. In ihrem Blicke liest man, daß sie sich selbst ehrt als das reine Werkzeug der unendlichen Macht, daß sie die Größe ihrer Pflichten, die Größe ihrer

Leiden, aber auch die Unendlichkeit ihrer Verklärung fühlt; und so tritt sie aus den Wolken als die hehre Königin der Engel mit majestätischer Haltung, und zeigte im Kinde der hoffenden Menge den Erlöser. Sie hört das Hosianna der tausend und tausend jubelnden Kehlen, doch ahnt ihr Ohr auch das weithin gellende crucifige. Kein Heiligenschein schmückt das Haupt, kein Gold und Edelstein ist in die einfache bescheidene Tracht gewirkt; in diesem Bilde braucht die Mutter Christi keinen umgebenden Prunk, keinen vom Hauptgegenstande abziehenden Schimmer, wie ihn die Künstler unseres Jahrhunderts so gern anbringen, um den prüfenden Blick des Beschauers zu theilen. Der größte Schmuck der sixtinischen Madonna ist der Sohn, und der heiligste Schein ist der ihrer großen klaren Augen, dieser hehren Augen, die mit andächtiger Zuversicht erfüllen. Es ist Trost, Wahrheit und unendliche Tiefe darin zu finden; in ihnen spiegelt sich wie in einem ruhigen See der ungetrübte Himmel. Und wie vor Allem herrlich ist das Kind, welches auf ihren Armen ruht; aus dieser Schöpfung Raphaels ahnt man den Erlöser, in diesen ernsten Zügen liest man die zu vollbringende Aufgabe. Unter den dunklen Locken thun sich zwei große schwarze Augen auf, die trotzig in die finstere Sündenwelt hinausschauen, als wollten sie sagen: „Ich werd' euch besiegen, zittert, ihr weltlichen Sünder, vor dem Kinde, welches euch einst richten und strafen wird!“ Es neigt sich zurück, es zieht die Schultern empor in stiller zögernder Erwartung des Welt-

kampfes. Dieses große Bild schwebte vor meinen Augen, und nun wollte ich wenigstens in Eile die erste Bekanntschaft der Madonnen im Palaste Pitti machen. Wenn ich weltberühmte Gegenstände zum ersten Male sehe, so bin ich verlegen, und kämpfe zwischen der Pflicht, das längst Anerkannte zu bewundern, und meinen eigenen Gefühlen, die zögern sich zum Urtheile zu bilden. Es ergreift mich oft Aerger und Wehmuth, daß ich nicht augenblicklich entzückt sein, nicht augenblicklich in entschiedene Bewunderung versinken kann. So ging es mir auch bei dem zu kurzen ersten Besuche der Madonna della Seggiola und del Granduca; ich konnte sie nicht gleich gehörig würdigen, und die Sixtina schwebte siegend vor meiner Seele; denn in ihr sah ich in einer Gestalt die hohe Mutter Christi und die Magd des Herrn, während die della Seggiola nur die zufriedene große blühende Mutter, und die del Granduca die demüthige fromme Magd ist. Doch ein zweites ruhigeres, längeres Verweilen vor den Bildern wird, denke ich, mein Gefühl beschwichtigen. Die Gallerie Pitti, diese seltene Blüthe aus Firenze's reichem Kranze liegt im rechten Flügel der weiten Felsenburg, aus der man, wie von einem Throne herab, einen herrlichen Ueberblick auf Stadt und Land, auf die weiten Villen, Gärten und Berge erlangt. Nachmittag ging es in den Dom, und zwar über die Häuserbrücke, diesem schwebenden Städtchen, das von innen einen Bazar von fast nichts als Goldarbeiten bildet. Rechts und links flimmert es von goldenen und silbernen

Dosen, von Ohrgehängen und Kettchen, und mahnt an den Orient, an Smyrna's Goldarbeiter-Gassen. Der Dom ist ein reines edles Werk italienischer Baukunst. Er ist in Kreuzform mit einer hohen breiten Himmelskuppel über dem freistehenden Hoch-Altare erbaut. Thurm und Außenwände sind mit dem feinsten Marmor in reichen Farben übergossen, die ein erhabenes freundliches Bild geben, welches vollendet wäre, wenn nicht die architektonische Verkleidung der Façade fehlte, die herabgerissen wurde, um einer modernen, nie zu Stande gekommenen Platz zu machen.

Das Innere ist weit und erhaben, majestätisch einfach; fast alle Altäre wurden von einer kundigen Hand hinausgeschafft, so daß sich die ungetheilte Aufmerksamkeit auf den Haupt-Altar lenkt, über welchem sich das letzte Gericht mit seinen hundert Gestalten und Gruppen wölbt. Es bringt einen trefflichen, ich möchte sagen alttestamentarischen Eindruck hervor; denn Alles eint sich um den Altar, der durch das von schönen Glasmalereien gehemmte Licht in ein geheimnißvolles Halbdunkel gehüllt ist. Um den Haupt-Altar öffnen sich im Halbkreise einige Capellen mit Altären, sonst ist alles in einfacher Harmonie, groß und beruhigend durch die religiöse Idee, welche von den reinen Kreuzgewölben bis zur majestätischen Kuppel weht. Es gewährt mir eine angenehme Unterhaltung, hohe Gebäude zu besteigen, und von ihnen aus eine planartige Rundaussicht zu gewinnen; ich bestieg also natürlich auch hier die Kuppel. Um das Innere derselben

laufen zwei Gallerien, und über ihr liegt, gleich einem Futterale, eine zweite Kuppel; zwischen beiden kriecht man in die Laterne. Von Gallerie zu Gallerie und von der Höhe der Laterne blickte ich jedesmal in die Kirche hinab; die Gegenstände wurden immer kleiner, um schauerlich imposant die Größe und Kühnheit des Ganzen hervortreten zu lassen. Wie die Einzelnheiten verschmelzen, treten die Massen hervor, und der Blick gewinnt Ruhe und Klarheit. Umgekehrt ging es mit den Frescogemälden des letzten Gerichtes. Zu welchen Zerrbildern wurden die Figuren! wie streckten und reckten sich die Satane, in welche unschickliche Nähe kommt man den manchmal etwas freien Einzelheiten künstlerischer Laune, die wie natürlich von unten besehen im Ensemble verschwinden. Wir traten auf die äußere Balustrade der Laterne, und vor uns lag der Plan von Florenz. Ein langes Silberband, der Arno, theilt die Stadt. Links ist die neuere Hälfte mit der dunklen Felsenkrone Pitti, geziert vom grünen Boboli, an dessen Spitze das Belvedere aus der frischen Vegetation friedlich herausblickt, weiterhin führt eine ernste Cypressen-Allee gleich einer grünen Colonnade zur Poggio imperiale; der Stadttheil verliert sich lieblich in mit Gärten umwallten Hügeln; einzelne Dörfer und Thürme winken von weitem, bis endlich die Berge das Bild einrahmen. Zur Rechten des alten Flusses liegt das Herz der Stadt, der Sitz der Paläste, der Kunst und der Kirchen, aus dessen dunklen Dächern der Dom sich gleich einer frischen Blume erhebt; da sieht man

den Palazzo vecchio mit seinem Thurme, seinen Zinnen und glänzenden Wappen; da erscheinen die langen Dächer der Ufici, Santa Croce, Maria Novella, und all die echt religiös ernsten Gebäude vergangener Jahrhunderte; daneben zeigen sich unbewußt die kleinen Intérieurs, Gärtchen und Terrassen, und über all dem das weite grüne glückliche Thal, die sanften Hügel, und am Saume abermals Gebirge als schließender Hintergrund. Liebliche Villen krönen die Hügel und hängen an den Bergen, deren Häupter jedoch nicht so frisch sind wie das Land. Glücklich und sanft ruht Florenz im grünen Arnothale, gleich einer jugendlichen Gestalt, deren Augen magnetisch einlullen und doch begeistert wirken; gleich einer zarten Blüthe mit herzstärkendem Jasmindufte; und so führt mit vollem Rechte die Stadt eine Blume im Wappen, und selten sieht man einen Ort, wo alles so mit den frischen Attributen der Flora überschüttet ist. Ueberall findet man zierlich gebundene Mazzetti, überall strotzen die Gärten von Rosen, Jasmin, Nelken, Vanillen und anderen Perlen der Vegetation von solchem Dufte, daß man sich in balsamischer Atmosphäre badet. Meine Kletterwuth hatte mit der Gallerie der Laterne ihr Ende noch nicht erreicht; ich hörte von der Kugel unter dem Kreuze sprechen; „Vorwärts" war meine Parole, und durch das Innere einer Säule, von einem eisernen Bolzen zum andern, wie ein Rauchfangkehrer, gelangte ich in die metallene Kugel, in welcher ich die Temperatur der venetianischen Bleikammern kennen lernte; noch einige

Schlangenwindungen, und ich war der Höchste in Florenz, mit dem Oberleibe im Freien, unmittelbar unter dem Kreuze des Domes. Meine hochfahrenden Gedanken waren befriedigt, ich fühlte mich frei, allein und wohl, ich ahnte den Jubel einer Schwalbe auf der Spitze eines Daches. Das Federmesser meines Vetters wurde geopfert, um meine Anfangsbuchstaben in das christliche Symbol zu graviren, in welchem ich die Zahl Tausend, Sechshundert und etliche neunzig fand; ich konnte also ganz beruhigt in der Ueberzeugung von dannen ziehen, bei einstiger Wiederkehr Buchstaben und Datum noch zu finden; es ist ein hastiger Drang der Seele, eine Erinnerung über das kurze Leben hinaus zurück zu lassen. Wir fuhren noch in die Cascine, diesem Tummelplatze florentinischer Lions, und begegneten in den längs dem Arno sich hinziehenden langen, laubreichen Alleen den elegantesten Equipagen, so daß man sich in den Hydepark, auf die Boulevards oder in den Prater hätte träumen können. Bei den großherzoglichen Meiereigebäuden Cascini, nach welchen die beliebte Promenade heißt, stand eine vollkommene Wagenburg um ein österreichisches Militär-Musikcorps gereiht. Ein Souper en famille bei Leopold endete den ersten heiteren Abend im glücklichen, magnetisch anregenden Florenz.

Florenz den 29. August 1851.

Der erste Morgengang galt der Gallerie Pitti; ein Triumphzug für das die Kunst liebende Auge, ein Baden der Seele in Fluthen höherer Sphären. Um eine solche Sammlung in seinem Hause zu gründen, bedurfte es der jugendlichen Gluth für Kunst, die Europa's Süden vor zwei Jahrhunderten so mächtig und groß durchströmte, des Ahnens einer höheren Welt im Kunstgenusse. Die Medicäer hatten dieses Vorgefühl und handelten darnach, und wurden hiedurch zu den unvergänglichen Schöpfern der großen unsterblichen Monumente ihrer Zeit; sie waren es, die Griechenlands Musen mit der christlichen Kunst vermählten. Drei Säle der Sammlung waren wegen Ausbesserung gesperrt, doch sah ich sie den kommenden Tag, so daß ich ihrer Kunstwerke gleich hier erwähnen werde. Im ersten Zimmer, das wir betraten, stand die Madonna della Seggiola im Begriffe copirt zu werden. Wie müssen sich diese armen Madonnen langweilen, immer und immer wieder von Pfuschern grell und geistlos abgeklatscht zu werden; zum Glücke sind es fromme Frauen, die nicht von Eitelkeit geplagt sind. Warum mußte mir, betrachtete ich dieses Werk Raphaels, immer die Sixtina ins Gedächtniß treten? Es wird wohl in der Aehnlichkeit der Gesichtszüge liegen; ja beide haben denselben Körper, nicht aber denselben Geist, dieselbe Haltung im himmlischen und irdischen Lichte. Die Sixtina ist eine schwebende Vision, ein

verklärtes Bild nach vollendetem Kampf und Leiden: die Seggiola ist eine Erdenwallerin, ihr hat noch nicht die Stunde der Drangsale geschlagen: ruhig, ja bequem sitzt sie auf einem Stuhle, den ihre künftige Glorie noch nicht zum Throne umgewandelt hat: ein turbanartiges Tuch fällt ihr vom Haupte auf die Schultern, ihre Kleidung ist gewählt. Sanft neigt sie sich über den Erlöser, der sich an sie schmiegt: sie blickt auf dem Bilde, wie nur ein Raphael es malen konnte, aus großen sinnigen Augen, die gleich dem Monde in reiner, stiller Nacht, mild und tief ergreifend und beruhigend ins kranke Herz scheinen. Auch die Farben dieses Bildes haben den mystischen Duft, die glanzlose Frische, den zarten, verschleiernden Hauch, der nur diesem Künstler und auch nur in einigen seiner Werke eigen ist. Die Madonna Sixtina hat Raphael mit Ahnungen des Himmels, die Seggiola mit Ahnungen tiefer Liebe, die del Granduca mit reinem kindlichen Sinne gemalt: die Letztere hat noch etwas vom Typischen, Naiven einer frühern Epoche: sie gleicht mehr einer deutschen als einer jüdischen Jungfrau: sie ist ein stilles, friedliches Gebet, während die Sixtinische Extase, die della Seggiola, zu Gott gewandte Bewunderung über die Werke seiner Schöpfung ausdrückt. Um bei Raphael, dem Könige der Künstler, diesem versinnlichten Engel zu bleiben, erwähne ich die Madonna del Baldacchino, und die Santa Famiglia dell' Impannata. Ich kann's nicht lassen, meinem Geschmacke, und nicht dem Urtheile der Welt zu folgen, und gestehe, daß

mir beide Bilder keinen Eindruck gemacht, und das letztere mir trotz allem guten Willen mißfallen hat. Zwei Portraite, Angiolo Donni und seine Frau vorstellend, sind mir interessant, um die Stufenweite von Raphaels Werken zu begreifen, oder vielmehr nicht begreifen zu lernen, so himmelweit ist der Unterschied zwischen diesen und seinen größten Meisterwerken. Madonna Sixtina und Magdalena Donni zeigen, wie des Menschen Seele sich vom Samen zur Blüthe entwickelt. Vor der Vision des Ezechiels möchte ich wohl Stunden und Stunden stehen bleiben. Ein Goldrahmen von 1½ Schuh Höhe und 1 Schuh Breite umfaßt den Himmel in seiner Herrlichkeit, in seiner Unendlichkeit. Dieser Gott Vater muß der Schöpfer und Lenker der Welt sein; als ein Herrscher des Universums ruht er auf dem Wolkenthrone, getragen von der Evangelisten geheimnißvollen Symbolen; ein Gott des alten Testamentes, Jehovah, vor dem man zitternd in den Staub sinkt, in Anbetung vertieft und doch hoch gehoben von dem Gedanken, daß jeder von uns nach seinem Ebenbild geschaffen ward, und daß die ewige Seele im gebrechlichen Gefäß von dem ausging, der da war, ist, und sein wird. Wäre es nach dem Vorhergehenden erlaubt, so würde ich sagen, daß die Gestalt des Allmächtigen etwas vom Bewohner des Parthenon, vom Donnerer Zeus, an sich habe, wozu der Adler des Apostels Johannes wohl beitragen mag. Doch ist der Gott der Welt, das Endziel alles Glaubens vom Anfange bis in Ewigkeit, das Unwandelbare im Jupiter und Odin

in dieser Gestalt verschmolzen. Gebieterisch wallt das graue Haar und der mächtige, fluthende Bart um das ernste Antlitz voll Alterswürde und Schöpfungskraft: segnend aufgehoben breiten sich die Arme hoch über die Wolken, die nicht zum Ruheplatze, die zum gebietenden Throne sich zusammenballen. Vor diesem Bilde zu denken, seine Seele in Anschauung zu vertiefen, ist Himmelswonne; denn hier ahnt man den Augenblick, in dem man einst den Herrscher von Angesicht zu Angesicht sehen wird. Diese Wirkung konnte Raphaels Kunst hervorbringen, um im Geschaffenen ihren eigenen Lohn zu finden!

Wie ganz anders und doch ergreifend, aber nicht bezaubernd ist das Gemälde seines Zeitgenossen, die Parzen von Michel Angelo; diese sind mit dem Meißel gemacht, nicht mit dem zarten belebenden Pinsel; eherne Parzen, die nur einen eisernen Faden, den Faden Michel Angelos spinnen können; er hat sie mit der Kraft eines Heroen aus der Unterwelt gerissen als tüchtiges, ernstes memento mori. Auch Murillo hat der Sammlung in zwei Madonnen seinen Tribut abgetragen. Die eine ist eine verunglückte Idee; sie ist mit den Zügen, ich glaube einer Herzogin von Urbino und ihres Kindes gemalt; ein schönes ernstes Weib, aber keine Mutter des Herrn. Die andere ist die würdige Schwester der Dresdner, ein reizendes Bild religiöser Wirklichkeit, es ist keine hierarchisch-aristokratische Mutter des Herrn, sondern eine Mutter aus dem Volke, nicht streng und göttlich, sondern zart und

schwärmerisch, ganz im Gegensatze zu Mutter und Kind von Rubens, die der fetten behäbigen Classe des Volkes angehören; niederländische Kleinbürger. Rubens ist ein Männer-Maler, kräftig und genial, doch seine Frauengestalten sind übergesund und zu wohlgenährt, den Geist erstickend. Wie prächtig ist aber das Bild gemacht, in welchem er sich, seinen Bruder, Justus Lipsius und Hugo Grotius dargestellt hat. Aus diesen Zügen spricht edles, thatkräftiges Leben; mit breiten festen Strichen ohne gekünstelte Pinselei hat er gegeben, was er wollte, eine Gesellschaft tüchtiger, interessanter Männer. Auch meinen lieben Van Dyck fand ich wieder, und zwar in seinem schönsten zauberhaftesten Thema, in Englands unglücklichem Herrscherpaare. Es ist nur als Brustbild gemalt; man sieht die schwebende duftige Gestalt der zarten Königin nicht ganz wie in der Gallerie von Dresden, doch hat dieses Bild einen neuen melancholischen Reiz; in schwarzer Trauerkleidung sieht man Carl und Henriette, düster und lieblich, unselig, wehmüthig. Auf Carls ernsten Zügen ruht gleich einem Flor die Trauerzukunft, er ist ein Schlachtopfer edelster Art, welches sich zu passiv, zu widerstandslos in das Schicksal fügte; er fehlte durch Schwäche, und muß doch unendlich anmuthig nicht schroff wie Ludwig XVI. gewesen sein. Beiden war es gegeben, wenn auch nicht kräftig zu leben, doch kräftig zu sterben. Warum mußten Beider Frauen so schön, so liebreizend gewesen sein? Warum muß immer das Zarte, Duftende geknickt

werden? Marie Antoinette und Marie Henriette lernte ich in Innsbruck und Dresden kennen; für Erstere schwärmte ich von jeher, Letztere lehrte mich Van Dyck bewundern. Nie habe ich Bildnisse gesehen, die mich so magnetisch fesseln, wie das von Carls I. Gemahlin: stolz und sanft ruht ihr Lilienhaupt auf dem schlanken, feinen Halse; die Carnation und die Züge sind zart und schimmernd wie aus Elfenbein, und doch bestimmt und unter der blendenden Stirn, die leicht hingeworfene Löckchen zieren, ruht ein Augenpaar, dem nur die Melancholie und ein wundes Herz die unbeschreibliche Anziehungskraft, den sanften Sternenschein geben konnten. Anmuth ist das Wort für Marie Antoinette, Wehmuth das für Marie Henriette. Auch Andrea del Sarto, dem schlichten anspruchslosen Künstler, den ich hier erst schätzen und bewundern lernte, dem florentiner Künstler par excellence, ist einer jener göttlichen Funken gegeben, die da entzünden, beleuchten und wärmen; seine Werke sind ernst und doch voll südlicher Gluth, ganz der Ausdruck kräftiger Andacht und tiefen Glaubens. Wollte man religiöse Malerei mit Kirchen-Architektur vergleichen, so würde Andreas Styl der byzantinisch-venetianischen Bauart, Raphaels der alt-italienischen, und jener des guten, ehrlichen Dürer der rein gothischen, deutschen entsprechen; von Letzteren verliert sich eine arme Eva nackt und fröstelnd unter der italienischen Fülle; eckig steht sie neben all den formenreichen Madonnen; doch ist sie bieder und charaktervoll, wie der alte deutsche Maler selbst, sinnvoll aber nicht sinnlich. Doch um

auf Andrea zurückzukommen, so erinnere ich nur an seine heilige Familie in der Stanza di Marte. Wer dies Bild des frommen Glaubens gesehen hat, muß ihn lieben und verehren. Diesem Meisterwerke geradeüber hängt die imposante Judith von Allori; dieses mächtige, gottbegeisterte Weib, die stolze Witwe, die um des Glaubens und des Volkes Willen sich mit antiker Kraft erhob, und mit Buße und Gebet zum blutigen, aber nothwendigen Werk schritt, ist mir eine der interessantesten Gestalten aus dem Buche des Lebens. Es sind wenige unter den besseren Malern, die sich nicht an die schwierige Aufgabe gemacht haben, dies gigantische Weib darzustellen, aber auch nur Wenigen ist es gelungen, eine Judith in ihrem furchtbaren erschütterndem Triumphe ernst und andachtdurchglüht zu schaffen; entweder war es eine Bacchantin in Phrenesie, oder eine schwache Seele, die nimmermehr den feindlichen Heerführer hätte dem Vaterlande opfern können. Allori und Riedl haben die Aufgabe gelöst: bei Beiden ist es die würdevolle, jüdische Witwe, die Frau des alten Testaments, welche die That unternahm, weil sie mußte, ohne Wanken der Seele, ohne eitlen Drang nach dem Triumphe, der ihr ward. In diesem Zuge der traurigen Nothwendigkeit, des schwermüthigen Gefühles, als Opfernde selbst ein Opfer zu sein, hat vielleicht der deutsche Meister den Sieg davon getragen. Das sind die Bilder, an welche ich mit Liebe denke, die mir werthe Bekannte geworden sind. Möge Jeder das Seine finden, ich habe das Meine gefunden, und versuchte wenigstens die

Schatten jenes Eindruckes meinen Freunden wiederzugeben. — Benvenuto Cellini dichtet in Gold mit dem lebhaften Farbenreichthume des Email, seine goldenen Schalen umgaukeln zarte Bilder der Phantasie, Gebilde aus reichen, duftigen Träumen; dies beweist die kleine, auserlesene Sammlung seiner Kunstwerke im Pitti, der gleich einem rauhen mächtigen Berge in seinen Adern und Venen die reinsten Schätze, die edelsten Metalle enthält. — Zu ebener Erde befinden sich im Pitti noch eine Sammlung von Statuen und eine Capelle. Die letztere mißfiel mir gänzlich durch ihren heidnischen Styl, und ihre Basreliefs, wahre Pfuschereien, nicht würdig des königlichen Palastes. Um dem Geiste und der Seele Zeit zu lassen, die hundert und hundert gährenden Stoffe, die sie aufgenommen hatten, zu verarbeiten, unternahmen wir eine Fahrt in den Boboli, und ruhten im Grünen aus. Das ist wieder einmal ein Garten, wie er sein soll, großartig, fürstlich, wie es solchen Palästen ziemt. Im Garten Pitti athmet der Geist der Medicäer stolze Pracht und frischen mythologischen Kunstsinn.

Aus diesen gigantischen Alleen begaben wir uns in eine Fabrik, aber in eine Fabrik, die Kunstwerke hervorbringt, und deren Gründung nicht unserer materiellen Zeit angehört, sondern noch von altem Reichthum und Pomp zeugt, in die Fabrik der Pietra dura. Diese kunstvolle Steinfügung liefert farben- und ornamentenreiche Tischplatten, Altäre, Schreine und ähnliche Gegenstände, wahre monumentale Werke, massiv

und leicht, glatt wie Spiegel, und das Auge durch ihre Farbenharmonie bezaubernd. Die Pietre dure werden, wenn sie einst in kommenden Jahrhunderten aus dem Schutt und Moder gegraben werden, die gerechte Bewunderung der Nachwelt erregen. Auch werden sie mit unendlicher Mühe verfertigt; unter hundert Stücken muß eines gefunden werden, das die Schattirung einer gegebenen Blume oder die Färbung ihrer Blätter hat; das kleine Fleckchen, welches einen günstigen Erfolg verspricht, wird nun nach einer Papier-Chablone durch einen mit Schmergel beschmierten Draht gesägt, und hierauf an die übrigen das Bild gestaltenden Steine so genau angepaßt, oder vielmehr eingefügt, daß man, außer wenn es die Zeichnung erfordert, die Fugen nicht wahrnehmen kann. Der Stein, aus dem das Theilchen geschnitten wurde, wird nun in einen Kasten zu seinen Stammes- und Farbegenossen gelegt, und harrt des Augenblicks, wann er wieder zu einer Nuancirung tauglich befunden wird. Man kann sich daher die Kosten und Mühen einer solchen Fabrik denken, deren Resultate aber auch etwas wahrhaft Herrliches sind. Von den schon vollendeten Gegenständen, die wir sahen, fielen mir besonders die für die Capelle San Lorenzo bestimmten Altarwände auf, welche auf dem schönsten Lapis lazuli-Grunde Kirchen-Attribute darstellen. Diese wahrhaft vollendeten, dem Auge wohlthuenden Werke haben eine, durch den geschliffenen Stein hervorgebrachte eigenthümliche, glänzende Frische. Die Krone alles bis jetzt Geleisteten ist der nach

einer Arbeit von beinahe 20 Jahren nunmehr vollendete Musentisch; er zeigt dem staunenden Beschauer in seiner Mitte den siegenden Phöbus in der Art und Farbe einer Antike, und derselben auch würdig dargestellt; Rosse und Lenker sind meisterhaft gezeichnet und schattirt. Als Einfassung dieses Bildes duften gelbrothe Rosenguirlanden, zwischen deren zarter Blumenfülle sich uns die sinnreichen Attribute der Alles belebenden, den Götterfunken des Genius austheilenden Musen zeigen. Das Ganze ist eines jener Meisterwerke, welches, gleich der Camee des Augustus oder dem Salzfasse des Benvenuto Cellini, einen fortdauernden Namen in der Kunstgeschichte haben wird; auch ist es vermuthlich das letzte großartige Meisterwerk auf Lapis lazuli-Grund, da dieser schöne edle Stein, welchen man bis jetzt aus Persien bezog, nun nicht mehr im Handel erscheint, und der Fabrik nicht mehr zukommt.

Den Werth der Akademie, die wir nun besuchten, konnten wir nicht in seinem ganzen Umfange schätzen, da mehrere Säle für eine bald zu eröffnende Ausstellung neuerer Bilder mit grauen Leinwandlaken verhängt waren; doch erkannte ich, daß eine sehr glückliche Anordnung in der Aufstellung der Bilder getroffen ist, die dem Laien und um so mehr dem Kunstjünger eine treffliche Anschauung von der allmählichen Entwicklung und Verwicklung der Kunst in den feinsten Zügen darstellt. Man sieht von Bild zu Bild, wie sich die steifen und mageren Glieder der Alten füllen und lösen, um

später nur zu überfüllt und zu lose zu werden; man sieht, wie die typischen Züge dem lebenden Modelle weichen müssen, wie mit der regeren Phantasie der fromme kindliche Sinn entweicht, und der Geist des Christenthumes mythologische Hülle annimmt. Ganz besonders interessirte mich ein Bild von Raphaels Meister; da ist es mit der Kunst wie mit der Liebe; vor Raphael ist es eine kindliche Liebe, die, je näher sie zu den größten Meistern rückt, immer noch unschuldig aber schon des kräftigen Genusses oder vielmehr der Möglichkeit zu genießen bewußt ist; mit Raphael kommt die erste, glühende, Alles umfassende, durchdringende, genießende Liebe; unsere Zeit ist die liebessatte, überreizte, die nur mehr im Aeußersten Befriedigung findet. Mit Stolz zeigten uns die Toscaner ein plastisches Werk ihres neuesten Künstlers, dessen Name mir leider entfallen ist: Abel und Kain, nach der furchtbaren Mordthat vorstellend, so schön und zart in Bronze gegossen, wie ich Aehnliches selbst in München nicht gesehen. Die Figuren sind vielleicht zu kleinlich ausgeführt, und namentlich der Kain, der sich mit Entsetzen abwendet, als sein Auge zum erstenmal eines Menschen Tod erblickt, will mir nicht gefallen. Diese Gruppe und der Musentisch waren nach London zur Weltausstellung in Britanniens großen Glassarg bestimmt; da aber der englische Gesandte in Florenz die Nachricht aussprengte, der Großherzog wolle den Tisch der Königin von England schenken, dieser aber nicht gesonnen war, die jahrelange Arbeit und die dazu verwendeten Summen der Fremde

zu Gute kommen zu lassen, so wurde, um unangenehmen Erklärungen aus dem Weg zu gehen, gar nichts nach London gesendet. Vor der Kirche der Annunziata, zu der wir uns nun begaben, befinden sich in einer mit trefflichen Fresken geschmückten Vorhalle auch einige vorzügliche Andrea del Sarto, die durch ihre schöne Composition und weiche und doch sehr feste Behandlung entzücken, und die Liebe zu diesem florentinischen Meister immer reger werden lassen. Zwar schützt man die vorzüglicheren Theile dieser Halle durch Glasfenster vor der Witterung, aber dennoch sind die Bilder leider schon ziemlich farblos. Zwei bronzene Becken fielen mir in diesem Vorhof durch ihre glückliche Form auf. Die Kirche ist im reichen schlechten Geschmacke des vergangenen Jahrhunderts mit überladenen Verzierungen ausgestattet. Ein wahres Sanctuarium an Pracht und Reichthum ist eine von Silber und den schönsten Pietra dura-Arbeiten strotzende Capelle, mit einem in Florenz hochverehrten Wunderbilde. Seitwärts von derselben findet man ebenfalls Steinarbeiten, in welchen mir zwei Platten auffielen, die so gut gewählt sind, daß ihre Nuancirungen die von Duft halbverhüllte Sonne und den Mond darstellen. In der Klosterhalle zeigt man über der Eingangsthür Andrea del Sarto's berühmtes Fresco der Madonna del Sacco, welches der Künstler den frommen Brüdern für einen Sack Mehl gemalt hat, den er auch im Bilde verewigt. Damals scheint die Rolle eines Mäcenas sehr leicht gewesen zu sein. Durch allerhand Winkelwerke

wurden wir in eine Art Magazin geführt, in welchem wir überrascht vor einem Abendmahle Raphaels standen, ein erst vor kürzester Zeit in diesem Waarenraume vorgefundenes und dem Untergange entrissenes Fresco, das trotz der furchtbaren Proben und Verunglimpfungen, die es zu bestehen hatte, noch trefflich erhalten ist; daß es aber erst halb gerettet ist, bewies mir das hinter einer Wand laut werdende Stampfen eines Pferdehufes; die Feuchtigkeit des anstoßenden Stalles kann aber unmöglich dem Fresco sehr wohlthätig sein. Stall und Waarenmagazin waren das ehemalige Refectorium eines Klosters. Die Kunstrichter haben mit ihren gewöhnlichen, rosenfarbenen Beweisgründen festgestellt, daß die Cena Raphael angehöre. Ist dies der Fall, so gehört das Werk zu seiner Mittelperiode, und steht noch halb auf typisch kindlichem Boden. Die Cena macht einen freundlichen Eindruck, man wäre geneigt, sich zum gastlichen Tische zu setzen, und ohne Scheu die trefflichen Details zu studiren; es ist ein altdeutscher Anflug darin, und ein Schlüssel zu diesem Bilde scheinen mir die Porträte des Ehepaares Doni in der Sammlung im Pitti, obwohl diese einer noch früheren Periode angehören. Ein jugendlicher Apostelkopf, wahrscheinlich Johannes, in vorgeneigter, lauschender Haltung gefiel mir besonders gut. Daß man bei Betrachtung dieses Bildes manchmal in Zweifel kommt, ob es wirklich von Raphael stamme, ist, glaube ich, verzeihlich, die Kunstrichter sind gar zu schnell mit ihren Urtheile fertig; es machte mir auf jeden Fall einen ange-

nehmen, liebenswürdigen Eindruck, und mir würde das Kloster-
brot unter dieser Cena schmecken. Noch zwei Capellen hatten
wir zu besehen: die Capelle der Mediäer, in welcher ein
Julius von Medicis, und Lorenz Herzog von Urbino ruhen,
erlangte ihren Ruhm durch Michel Angelo's Sculpturen und
Architekturen; sie enthält Buonarotti's Tag und Nacht, von
denen sich so viele hingerissen fühlen. Ich gestehe aber, daß
diese Capelle mir gänzlich mißfallen, ja mir einen höchst un-
angenehmen, kalten, widerlichen Eindruck gemacht hat. Hier
liegen im Tode gebrochene Herzen, und ihre speculativ philo-
sophische Eitelkeit hat sich dieses Grab gesetzt, und in dem-
selben das Unbehagen des Gewissens angedeutet; war Buo-
narotti in der Erkenntniß seiner Zeit tiefdenkend und klar, so
ist ihm das abstoßende Denkmal gänzlich gelungen, und die
herumliegenden indecenten Statuen ohne alle Grazie, ohne
Gemüth möchte ich sagen, zeigen nur zu deutlich, von wannen
der Geist war, der hier gehaust hat. Die halb sitzende, halb
liegende Stellung der großen Mediäer versinnlicht den Wider-
willen der eitlen thörichten Philosophie gegen die Todesruhe;
sie sträubt sich, mit dem Schleier bedeckt zu werden, den noch
Niemand gehoben hat, der aber den Gläubigen friedlich und
sanft bedeckt. Es spricht sich in diesen Monumenten ein krank-
haftes Ringen der Erdengröße gegen die Nichtigkeit aus, und
der Marmor ist so kalt, als spotte Freund Hein aus dem-
selben des Lebens, und nie kann das Wort „Friede“ aus
dieser Halle ertönen, die kein christlicher Geist durchweht, aber

ein mythologisirendes Streben durchfröstelt. Nebenbei scheinen mir die Statuen Buonarotti's zu grotesk, sie tragen schon den Keim der Rococo-Zeit in sich. Ebensowenig gefiel mir die Lorenzo-Capelle, der gepriesene Triumphtempel, die Apotheose der späteren Medicäer, von Ferdinand I. begonnen, und bis heut zu Tage noch nicht gänzlich vollendet. Die Wände der, durch eine, in Fresco nichts weniger als schön gemalte Kuppel geschlossenen, großen Capelle sind mit einer plumpen Harlequin-Tapete von den edelsten Steinen überdeckt. Alles strotzt von kaltem unpoetischen Reichthum ohne die mindeste Grazie, und unzufrieden gedenkt man der herrlichen, geistreichen Marmor-Ueppigkeit von Caserta. Stolz ruhen die Särge mit den vielfarbigen Wappen, von denen ich nur die von Cosmus II. und Ferdinand I. erwähne, erhöht an den Wänden, umwogt von Farbenpracht, die für andere Zwecke angemessen, für einen Todtensaal, denn noch steht kein Altar in dem stolzen Raume, bedeutungslos und widersinnig ist. Der Tod hat nichts mit anderen Farben zu thun, als denen der Blumen, die allein das Recht haben, an einem Sarge zu blühen. Nähme man die paar Sarkophage heraus, und gäbe man dem Ganzen den Namen eines Festsaales, so bekämen die Verzierungen Frische und Heiterkeit und die grause Kühle, die unheimlich spottende Lehre würde durch pulsirendes Leben ersetzt. Constantinopel war vor Mohameds Schwerte gefallen, griechisch-byzantinische Kunst und Philosophie, und die reichen Wissenschaften des Osten fanden in

Italien an dem üppigen, stolzen Geiste der Medicäer einen sicheren Halt und Schutz, indem sie wiederum der neuen Dynastie Glanz verliehen. Die Tiara ward von einem Medicäer getragen, und Roms bisher vergessene Schätze wurden mit griechischen Erinnerungen vermählt, und gebaren eine neue Kunstperiode, die mythologisch-christliche. Das Abendmahl ward im Tempel gefeiert, die Venus bekam denselben Hofrang wie die Gottesmutter; man fand es angenehm, die Gebräuche des Alterthums mit denen der Neuzeit zu verbinden, und nannte dies Philosophie. Es entstand aber hieraus ein unbefriedigtes Aufwärtsstreben; die Menschen entdeckten, daß die Götter des Alterthums auch nur in Menschengestalt dargestellt wurden, und ein sinnlicher Stolz, der wohl Anfangs Großes in der Kunst und in der Wissenschaft hervorbrachte, ergriff die Herzen und legte zuerst den Keim des Atheismus in dieselben. Die Fürsten glaubten selbst eine Art Gottheit zu sein, und sich vor dem alten Gott nicht mehr fürchten zu dürfen. Sie pflegten die Religion nur als eine bequeme Staatseinrichtung für die Unterthanen. In Frankreich war Franz I. der erste Träger des Cultus der Sirene, der er durch Italiens Künste einen Nimbus zu verschaffen suchte. Katharina von Medicis hatte zu viel Eifer für den Dienst der Aphrodite, und Ludwig XIV. jupiterisirte sich nun vollends. Nie zu befriedigende Eitelkeit und die Vergötterung der Sinnlichkeit wurden die Philosophie der Herrscher. Joseph II., der Völkerbeschützer, wußte auch hiervon etwas zu erzählen. Daß

die Völker bald diese Begriffe ausbeuteten, dafür sorgten die von ihren Herrschern gefütterten und sie besingenden Männer, welche in Voltaire ihren Hauptvertreter haben. Frankreich rettete Italien halb und halb, indem es den mythologischen Nimbus in Versailles concentrirte, aber sein Blut hat für diesen Ruhm zahlen müssen. Die Medicäer-Gräber erregen Gedanken gar kalter, grauser Art.

In den Pitti zurückgekehrt, begab ich mich hierauf zu unserer Gesandtin, der Baronin Hügel, mit der mich ihr freundlicher Gemal bekannt machte. Die Baronin ist eine in Indien geborne Engländerin, eine liebenswürdige und anmuthsvolle Erscheinung, die Schönheit und Geist verbindet, und unser Land könnte nicht besser als durch sie und ihren Gemal vertreten werden.

Ein heiteres angenehmes Diner bei Leopold versammelte uns wieder im Pitti, worauf ich mit seinem ältesten Sohne in die Kirche Santa Croce fuhr, das Pantheon italienischer Größen. Mächtige Säulenreihen tragen das basilica-artige Gebälke des hohen Daches, verklärt und mild dringt das Licht durch wundervolle Glasmalereien, die den Gläubigen die grelle Außenwelt sanft verschleiern, und ein breiter, von Betstühlen freier Raum führt feierlich zum Hoch-Altar, zu dessen Rechten und Linken kleine Capellen den Umfang des Querschiffes füllen; die ganze Kirche hat die Form des lateinischen T, und ermangelt leider gleich dem Dome einer Façade. Der gothisch-lombardische Styl feiert auch in dieser Kirche

einen Triumph, und ihr Inneres wäre vollkommen zu nennen, wenn nicht die an den Kirchenwänden fortlaufenden Monumente, wovon viele der neuern Zeit angehören und vielfach mißlungen sind, den hohen Einklang lustig und kleinlich störten. Italien hat nun einmal mit seiner Todtenverehrung kein Glück, und das zeigt sich hier lebhafter als irgendwo; Monumente antiker Form gehören nicht in eine Kirche des ernsten, strengen Mittelalters, und der ärmlich mit einem Laken halbumhüllte nackte Körper des Dante würde viel besser thun, auf dem Sargdeckel ruhig und geduldig liegend, des Schalles der Posaunen zu harren, als, im Weltschmerz dahinbrütend sich von zwei obligaten Genien umweinen zu lassen; könnten sich die Marmorlippen öffnen, so würden sie ein Spottgedicht über das eigene Mausoleum sprechen. Michel Angelo Buonarotti wird hier ebenfalls von drei Statuen, die Maler-, Bildhauer- und Baukunst vorstellend, umtrauert; dem Tragödiendichter Alfieri ließ seine Gattin, die Wittwe Carl Eduards, ein Marmordenkmal von Canova setzen; Machiavelli's Bildniß tragen die personificirte Politik und Geschichte zur Schau; auch Galiläi fand hier sein Mausoleum. Unter allerhand unberühmtem Volke, welches aber vermuthlich den Ehrenplatz in dem Pantheon erkaufen konnte, finden wir einen Napoleon „digne de son nom", wie uns die Inschrift lehrt; in einem Gange, der in eine mit Kunstschätzen gefüllte Capelle führt, entdeckten wir das Portrait eines für die Revolution gefallenen jungen Menschen mit einem Stürmer auf

dem Haupte, frisch und grell aufgetragen. Berühmte Männer und Gesindel geben sich in dieser Kirche die Hand, um das schöne Werk alter Zeiten durch kleinliche Trophäen zu entstellen. Die Kirche Santa Maria novella mit dem dazu gehörigen, durch seine Apotheke weltberühmten Dominikanerkloster ist ebenfalls im gothisch-lombardischen Style erbaut, und Michel Angelo nannte sie seine Braut; sie hat drei Schiffe in Spitzgewölben, und ist mit Kunstschätzen gefüllt; in den beiden Kreuzschiffen befinden sich balconartig erhöhte Capellen, in deren einer ein berühmtes Madonnenbild, in der andern das letzte Gericht gezeigt wird. In diesem ist Dante unter die Seligen recrutirt, da Paradies und Hölle, wie man behauptet, nach seiner Dichtung von Andrea di Lione gemalt sind. Auch in dieser Kirche hatte ich Gelegenheit, die von mir so geliebte Glasmalerei zu bewundern. Den einst als Bestattungsplatz benützten Kreuzgang schmücken Fresken aus der ältesten Zeit, die, wie man behauptet, mit Pflanzensäften in Ermangelung der später erfundenen Farben gemalt sind; daher de grüne Gesichtsfarbe der armen Heiligen, welche kläglich anzuschauen sind. Nicht mit Unrecht nannte mein Vetter diese Werke „Kartoffel-Fresko“, eine Aeußerung, die mich durch ihre Richtigkeit herzlich lachen machte, und den uns herumführenden Kunstgelehrten zu empören schien. Noch komischer erschien uns in einer Capelle dieses Kreuzganges das sogenannte „Capitolo degli Spagnuoli“, wo unter andern Fresken die streitende und triumphirende Kirche, mit

Papst und Kaiser an ihrer Spitze, dargestellt sind, während Hunde, in die Farben der Dominikaner gehüllt (eine Allusion auf das Wortspiel Domini canì), Wölfe, welche die Ketzer darstellen, verjagen, woraus man entnehmen kann, daß schon unsere Vorfahren sich mit witzigen und nicht allzufeinen Caricaturen befaßten. Die heutigen Dominikaner fühlen sich sehr geehrt und erfreut durch diesen Einfall. In demselben Bilde zeigt man die Bildnisse Petrarca's, Lauza's und Bocaccio's; ob mit Recht, müssen Kundige entscheiden. Wir folgten unserm Führer in die Prachträume des Klosters, die mit allem gediegenen Luxus ausgestattet sind, in die berühmte Spezeria und in einen vor Kurzem vollendeten, für den Empfang von fürstlichen Gästen bestimmten Saal, wo krystallene Kronleuchter, goldene Candelaber und Sammtmöbel den noch heut zu Tage bestehenden Reichthum des Klosters bezeugen; ich war ganz verblüfft über die glänzende Pracht, die einem königlichen Palaste entlehnt zu sein schien, und freute mich derselben. Die guten herzlichen Dominikaner bewirtheten mich mit Alkermes-Liqueur, ihrem eigenen Fabrikate, in welchem ich nicht vergaß, auf des Klosters Wohl zu trinken. Nachdem wir in der, den Armen so thätige Hilfe spendenden Apotheke von den berühmten Essenzen und der Poudre d'Iris gekauft hatten, nahmen wir von den freundlichen Mönchen herzlichen Abschied und fuhren durch reiche Gärten nach Pietraja, einem Lustschlosse des Großherzogs, das seinen Namen von seiner Lage an einem steinigen Berge führt. Es ist von den Medicäern in dem schönen alt-

italienischen Villen-Geschmacke erbaut, und von einem reizenden Garten umduftet. Auf der linken Seite der breiten Terrasse, die das Gebäude trägt, steht in einem reich versehenen Blumenparterre, mit Orangenbäumen geziert, ein geschmackvoller Brunnen, auf dessen Spitze sich Giovanni Bologna's berühmte in Bronze gegossene Venus erhebt. Sie windet, dem Bade entsteigend, Wasserstrahlen aus ihren reichen Haaren, wodurch Aphrodite von tausend schimmernden Perlen zart umspielt wird. Zur Rechten wird die Terrasse von zwei ausnehmend breiten, immergrünen Eichen, wahren Kolossen an Kronenumfang, dicht beschattet, so daß ein grünes, kühles Zelt über den weiten Raum gespannt ist. Diese Bäume gehören unstreitig in die Classe der Natur-Phänomene, denn ohne sehr hoch zu sein, bilden sie nur durch die Zahl und Länge ihrer Aeste ein vollkommenes Wäldchen; hinter denselben steht eine vom Großherzog in seiner Jugend gepflanzte Ceder vom Libanon, die schon eine ziemliche Höhe erreicht hat. Auch sah ich hier eine Partie Camellien im Freien; wie herrlich muß es sein, wenn sie im Frühjahr von Blüthen besäet dastehen. Vor der fürstlichen Villa schmückt ein Rasenteppich die Terrasse, unter welcher ein regelmäßiger Teich sanft den Himmel wiederspiegelt, worauf der Garten mit seinen geraden terrassirten Blumenbeeten und seinen dunklen Bosquets den Berg hinuntersteigt, immer bedacht, die hochgelegene Villa als den Mittelpunkt des Ganzen ins Licht zu stellen, und überall weichend, wo er im geringsten die majestätische Aus-

sicht des Fürstensitzes stören könnte; Eigenschaften, die man unsern neumodischen Gärten nicht vorwerfen kann, indem man im Gegentheile in denselben immer erst auf einen hohen Kiosk oder auf einen künstlichen Berg keuchen muß, um ein wenig Aussicht zu genießen. Das Gemälde, das man von der Terrasse von Pietraja wahrnimmt, gehört unstreitig zu den auserlesensten. Inmitten einer Bergkette, umringt von hunderten von Villen im saftigsten Grün, die, wie von schelmischer Hand auf die günstigen Wellenbewegungen der Gebirgsabdachungen bunt und im glücklichsten Zufalle hingestreut liegen, zeigt sich zu unsern Füßen eine aus weiten Höhen sanft herniedersteigende Silberschlange, welche sich in der reichen Ebene einen duftigen, umschatteten Blumenweg wollüstig geschaffen hat, um in dem herrlichen Florenz eine Krone zu empfangen, wie sie noch keinem Feenkinde gegeben war, eine Krone von Thürmen, Kuppeln und Palästen, zu deren Verfertigung Musen und Grazien sich schwesterlich die Hand gereicht haben. Pitti's schöner Garten, das blumenbekränzte Belvedere, die stolz thronende Poggio imperiale vermählten sich mit den jenseitigen Hügelketten, welche abermals unzählige Villen, Städtchen mit hervorragenden Thurmspitzen und Klöster tragen, und sich endlich zu den Gebirgsketten erheben, die das sanfte, milde, ewig heitere Bild schließen. Das Ganze war in einen melancholischen Abendschleier gehüllt, und machte einen wehmüthig frohen Eindruck auf das Gemüth. Wie alles mild Heitere einen Anflug von Wehmuth hat, so erregt

auch das Arnothal eine beglückende Schwermuth, die durch die bevorstehende Trennung von Orten, die wie Florenz mein Herz und meine Seele gewinnen, erhöht wird.

Florenz den 30. August 1851.

Die auf heute Morgen angesagte Parade wurde eingetretenen Regens halber nicht abgehalten; ich benützte die Zeit, die drei in den ersten Tagen geschlossenen Zimmer der Gallerie Pitti zu besuchen, und mich an deren Kunstwerken zu laben. Doch mir war heute noch Herrlicheres beschieden; einer der längsten Gänge, die ich je gesehen habe, führte mich durch einen Theil der Stadt über Dächer, dann über den Arno auf den Ponte vecchio, aus dem Pitti in die Ufici; die interessanten aber keineswegs schönen Porträte der alten Beherrscher Toscana's tapezieren, mit andern geschichtliche Scenen darstellenden Pfuschwerken, diesen ungeheuer langen unregelmäßigen Corridor, von welchem man in Mitte des Ponte vecchio einen amüsanten Doppelblick auf den Lauf des Arno hat, der, ich schäme mich fast es zu sagen, in der Stadt selbst unserm Wienstrome ähnelt, und in welchem die Florentiner mittelst großer Netze aus ihren Fenstern gemüthlich fischen, was sich burlesk ausnimmt. Der Palazzo degli Ufici ist ein Staatsgebäude in alt-italienischem Style, welches ein, gegen den Platz des Palazzo vecchio offenes Rechteck bildet, auf einer Seite von der Loggia gestützt, gegenüber dem Palaste

endet; es ruht auf Arcadengängen, welche Statuen der berühmten Toscaner zieren, unter ihnen Cosmus I., der Erbauer dieses stattlichen, regelmäßigen Palastes. Eine schöne mit Statuen gezierte Treppe führt durch ein Vestibule aus der Stadt in den ersten Stock, in welchem eine corridorartige Gallerie um den Hofraum läuft, aus der man in die um dieselben gereihten Zimmer und Cabinette gelangt. In diesen Räumen ist das schönste, was die Kunst hervorgebracht hat, unter dem Namen Galleria degli Ufici vereinigt. Die Corridore enthalten Statuen und Büsten, und an den Wänden weniger bedeutende Bilder; in den Zimmern sind jedoch die letzteren die Hauptsache, obgleich auch eine schöne Sammlung von Bronzen, Gemmen und hetruskischen Alterthümern aufgestellt ist. Dreimal besuchte ich während meines Aufenthaltes in Florenz diese Räume, und kam meistens vom Pitti, sah daher die Sammlung in entgegengesetzter Ordnung; zur größeren Klarheit will ich aber in meiner kurzen Beschreibung von Försters trefflichem Handbuche meine Schritte lenken lassen, und nach seiner Ordnung von der Treppe der Stadt aus noch einmal den Gang durch die mir so liebgewordenen Hallen in der Erinnerung beginnen. Im ersten Vestibule waren mir die Büsten der Medicäer, dieser Schöpfer der schönsten und letzten Kunstperiode auf antikem Grunde, höchst interessant. Die Familie Medicis hat für mich ein eigenes Interesse, denn sie bietet nebst Venedig das einzige Beispiel in der Geschichte, daß Männer aus dem Kaufmannsstande Großes

erhalten können, und haben durch ihr Uebergewicht im Kunstgebiete einen dauernden Nimbus um ihr Haupt gewebt. Sie und Venedig gaben den Beweis, daß auch der Handelsstand für etwas anderes als für den Mammon Sinn haben kann, und daß man durch Fortuna steigen kann, ohne Parvenu zu werden; die Medicis stiegen aus der Börse als Fürsten hervor, und bald freiten Europa's Königssöhne um Hetruriens schöne Töchter. Im zweiten Vestibule gefallen Repräsentanten der Thierwelt aus antiker Zeit: ein prächtiges Roß, ein Eber und zwei Doggen, durch die Natürlichkeit und Kraft ihrer Darstellung, durch den edlen Geist, der sich selbst in diesem Kunstzweige zeigt, dem Auge. Der erste Corridor trägt dagegen eine große Anzahl von Büsten römischer Kaiser und Kaiserinnen zur Schau, an denen die Gallerie der Ufici besonders reich ist, und die mir zu meiner Schande zeigten, wie gut man in Roms Kaisergeschichte bewandert sein muß, um all diese hohen Häupter dem Namen, der Bedeutung nach zu kennen; einem Archäologen eröffnet sich hier ein reiches Feld geschichtlicher Physiognomien. Unter den Statuen des zweiten Corridors fand ich den berühmten und so oft in Copien wieder gegebenen Dornzieher; dieses naive Bild voll trefflicher Bewegung, in dem der Marmor zu Fleisch und Blut wird, und die Gelenke sich ungezwungen biegen, gefällt durch die seltene und doch künstlerisch durchdachte Natürlichkeit in seiner schweren Stellung.

Am Ende des dritten Corridors finden wir Baccio Ban-

dinelli's Copie von Laokoon, diesem mächtig gedachten, phantasiereichen, schmerzdurchwebten Traum des Alterthums, wo der Schlangenalp mit seinen Ringen den letzten Athemzug hemmt, und die Muskeln sich im Todeskampfe verzerren; mein Geschmack überläßt dieses Bild lieber den anatomischen Untersuchungen eines Arztes, und ich wende mich zu dem jugendfrischen Uebermuth des Lebens, zu Buonarotti's Bacchus, dessen jovial trunkenes, wollüstig breites Antlitz zurückgeworfen, dem geliebten Saft aus der erhobenen Schale entgegenlechzt, während eine volle Traube in einer der Hände ruht, bereit den fröhlichen Genuß zu erneuern. In diesem jugendlichen Götterkörper, und in dem muntern, schelmischen kleinen Faun, zu seinen Füßen ist Fülle und antikes Leben, und keine der zu stark bezeichneten, buonarottischen Muskeln stört hier den entzückten Blick. Sieht man das verlangende, mit einem leisen thierischen Zug bezeichnete Antlitz, so muß man den Schöpfer dieses Werkes bewundern. Ein unvollendeter Apollo von demselben Künstler war für mich ebenfalls von unendlichem Interesse. Gleich einem ungeschliffenen Diamanten zeigt sich in ihm die volle schaffende Kraft Buonarotti's; noch ist der Stein wie mit einem Reif bedeckt, dennoch ahnt man die Vollendung; man thut einen Blick in das Walten der Kunst, in des Bildhauers Art, die todte Masse zum unsterblichen Leben zu bringen. Man findet mehrere Werke Michel Angelo's, in denen der Meister nur die feste Skizze genialisch gemeißelt und die Idee zur Welt gebracht hat, ohne sich die Zeit und Mühe zur

Ausführung zu gönnen. Dazu gehört ein Relief der heil. Familie, ebenfalls nur skizzirt, das in einem Gange der Gallerie, wo verschiedenartige kleinere Bildhauerwerke, besonders Basreliefs, sich befinden, aufbewahrt wird. Diese halb entschleierten Ideen Buonarotti's zogen mich besonders an und gefielen mir besser als manche seiner etwas grotesken, allzu muskulösen Ausführungen. In der Nähe der Laokoongruppe befindet sich ein Johannes der Täufer von Donatello, graziös und edel, der die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Außerdem findet man abermals eine große Anzahl römischer Büsten von geschichtlicher Bedeutung, unter denen wohl die merkwürdigste Nero im Knabenalter ist. Das Kinderantlitz eines Ungeheuers ist eine merkwürdige Studie, doch den Büsten fehlt der Ausdruck der Augen, und nur wenn sich dieser mit den Zügen vereint, kann man halbe Ahnungen herauslesen. Dem Saale mit hetruskischen Alterthümern schenkte ich keine Zeit, da ich nur über so wenige zu verfügen hatte, und dieser Zweig, trotzdem daß wir nun im Herzen Hetruriens sind, wohl schöner im Museo Borbonico vertreten ist. Das Cabinet der neuen Bronzen brachte jedoch viel Sehenswerthes. Das Juwel unter denselben ist Giovanni Bologna's Mercur, welcher ehemals die Villa Medici in Rom schmückte und aus kleinen Oeffnungen, gleich der Venus dieses Meisters, Wasser spritzte. Ein kleiner Aeolus-Kopf bläst aus vollen Backen eine Luftsäule, welche den Mercur, der die letztere nur mit der Spitze des linken Fußes, als einzige Stütze der

kühnen Statue berührt, in höhere Region trägt, und die aufwärts strebende, flügelleichte Bewegung des schlanken, kräftigen Körpers beseitigt jeden Zweifel, daß dieser göttliche Jüngling die Luft durchschneiden wird. Der Kopf und die rechte, gegen Himmel zeigende Hand schien mir störend; Ersterer ist zu klein, Letztere unnatürlich. Doch die Composition ist wunderherrlich, und besiegt eine der schwersten Aufgaben, da der blasende Knabenkopf die Idee der Stütze verschwinden macht. Benvenuto Cellini's Wachsmodell des Perseus, das wir im Großen in der Loggia finden werden, ist gewiß eine höchst merkwürdige Kunstreliquie. Die in jedem Maler-Atelier zu findende anatomische Figur Cigoli's hat hier ihr Original in Bronze, eine degoutante Natürlichkeit macht sie zu einem wissenschaftlichen aber keineswegs angenehmen Kunstproducte.

In das Cabinet der antiken Bronze hat sich eine auf Metall gravirte Krönung Marien's, 1452 von Finiguerra verfertigt, verloren, ist aber vielleicht in dieser Abtheilung das merkwürdigste Stück, indem man von demselben die Erfindung der Kupferstecherkunst herleitet. Außerdem entzückte mich noch ein antiker bronzener Pferdekopf, der mit wenigen einfachen Zügen die kühne Bewegung, das sich gegen die Führung sträubende Vorwärtsstreben des edelsten Thieres trefflich darstellt. Wir treten in den Saal der Niobe, und von Staunen ergriffen vor die tragische Gruppe, welche ein Götterwort im Augenblicke des größten Affectes in Marmor verwandelt und die Seele und ihr schmerzdurchbebtes Mienenspiel durch die Fesseln

des Steines für die Nachwelt erhalten hat. Niobe und ihre Kinder waren zu schön, zu götterähnlich, als daß ihre edlen Formen in Staub und Asche hätten zerfallen können; sie wurden durch die Kunst unsterblich, wie Latonens Rache. Aus der Mediceer Villa in Rom ließ Peter Leopold, Oesterreichs Leopold II. diese Gruppe, welche bei dem St. Paulsthor der Weltstadt 1583 gefunden wurde, in die Gallerie nach Florenz bringen, woselbst sie in einem großen Saale von geschmackloser Ausschmückung mit hellen Wänden keine schlechtere Aufstellung hätte finden können; denn das Große und Schöne liebt auch eine anpassende Umgebung. Daß diese Statuen, welche man nach einer Stelle des Plinius, dem Lehrer des Phidias und Praxiteles zuschreibt, im First eines Tempels standen, geht aus dem verschiedenen Maßstabe und der Bewegung der einzelnen Figuren deutlich hervor. Die Mutter mit der jüngsten Tochter, ein vorwärtseilender mit dem rechten Arme sich drapirender Jüngling, die sich vorbeugende, mit dem linken Arme den faltenreichen Mantel zum Schutze vor Diana's Pfeilen emporhaltende Tochter gehören unter dieser Perlenreihe unstreitig zu den glänzendsten. Verzweiflung und Todesangst, der Anblick des Schwesterblutes hat die jüngste Tochter gelehrt, sich auf die Knie zu werfen, und sich an die Mutter wie an eine Säule zu lehnen; das aufgelöste Haar wallt ihr über den schlanken jugendlichen Leib, der Arm hebt sich ängstlich empor, während die Mutter sie an sich preßt, um in dem Tode der Jüngsten das Uebermaß des Schmerzes zu erleben.

In den beiden anderen Figuren, wie in allen übrigen, ist die Bewegung, der herrliche Gliederbau, die edle Zartheit und der meisterhafte Faltenwurf zu bewundern. Edles Blut wird durch des Geschwisterpaares Pfeile vergossen, mit Würde erliegen Niobe und ihre Kinder der Rache des Schicksales; ein Trauerspiel seltener Art wird hier in Marmor gespielt. Wie selbst die Verzweiflung oft eine komische Ader hat, so machte mich der plumpe, langweilige Pädagoge der unglücklichen Kinder mit seinem unpraktischen Allarm lächeln, im Theoretischen wahrscheinlich trefflich, weiß er doch mit seiner Lanze die ihm anvertrauten Pupillen nicht zu vertheidigen; freilich sind Götterpfeile Schicksalspfeile, was dem armen Philister als Entschuldigung dienen mag. Ein Zeuskopf in diesem Saale gefiel mir durch seine wilde, majestätische Gottesmacht. Der obere Theil der Wände ist mit Bildern geziert, unter ihnen das Heinrich IV. in der Schlacht von Ivry, und dessen Einzug in Paris von Rubens. Rubens entwickelt hier seine ganze Phantasie, mit den Massen wie kein anderer Maler herumwerfend; nur bietet uns der geniale Künstler zu viel Fleisch, zu viel gesunden Corpus. Letzteres zeigt sich, wenn auch in diesem Falle anpassend, doch im Uebermaße in seinem Bacchanale, welches wir in dem Saale des Baroccio antrafen, und findet seine Erklärung in den trefflichen Porträten seiner beiden Frauen Elisabeth Brand und Helena Forman, die durch Fülle und Frische einen Wink über Rubens Modelle geben. Die Porträte dieses Malers machen übrigens mein Entzücken aus. Sie

sind mehr als Porträte, aus ihnen kann man Physiognomik studiren. Es ist nicht bloße Aehnlichkeit des Körpers darin, es ist Leben und Seele, des Auges ganze Kraft mit wenig Farbentönen auf die Leinwand gezaubert; es sind interessante Erscheinungen, die man ganz behaglich fixiren, mit Muße betrachten mag, und denen man so recht ins Antlitz sehen kann, in deren Gesellschaft man sich ganz sans gêne fühlt, während man zu Van Dycks Schöpfungen mit Ehrerbietung und Sammlung, wie zu etwas Höherem emporblickt. Man kann sich das Interesse denken, welches in Baroccio's Saale das Porträt Galiläi's von Susterman hervorruft, die Wissenschaft durch die Kunst verewigt; dieser Kopf mit dem weißen Barte, mit den düsteren Zügen ist es also, welcher die Erde aus ihrer Lethargie riß, und den Stolz der Menschheit bezwang, der sein Postament für so bedeutend hielt, daß selbst die Sonne dienend um dasselbe kreisen sollte. Und dennoch; Jahrhunderte sind vergangen, seit der ernste Mund die große Wahrheit lehrte, und noch heute lebt der größte Theil der Menschen in dem alten Wahne. Um deutlicher zu werden, muß man selbst der lernenden Jugend die feste Stütze lassen, und die Sonne wieder in fictische Bewegung bringen; so tief hat sich die alte Meinung eingewurzelt.

Vier Tische in Pietra dura, aus dem edelsten Materiale in vergangenen Zeiten gearbeitet, zieren das Gemach; man möchte sie Miniaturen, Email mit Steinen gemalt nennen. In dem Cabinete der Inschriften gefiel mir eine treffliche Büste

Cicero's ganz besonders, und in dem des Hermaphroditen ein kolossaler, wundervoller Junokopf, ein würdiges Gegenstück an Macht und Milde zum Jupiter im Niobe-Saale; und die Statue des Hercules als Kind, wie er mit übernatürlicher Kraft Juno's Schlangen erwürgt. Die Idee des Gottes der Stärke ist in diesem Werke durch die Bewegung der Glieder des trotzigen Knaben verkörpert. Des Zwitterwesens, nach welchem das letztere Cabinet benannt ist, will ich gar nicht erwähnen; denn so schön die Ausführung, so bleibt es doch immer ein Unding kranker Phantasie. Das egyptische Cabinet zeigt Mumien und allerhand Kleinigkeiten, und beweist, daß Egyptens Größe nur in seinen kolossalen Werken, in Obelisken und Tempeln, nur im Ganzen, nicht im Einzelnen überwältigt. Wir kommen nun zu den beiden Sälen, in welchen sich die Sammlungen der von Künstlern verfertigten Maler-Porträte befindet. Diese Sammlung, die einzig in ihrer Art dasteht, wurde vom Cardinal Leopold von Medicis begonnen und seitdem fortgesetzt, doch leider mit keinem neueren Künstler bereichert, der nur halbwegs den Vorgängern die Schuhriemen lösen könnte. Nachdem jeder Künstler sein Porträt selbst malen muß, so zeigen diese Bilder die Schöpfung und den Schöpfer zugleich. Der Kunstjünger lernt aus ihnen, dem Physiognomisten ist ein weites Feld für seine Studien geöffnet, und so ist diese Sammlung der Seelenkatalog für das Kunst-Universum von Florenz. Hier fand ich meine drei Lieblingsgestirne der Malerwelt: Raphael, Rubens und Van

Dyck. Schwärmerisch ernst, von tiefer Gluth verzehrt, nicht männlich stark, nicht weiblich schwach; ein melancholisch Mittelding, nur von einer zarten übersensitiven Hülle irdisch gehalten, blickt Raphael, halb Cherub, halb Genius mit tiefen, wehmüthigen Augen aus dem Bilde, welches seinen Schöpfungen viel klarer als das Porträt in der Gallerie zu München entspricht. Das ist der Jüngling, der höher als Alle geblickt, der im Entzücken der brennendsten Liebe tiefe religiöse Philosophie gemalt, und im Uebermaß des Empfindens nicht die sinnvolle Strenge und die Kraft verloren hat. Van Dyck ist schön und ernst, gleich seinen herrlichen Bildern; er ist der Maler der Fürsten, der erhabenen Größe, ein dynastisch-aristokratischer Künstler, und als solcher blickt er würdevoll genialisch aus dem Rahmen. Ueppig und fast keck, mit unternehmenden Augen die schon so manches genossen haben, fein geschnörkeltem Schnurrbarte, und einem gesund wollüstigen Zuge hat sich uns Rubens gegeben; daß er mit Humor malte, daß er Fülle und Frische mit Bacchusgewinden umrankt liebte, daß er aber auch im Stande sei, mit festem Glauben einen wunderthätigen Franz Xaver und einen mächtigen Loyola zu schaffen, alles das spricht sich in den Zügen des Lebemannes aus. Raphael erlag der Gluth, Rubens gedeiht im fröhlichen Genusse, und erstarkt darin zu großen Werken.

In der Mitte eines dieser Künstlerzimmer steht eine Trophäe antiker Kunst, die sogenannte medicäische Vase aus der edelsten griechischen Zeit, von feinstem Marmor verfertigt;

leichte Rebenguirlanden rahmen ein Basrelief ein, das Opfer der Iphigenie in trefflichen Gestalten darstellend. Diese in allen Theilen sowie im Ganzen geschmackvolle, große und wohlerhaltene Vase soll nach den alten Schriftstellern, gleich allen ihr an Form ähnlichen, bei den Gastmählern der Alten zum Mischen des Wassers und Weines gedient, und Krater geheißen haben. Dies Beispiel zeigt abermals, mit welchem soliden, unserer Zeit ganz unbekannten, gediegenen Kunstluxus sich die Alten zu umgeben wußten, und besonders die Griechen; da bei den Römern schon zu große Ueppigkeit das Verderben der Kunst herbeiführte. Wie muß es dem Auge wohlgethan haben, bei heiterem Mahle, wie auch bei ernster Arbeit, sich von so schönen Formen umgeben zu sehen. Zwei Zimmer enthalten die venetianische Schule, deren kräftig reiche Zeichnung, deren ewig frisches, durchfärbtes, ernstglühendes Colorit kennen und schätzen zu lernen man die Academia delle belle arti in Venedig mit Muße betrachten muß; man muß Venedigs Paläste, der Meerstadt ruhige imposante Pracht, in welcher sich Europa's diplomatischer Ernst mit dem fanatisch farbenreichen Orient vermählt, gesehen haben, um zu begreifen, daß seine gefeierten Maler Ernst und Glut, Tiefe und Ueppigkeit mit südlichen, intensiven und zugleich milden Farben zu vereinigen wußten. Aus Tizian, Paul Veronese, Paris Bordone und Palma's Werken treten uns lauter Nobili, lauter Kinder des goldenen Buches entgegen, stolz und glänzend mit einem herablassenden Lächeln. Durch Venedigs

Lagunen muß man bei weicher, milder Luft, von den Glanzes-überresten des alten Adels umgeben, sanft dahin gleiten, um dessen Meister kennen und begreifen zu lernen. Florenz ist im Besitze einer Perle seltener Art aus der venetianischen Schule; es ist dies Tizians Flora; ein üppig herrliches Weib, stolz und fesselnd; in verführerisch reichen Wellen umrahmt das röthlich blonde Haar ein ruhiges, klares, vollkommenes Antlitz; das leichte Hemd umfängt einen blendenden Busen, und in der schönen Linken liegen Blumen, die dem ganzen Meisterwerke den Namen Flora gegeben haben; doch ist es eher eine in Gold und Purpur erzogene Aristokratin, eine Dogentochter, als eine zarte Frühlingsgöttin; die Blumen sind nur ein Fingerspiel, nicht Zweck und Sorge dieses Weibes.

Das Cabinet der Gemmen, ich nenne es das Juwelen-Boudoir, zieren Säulen von orientalischem Alabaster und von verde antico, und seine Schränke enthalten die köstlichsten Gefäße und Spielereien von Lapis lazuli, Achat, Amethyst und Bergkrystall, einige von Benvenuto Cellini geschnitzt, eine wahre Schatzkammer der lieblichsten und werthvollsten Gegenstände. Die französische Malerschule mit affectirten Kleinigkeiten und geblähter Zierkünstelei, lasse ich unerwähnt. Deutschland und die Niederlande sind anderswo besser vertreten, wenn gleich auch hier eine Landschaft im Sturme von Ruysdal und ein Claude Lorrain diese Abtheilung zieren. Doch wir haben für alles dies nur flüchtige Blicke, denn wir nahen

dem Tempel der Tempel, dem allerheiligsten der Kunst; es durchrieselt uns ein freudiger Schauer, wir erblicken die Pforten der Tribune; noch haben wir ein Zimmer der Italiener zu durchfliegen, in welchem uns die Ungeduld nur ein ergreifendes, drastisches Medusenhaupt mit seinen versteinernden Schrecken von Caravaggio bewundern läßt, und mit erhobener Seele, mit gespannten Sinnen treten wir in das Centrum der Kunstwelt, die ewig frische Blüthenkrone, deren Blumen sich aus Jahrtausenden entfalten, und die der große Geist der Mediciäer zum schönsten duftigsten Kranze gecint hat. Eine hohe, mit Perlmutterplatten reich verzierte Kuppel erhebt sich über dem dunkelroth tapezierten, achteckigen Gemache; drei Thüren, eine aus dem mit Statuen verzierten Corridor, und zwei aus den anstoßenden Bilderzimmern führen in dasselbe; das günstige Licht fällt aus einem Fensterkranze von der Höhe herab, und kann mittelst Vorhängen auf einzelne Gegenstände concentrirt werden. Der Boden ist mit Marmorplatten ausgelegt. Schon in der Architektur der Tribune, die wir Bernardo Bontalenti zu verdanken haben, vereinigt sich alles zu einer mystischen Ruhe, zu einem überirdischen erhebenden Ernste; ein weihevolles Licht wallt von der Höhe herab, das Gesuchte beleuchtend, das Uebrige in ein günstiges, mildes Halbdunkel hüllend; majestätisch thronen die durch die Zeiten geadelten Bilder in reichen, aber durch die Jahre nicht mehr grellen Goldrahmen auf dem rothen Grunde, der Farbe der Könige, der kirchlichen Würde, die ohne zu

stören, ohne die Blicke auf sich zu ziehen, hebt, und um den Hauptgegenstand einen ernsten Nimbus verbreitet. Leicht und weich umfließt das Licht auch den zweiten Kreis der Meisterwerke, die Blüthenkrone der Bildhauerkunst, deren hehre Gestalten, wie aus einem Sommernachtstraume hervorleuchtend, sich zum Götterreigen vereinigen. Die Tribune gewährt einen seltenen philosophischen Einklang; die verschiedenartigsten Schulen, der verschiedenartigste Ideengang, Seelentriebe aller Zeiten sind hier innig zu einem Ganzen verknüpft, durch eine Macht, die Alles durchdringt, alle Perioden fügt, durch die Macht der Kunst. Nicht blendend, denn wahre Kunst blendet nie, aber mit ungekannter Zauberkraft weht dieser Geist des Edelsten dem Eintretenden entgegen. Ich überschritt die Schwelle mit dem Gefühle, mich dem Außerordentlichen zu nahen; ich dachte mir: „Was wirst du finden?" und blickte rasch und zweifelnd umher; „wirst du das Verheißene antreffen?" und dabei packte mich eine eigenthümliche Verlegenheit vor dem sogenannten Unanständigen der Kunst, vor dem freien Nackten, das wie ich fürchtete, mir den Anblick nicht rein und ruhig genießen lassen, und mir nur verstohlene Blicke erlauben würde. Da stand ich vor der Venus von Medicis, und nun erst erwachte das wahre Kunstgefühl in mir, der Kunst-Enthusiasmus, für den es nichts Indecentes giebt, der nur das Höhere, Verklärte sieht, und meine Verlegenheit war gelöst. Aphrodite erstand aus dem lieblich spielenden Schaume des Meeres, unter der Sonne des Südens vom Zephyr getrieben, tanzten und

hüpften die goldenen Wellen zum muschelbesäeten Uferstrande, sanft einten sich der Fluthen glänzende Perlen, und feucht und duftig, gleich einer bethauten Blüthe, entstieg dem leise plätschernden Meere ein Weib, zu schön, um von Fleisch und Blut geboren zu sein, ein poetischer Gedanke, von der klaren See der Wirklichkeit geschenkt. Dies Mährchen der Phantasie hat, wie uns eine griechische Inschrift zeigt, Cleomenes, Sohn des Apollodor's von Athen, in Marmor geträumt. Das Flutenkind, die Göttin des Liebreizes, steht vor uns in lieblich unbewußter Scham, vollendet geboren; kaum hat die Sonne den Meeresthau von den zartschwellenden Gliedern geküßt, die noch keine lästige Hülle einengt; noch fesseln sie keine goldenen Spangen; ist sie nackt, so gewährt doch der Einklang ihrer vom reinsten Elemente gebornen Schönheit keine Blöße, sie ist zu vollkommen, um dem zergliedernden Auge zu verfallen. Der Marmor hört in dieser Statue auf, Stein zu sein, die freien zarten Hände sind von Gefühl durchweht, im jugendlichen Busen schlummert Frühlingsodem, und scheu und sanft neigen sich die elastischen Glieder vorwärts; leise hebt sich der rechte Fuß, und Aphrodite schlüpft vollends aus den Fluthen, um fortan über Blumenfluren leicht dahin zu wandeln.

Dies reinste Juwel in der Krone der Plastik wurde in der Villa Adriana im Tivoli gefunden, aber leider in 13 Stücken, welche jedoch eine Meisterhand so geeint hat, daß das Auge durch die trefflichen Fügungen nicht im mindesten

gestört wird. Ungefähr 1680 während dem Pontificate Innocenz XI. wurde die medicäische Venus unter der Regierung Cosmus III. mit der Statue des Apollinos gekauft, und nach Florenz gebracht; unter Napoleon mußte sie dem Schwerte nach Paris folgen; ein Opfer des erzwungenen Kunst-Enthusiasmus — der die Weltstadt damals bereicherte. Horribile dictu ward sie während dieser Zeit in der Tribune durch Canova's Venus auf ihrem alten Throne vertreten, und so nahm eine Balletgöttin, papiernem Meeresschaum entstiegen, den Platz der Wellentochter Aphrodite ein. Doch Napoleon sank, Venedigs Jugend konnte wieder auf dem Marcusplatze lernen, wie Pferde aussehen, und die Venus der Medicäer kam wieder unter ihre alten Freunde, in ihr altes Throngemach. Der Musen Fürst und Liebling, der sonnenumwallte Sänger, dem die Leier und die Zügel des glühenden Himmelsgespannes ein anmuthiges Spiel sind, erscheint uns als lieblicher, holder Jüngling im Apollino, dessen Göttergestalt dem Praxiteles, oder wenigstens seiner Schule zugeschrieben wird. Seine fast noch weiblichen Glieder, die dennoch schon Bogen und Pfeil mit Geschick zu führen im Stande sind, in anmuthiger Nachlässigkeit gelöst, blickt der junge Dichtergott unbefangen und doch sinnend mit ungetrübter Phantasie in einen fröhlichen, griechischen Frühlingstag, ein Bild des frischen, heiteren Morgens, auch ohne Attribute nur durch Haltung des edlen Hauptes und der lieblich würdevollen Gestalt ein Gott. Doch ist der belebende Glanz des Marmors, wie wir ihn in der Venus zum duftigsten Körper

erhöht sehen, im Apollino durch einen unglücklichen Oelfirniß verdorben. Van Dycks Carl V. wandelte eines Morgens eine plötzliche Unruhe an, der rege Kaiser verließ seinen alten Platz, stürzte auf den armen Apollino, vielleicht um sich zu rächen, daß sein Sonnenwagen in seinem Reiche schon längst untergegangen sei, und der arme Jüngling lag zum nicht geringen Schreck der Kunstfreunde in 13 Stücken am Boden; er ward geflickt, der tolle Kaiser auf seinen Platz gebannt, und eine unglückliche Hand überfuhr den zusammengefügten Phöbus mit einem Firniß; ein Schmeichler, der den Streich des Kaisers der Welt verdecken wollte, aber der herrlichen Natur mehr schadete als die Risse, indem die Statue nun etwas von einer Gipsfigur hat. Der Schleifer ist eine kräftige, musculöse Gestalt, die sich in einer hockenden, für die glückliche Ausführung höchst schwierigen Stellung, auf die starke schön durchgeführte linke Hand und zwar auch nur auf zwei vorgestreckte Finger derselben stützt. Er ist ein für den Dienst seines Herrn brauchbarer Sclave, gebaut, um schwere gemeine Arbeit zu verrichten, doch ohne den mindesten Funken einer höheren Idee, ein höchst brauchbares Modell für Künstler, ein sogenannter famöser Corpus, wie er auf den Academien so geschätzt wird. Die Gelehrten, durch eine von Winckelmann beschriebene Camee aus der Sammlung des Königs von Preußen aufmerksam gemacht, wollen behaupten, die Statue stelle den Scython vor, welcher bestimmt war, dem Marsias die Haut abzuziehen; das Messer in der Rechten wäre hier-

für ein Beleg. Voll Leben und Wahrheit, ein treues Bild antiker Stärke und Gewandtheit, kühn gedacht und mit regster Phantasie geschaffen ist die Gruppe der Ringer; sie versetzt uns in die Zeiten der olympischen Spiele, wo der Körper der Jugend noch kräftig und gesund war, wo noch das Physische mit dem Geistigen übereinstimmte, und nicht das Erstere dem krankhaften Uebermaße des Letztern unterlag, wo auch körperliche Kraft zu den Erfordernissen einer vollendeten Männlichkeit gehörte. Man sieht die Ringer, wie sie sich unter dem Applaus des von weiten Landen zusammengeströmten Volkes erfassen; der Kampf ist in erregender Schwebe, wer wird siegen? denn beide sind Giganten an Stärke; es funkeln die Augen, es schwellen die Muskeln, zwei Löwen scheinen im Streite; doch siehe, nun stürzt die Gruppe in der Arena Sand, eine leichte Staubwolke verdeckt sie einen Augenblick dem gespannten Zuschauer; noch einmal will sich der Geworfene erheben, doch schon hat ihn der Sieger bei der Schulter erfaßt, schon setzt er ihm sein sehniges Knie in die Seite, und macht den so wacker sich wehrenden Arm unschädlich, um unter dem Enthusiasmus des Volkes den verdienten Preis zu erlangen. Ganz Griechenland, Jung und Alt, hat dem Kampfe beigewohnt; das ist des Siegers Lohn. Dieser Augenblick des bewegtesten Wettstreites, das feste, siegende Umschlingen des niedergeworfenen Gegners, die entscheidende Phase des Kampfes ward der Nachwelt in Marmor aufbewahrt. Wie es Bravour-Arien giebt, so ist dies eine

Bravour=Gruppe. — Wie eines Künstlers Phantasie durch den verstümmelten Leib einer Statue zur Ergänzung derselben entflammt werden kann, wie sie Muskel an Muskel, Glied an Glied reihen, dem Vorhandenen ein entsprechendes Haupt schenken kann, das zeigt uns der tanzende Faun. Ohne Kopf und Arm gefunden, waren Glieder und Bau dieses, dem Praxiteles zugeschriebenen Werkes so trefflich, so belebt, daß Michel Angelo, vom griechischen Geist durchweht, den Meißel ergriff, und der Statue eine Auferstehung schuf. Kennt man Michel Angelo's Werke, so begreift man, daß den Faun zu vollenden ihm Genuß und Freude war, und daß er mit wahrer Leidenschaft daran ging; denn da ist auch jede Mus=kel ausgesprochen, jede hat ihre Bestimmung, jedes Glied ist markirt, und fast muß die Weichheit dem anatomischen Stu=dium zum Opfer fallen, streng und schroff, wie es Buona=rotti liebt. — Der tanzende Faun ist belebt, roh, lustig, voll wilden Humors, mit einem Worte, ein ganzer Kerl, nur Kör=per und Genuß; diesem ein entsprechendes, halbberauschtes thierisch wollüstiges Haupt zu meißeln, in dem sich die aus=gelassene Freude malt, die ihm der Klang der Cymbeln, welche die sehnigen Arme schlagen, und der Crepezia, welche vom Fuße getreten, einen quackenden Ton giebt, gewähren, das konnte nur die eiserne, tief furchende Hand Michel Angelo's. Mir war der Faun ein Bekannter durch Procuration, denn ich hatte ihn vor mehreren Jahren nach Gyps gezeichnet; man kann sich daher mein Interesse denken, hier das Original zu

finden; auf gleiche Weise war mir auch der liebliche zarte Fuß der medicäischen Venus bekannt. Es ist ein eigenthümliches Gefühl, das Urbild desjenigen zu sehen, das man schon durch Copien, ja durch Enkelcopien, in denen die Form nur mehr halb und halb geblieben, die Seele aber schon längst entwichen ist, in frühen Kinderjahren gekannt hat. — Der Kreis der Statuen wäre geschlossen, und nach der Bewunderung der edelsten Formen, nachdem sich meinem entzückten Blicke erschlossen, welch ein gewaltiges Leben die Kunst dem Steine geben kann, wird nun der Farben heitere Pracht mich in Anspruch nehmen. Ich will die Gefühle von damals in meiner Erinnerung sammeln, und so gut als möglich wiedergeben. Schon einmal sprach ich von der Kunstentwicklung Raphaels, von dem Entfalten seiner Blüthenwelt, von dem immer volleren, immer ergreifenderen Rauschen und Tönen seiner Farben-Melodien, wie er erst als großer Schüler, zuletzt als gluterfüllter Meister die Künstlerseele offenbart hat. Dies Aufwärtswallen, diese Himmelfahrt zeigt die Tribune in einer merkwürdigen, dem Denker unendlich werthvollen Stufenreihe; Bild um Bild bringt uns dem umfassenden Meisterstücke näher, welches sich uns in der Fornarina erschließt. Den Anfang macht eine florentinische Dame, mit goldenen Ringen am Finger, ein Kreuzlein am Halse, und langem, auf die Schulter herabhängendem Haare, ein gutmüthig typisches Bild voll Unschuld in festen Strichen, die das Bild fast zum harten Schnitzwerke stempeln, im Bunde die dritte

mit Angelo Donni und seinem Weibe. Wäre Raphael auf dieser Stufe geblieben, er würde den Eingang in die Tribune schwerlich erreicht haben. Bei der Madonna del Cardellino beginnen die Figuren sich Raphaelisch zu bewegen; die Glieder lösen sich, Weichheit tritt in Körper und Züge, anmuthig lehnt sich das reizende Christuskind an die blühende Mutter, und wendet das Haupt liebevoll zu seinem ersten Freunde, zum kleinen Johannes. Raphael erwacht, doch ist's noch ein irdisches Erwachen nach einem holdseligen, wohlthuenden, aber nicht bedeutenden Traume; das Bild spricht einen glücklichen Frieden aus, doch finde ich es fast zu herzig, wie es Correggio stets ist; diese Stufe ist Raphael gefährlich; müssen wir nicht befürchten, daß er sich in diesem holdseligen Frieden, in dieser wonnigen, blumigen Idylle gefällt, und von dem allzusanften Blüthendufte zum Schlummer einwiegen läßt? daß seine Glut sich in rosenrother Dämmerung auflöst? Doch nein, den großen Seelen ist ihre Bahn bestimmt, sie schütteln die sanften Bande von sich ab; nur Schwachen ist die Idylle Leben, den Großen ist sie Spiel. Und die andere Gruppe der Madonna mit den Kindern zeigt uns schon in den tieferen Zügen, in den mächtigeren Farben, daß sich dem großen Meister Ahnungen einer höheren Welt erschließen, wenn gleich auch hier noch die Bewegungen zu rasch, zu lebhaft sind, wenn auch hier noch die himmlische, Alles ergreifende, siegende Ruhe nicht eingetreten ist. Der Knabe Johannes in der Wüste gehört schon der Periode der Erkenntniß, der Flammenzeit an; in

ihm tritt schon der Triumph der Farben, die Philosophie der Kunst hervor, und dennoch machte er gleich dem Bildnisse des Papstes Julius II. keinen tiefen Eindruck auf mich; bei dem Ersten mag wohl eine unglückliche Restauration, die dem Gemälde ein hartes allzu gefirnißtes Aussehen gab, Schuld sein; auch verdunkelt sie das Bild, das die Bahn des raschen feurigen Erdenwallens beginnt und dem wir nun nahen; dem Werke, das des großen Meisters große Liebe schuf. Von Liebe aufgelöst, und durchschauert, ruhten Raphaels große, schwermüthige Augen bald auf dem geliebten Gegenstande, bald auf dem Bildnisse, das er von ihm wiedergab. Liebe führte Herz und Hand, Liebe gab die Farben, Liebe zeichnete die Züge, ein Seelenkuß hauchte dem Geschaffenen den unsterblichen Geist ein, und der Nachwelt war Raphaels Liebe, die schwermüthig herrliche Fornarina aufbewahrt. An diesem Bilde schritt Raphael zuerst zur Vollendung; es mußte ihm der Besitz dieses Juwels weiblicher Vollkommenheit werden, um gleich Dante, von seiner Beatrice geführt, in das Paradies zu treten. Die Fornarina, ist eines jener melancholisch hinreißenden Antlitze; deren sanfter ruhiger Zauber Alles überwältigt. Braune, schwärmerisch glühende Augen, fast scharfgeschnittene horizontale Brauen, eine breite, gleich der Antike, nicht hohe, blendende Stirn, das ungetrübte Firmament des Edlen und Erhabenen, eine geradlinige, schön geformte Nase mit breiter starker Wurzel, ein Beweis des starken, gediegenen Charakters, ein lieblich gebildeter Mund mit sanft schwellen-

der Unterlippe, beseelt von wehmüthigem Lächeln, eine schimmernde, durchsichtige Carnation, von Rom's belebender Sonne durchglüht, volles kastanienbraunes Haar mit einem leichten goldenen Blätterkranze geziert, den pochenden Busen im blauen Sammtmieder von duftigem Linnen zart umhüllt, die feine und doch kräftige Hand am blendenden Arme mit einem weichen über die Schulter hängenden Tigerfelle spielend; alles dies, mit tiefen mächtigen Farben gemalt, durch Raphaels Schöpfergeist mit tropischer Gluth übergossen, giebt uns eines der vollendetsten Bilder, und ist die medicäische Venus der Diamant in der Tribunen-Krone, so ist die Fornarina der ewig glühende Rubin. Oftmals trat ich vor dieses Bild, um mich mit ganzer Seele in dasselbe hineinzuleben, und immer war ich neu entzückt, immer neu gefesselt. Was die Sixtina im Himmel, ist die Fornarina auf Erden. — Von meinem Freunde Van Dyck finden wir zwei Bilder: Johann von Montfort, in Schwarz gekleidet, eine jener edlen, ausdrucksvollen Physiognomien voll Leben und Wahrheit, ein Stück Geschichte; und Carl V. auf hohem, spanischem Gaule in voller Rüstung, von einem eine Lorbeerkrone tragenden Adler überschattet. Will man den großen Kaiser und seine Thaten begreifen, will man den stolzen Erdensohn kennen lernen, in dessen Besitzthum die Sonne nie sank, der das plus ultra über den Ocean donnerte, und Jovis zuckenden Blitzesbündel als Sinnbild neben die Hercules-Säulen auf seine Bauten meißeln ließ, so trete man vor dieses Bild, und ein Schauer

der Ehrfurcht und Begeisterung wird unser Inneres vor des Herrschers Majestät ergreifen. Das „Von Gottes Gnaden" leuchtet mächtig von der gebietenden, ernsten Stirn des erhabenen Kaisers, zu groß, um sich geschmeichelt zu fühlen, daß die Menschheit vor ihm im Staube liegt, thront der stolze Habsburger in ritterlicher Eisenhülle, die Schicksalshand auf den Marschallstab gestützt, auf einem hohen, starkgebauten, der edlen Bürde sich bewußten weißen Rosse; das schönste Piedestal für einen kriegerischen Herrscher. Der Aar, durch der Fürsten Wahl der Habsburger und als solcher der Siege Symbol, schwebt über Carl, um sein ernstes, majestätisches Haupt mit dem Lorbeer zu krönen. Daß Van Dyck, wie oben gesagt, Geschichte gemalt hat, indem er der großen Männer unsterblichen Geist in seinen ernsten Farben verewigte, zeigte er am vollendetsten in diesem Bilde der am schwersten zu lösenden Aufgabe seiner Zeit; denn schwer ist's denjenigen zu malen, der sich als den Ersten in der Welt fühlt, der außer seinem Schöpfer Niemanden über sich anerkennt; der es mit ungebeugtem Stolze wagt, den Papst in seiner Engelsburg zu belagern, Frankreichs König unter seine Gefangenen zählt, und des Geheimnisses inne wird, daß es nicht gut sei, auf dem sonnenumwallten Throne die Dämmerung abzuwarten, um den Tod der Sterblichen zu sterben.

Der lebenskräftige Rubens zahlt auch der Tribune seinen Tribut, indem er uns Hercules auf dem Scheidewege vor die Augen stellt; tüchtige derbe Gestalten, gesund und frisch,

wie alles, was der heitere Flammänder schuf; leider hängt das Bild zu hoch; auch glaube ich, daß Rubens manch schöneres gemalt hat, was ihn in dieser auserlesenen Sammlung würdiger vertreten hätte. Ebenso Tizian, dessen beide liegenden Venus zwar schöne Weiber sind, denen aber der hehre reine Geist der Göttin fehlt. Man bewundert in ihnen den wollüstigen Leib, die manchmal allzu schwellenden Glieder, deren blumige Anatomie unendlich zart und rund gemacht ist, und die sich mit großer Weichheit lösen; aber diese beiden Bilder bleiben doch mehr unübertreffliche Modelle des weiblichen Körpers, als daß sie die Träger einer erhabenen Idee wären. Eines dieser Gemälde soll nach der Geliebten Tizians, der Tochter Palma vecchios, abconterfeit sein; daher läßt sich der keineswegs ideale Kopf erklären. Schade daß, um Tizian's Größe würdig zu repräsentiren, der Zinsgroschen aus der Dresdner Gallerie, die Krone seiner Werke, hier keinen Platz einnimmt. Er zeigt uns Christus, wie es noch Keinem gelungen ist, Gott und Mensch in einem Wesen verbindend, mit dem ernsten, wehmüthigen, über Alles edlen Ausdrucke, mit dem das Böse zersetzenden, das Gute vereinenden scharfen und doch so milden Blicke die Worte sprechend: „Gebet Gott was Gottes, und dem Kaiser was des Kaisers ist!" und die schlauen Pharisäer hiermit in ihr Nichts versenkend. Tizian hat in diesem Bilde durch zwei Gestalten einen Contrast hingestellt, wie ich ihn noch nie gesehen. Zur Rechten steht das Princip des Reinsten, was je auf der Erde gewaltet hat, die

hohe gebietende, überzeugende Gestalt des Heilandes mit körperlich zarten, geistig starken Zügen; zur Linken der braunrothe rohe, verschmitzte Pharisäer, der gemeinste Judentypus; durch das Goldstück, die listig gelegte Falle, nähern sich die Hände der beiden Hauptfiguren, die knochig breite dunkle Faust des Bösen hält die blinkende Münze, und die weiße, feingeaderte nur zum Brotbrechen und Heilen durch Wunderkraft bestimmte Rechte des Erlösers deutet darauf. Wer die tiefe Philosophie, die ergreifende Wahrheit dieses Bildes erkennt und genossen hat, wird ewig bedauern, daß der Schöpfer dieses Meisterwerkes in der Tribune durch zwei nackte Weiber vertreten ist. Correggio ist nicht mein Freund, er ist zu verschoben, zu zuckersüß; seine Madonnen und Engel schmunzeln zu viel, die Himmelsboten baumeln und fliegen mit zu schwierigen Glieder-Contorsionen, er malt zu viel Idylle, und verliert darüber Kraft und Ausdruck, hinter seinen Porzellanfarben vermißt man die bestimmte Zeichnung, es ist rosenfarbes Engelfleisch ohne Knochen. Wir finden hier eine solche süße, blumige Madonna in knieender, betender Stellung, das zarte Kindlein auf das Ende ihres blauen Mantels gelegt. Diese Art Maler, zu denen auch Carlo Dolce gehört, machen einen unangenehmen, unnatürlichen Eindruck; doch Ehre dem Ehre gebührt; auch diese Künstler, und die vielleicht mehr als jeder andere, haben glückliche Stunden, in denen sie Glückliches leisten; so erblicken wir hier mit Ver- und Bewunderung Correggio's Johanneskopf, im Todesstreich erblaßt, auf einer Schüssel ruhend. Ist

das derselbe Meister, derselbe fast manierirte Schöpfer der lauen Nacht? soll man ihn wieder erkennen in diesem strengen, scharfen, durchgefühlten Todtenblicke, in diesem kalten ergreifenden, schauererregenden Haupte, mit blassen Wangen, mit den blauen Lippen, welche zum Lohne für die Wahrheit, die sie sprachen, ewig verstummen mußten, in diesen erhabenen Zügen, die der Tod zur ewigen Ruhe, zum lautlosen Siege gemeißelt hat? Das ist keine Idylle, keine heilige Schäferscene, das ist eine große Tragödie, ein Martyrium, in einem einzigen todten Antlitze dargestellt. Giebt uns Correggio in diesem kleinen, inhaltschweren Bilde die Vollendung, den Schluß jenes Trauerspiels, so zeigt uns Bernardino Luini die handelnde Person in demselben; seine Tochter der Herodias ist die Urheberin der That, die Correggio durch das todte Haupt wiedergiebt; das schamlos kalte und doch keckanziehende Mädchen, brutal grinsend, ein gebrauchter Ball der Leidenschaften, empfängt das blutige Haupt des Täufers, um es mit naiver Tigermine dem gerächten Oheim vorzulegen. Bernardino Luini's Kunst war nicht aus den Mauern Mailands gewandert, Florenz aber erwarb seine Tochter der Herodias durch einen Tausch, und stellte sie in seinen kosmopolitischen Kunsttempel. Andrea del Sarto ist auch in der Tribune würdig vertreten; seine Madonna mit dem heiligen Franciscus und Johannes dem Evangelisten ist ein Altarblatt von seltener Schönheit und Wärme, südlicher Phantasie und gesundem kräftigen Glauben; immer höher lerne ich diesen mir früher

unbekannten Meister, den Florentiner par excellence, schätzen. Ein wunderholdes, inniges Bild voll großen Gefühls und voll Farbenmacht ist Paul Veronese's Madonna mit dem Kinde, welchem der kleine Johannes das Füßchen küßt; wie ein zarter, wohlthuender Schleier ruht ein beruhigender, gefühlvoller Hauch auf den Werken dieses Meisters, kein Glanz und doch so innig, wie ein von langen Wimpern umflortes, sehnsuchtsvolles Auge. Hannibal Caracci's Bacchantin zeigt uns in einem schön gerundeten, weichen Rücken und einem sinnlich heiteren Profil ein Bild voll lebendiger Ueppigkeit. Grotesk steinern ohne Anmuth und Liebe, wie in Leinwand gehauen, ist die heilige Familie von Buonarotti; einige nackte Figuren im Hintergrunde dieses harten, kalten Bildes weisen auf die vorchristliche Zeit, der das freie Musculöse angehört. Des Meisters würdig stellt sein Schüler Daniel Volterra, einen an Gliederbau und tüchtiger Bewegung reichen bethlehemitischen Kindermord vor, ein Bild voll akrobatischer Wirkung, bei welchem der Meister dem Schüler viel geholfen haben soll. Wie Volterra der übertriebene Buonarotti, so ist Parmegianino der Nachbeter Correggio's; er liefert ein so süßlich kleinliches Bild mit goldigen Locken und firnißreichen Schmelzfarben, die heilige Familie mit Magdalena und Zacharias vorstellend, daß man nicht recht begreift, wie es einen Platz in dieser auserlesenen Sammlung finden konnte. So genießt auch Guido Reni's Madonna einen mir unbegreiflichen Ruf; ich finde sie ein höchst langweiliges, ausdrucks-

loses Bild. Auch unsern Dürer und den frischen blonden Lucas Cranach hat man nicht vergessen, und so auch unserer alten Reichskunst einen würdigen Platz eingeräumt: erblicke ich die Werke dieser Väter, so ergreift mich immer Ehrfurcht, die aber doch ein unwillkührliches Lächeln nicht ausschließt, wie bei dem Erscheinen eines allzu alt gewordenen Greises. Albrecht Dürer kommt mir wie der Träger der Kunst-Legitimität vor, voll erhabener Würde, und doch Vertrauen einflößend: dieselbe kindlich ernste Träumerei, die der goth'sche Styl mit seinen Spitzbögen, geziert mit feinem Blätterwerk und seinen hohen Fenstern mit den hundert glühenden Farben im Herzen erweckt, ruft Dürer in seinen Werken in uns hervor, und scheint auch mancher Körper hölzern, so wohnt doch eine schöne Seele darin. Vom legitimen Altvater, vom deutschen Maler-Patriarchen ward der Tribune eine Epiphanie, ein holdselig Krippenspiel voll Anmuth und großen Sinn zu Theil. Der kernige, gesunde Lucas Cranach liefert die Urältern im Urzustande: das edelste Paar der edelsten Thier-Race. Anstatt mit Adam und Eva den Lauf der Dinge beginnen zu lassen, schließen wir mit unserem Aelternpaar willkührlich den Reigen, obgleich manches unerwähnt gebliebene Bild die Wände der Tribune, wenn gerade auch nicht auffallend ziert, doch nicht störend füllt.

Faßt einmal ein glücklich hochgestellter Geist den Muth, in den würdigen Räumen seines erhabenen reichen Palastes eine Gesellschaft von den verschiedensten Ständen und Wissen-

schaften, vom verschiedenartigsten Alter, von den entgegengesetztesten Confessionen, reich und arm mit kühner Wahl zu versammeln, und war er nur auf ein Band bedacht, auf das Band des geistigen Tactes, des feinen Gefühles, so wird seine Versammlung trotz Verschiedenheit und Etiquette einen trefflichen Teig geben, der durch leise, geistige Gährung zum schmackhaftesten wird; es wird zu den interessantesten Discussionen kommen, ohne in einen verderblich endenden Streit auszuarten; man wird sich gegenseitig erwärmen, ohne sich zu erhitzen; nie wird kalte, tödtende Steifheit in dieser Gesellschaft Raum gewinnen, nie die Langweile die Stunden messen. Eine solche Gesellschaft ist die Sammlung in der Florentiner Tribune; Madonnen, Adam und Eva, Könige, Aphroditen, Sonnengötter, Bacchantinnen und Christuskinder, ein trunkener Faun, die Zeiten eines Raphaels und Praxiteles, Alles durch den Geist und den Tact der Kunst in Einklang gebracht. Doch wie oft fehlt leider dieser Tact in Sammlungen, die sich Kunstsammlungen nennen, und in denen man die ermüdenden Stunden beklagt, die man in ihnen zugebracht. Hierin hatten die Medicäer den glücklichen Geist, und ihnen danke ich Stunden, die ich zu den schönsten meines Lebens rechne. Die Gesellschaft der Tribune allein schon ist es werth, daß man eine weite Reise nach Florenz mache, und wie mußte ich bedauern, nur 5 Tage in dieser Stadt zubringen zu können. — Ein an die Tribune stoßendes Gemach, die florentinische Schule enthaltend, flößte mir, ohne daß ich den Werth

seines Inhaltes verkleinern möchte, jenes widerliche Gefühl ein, das man nach dem Scheiden von etwas Uebernatürlichen, bei der Berührung mit dem blos Natürlichen empfindet.

Vor der großherzoglichen Tafel besuchte ich das mit dem Pitti in Verbindung stehende Naturalien-Cabinet, dessen allzunatürlich in Wachs poussirte, thierisch-menschliche Organe, welche dem Schüler den Gang des Fleisches lehren sollen, mich ob meines trefflichen Appetites, den zu stören mir leid gewesen wäre, zum raschen Rückzuge zwangen. Dagegen gefiel mir recht wohl die zwar etwas theatralische Halle, in welcher man die Instrumente und einen Finger Galiläi's der Nachwelt aufbewahrt hat. Ein reicher Fußboden in Marmor und eine mit Fresco-Gemälden gezierte Kuppel bilden ein gutes Ensemble; die Büsten des letztverstorbenen und des jetzigen Großherzogs zeigen die Gründer dieses kunstvollen und heiteren Mausoleums. Nachmittags besuchte ich die Kirche San. Spirito, welche, in Form eines lateinischen Kreuzes gebaut, eine Basilica mit einer Kuppel in der Mitte bildet; die Bögen der Tragmauern des Mittelschiffs ruhen auf korinthischen Säulen. Diese Kirche gehört keineswegs zu den schönsten von Florenz, und ist leider durch den neurömischen Geschmack verunstaltet.

Nachdem ich mit meinem Vetter eines jener berühmten Magazine von Marmor- und Alabaster-Kunstwerken, an welchen Pisa und Florenz so reich sind, besucht hatte, fuhren wir bei dunklem Abende pour l'acquit de ma conscience nach

Montui, einer kleinen Villa, welche der Großherzog vor wenigen Jahren von einem Bonaparte gekauft hatte. Ich finde diese Trianons der Fürsten nicht ganz ohne Bedeutung, denn in ihnen kann man so ziemlich den Charakter der Besitzer ausgesprochen finden. Montui liegt, so viel mich Dämmerung und Regen unterscheiden ließen, in einem zierlichen kleinen Blumengarten, von freundlichen Orangenbäumen eingefaßt, auf einem gegen das Gebirge sanft aufsteigenden Hügel, und muß nach seiner Stellung dem Auge eine friedlich schöne Aussicht gewähren. Das Innere des Hauses ist einfach, ja bürgerlich, aber comfortable und reinlich, ein anspruchsloses Privathaus, voll kleiner Souvenirs, die ein einiges und glückliches Familienleben ungeheuchelt kundgeben; doch alle diese Details mußten wir beim Schein von Lichtern, die wir selbst in unsern Händen trugen, unter allerlei heiteren Scherzen besehen; auch fand ich in meinem Notizenblatte, welches ich mit Erklärungen meines muntern Vetters schrieb: Montui coi lumi aufgezeichnet.

Bei gelindem Regen und in tiefer Dunkelheit fuhren wir heim, um bei unserem liebenswürdigen Gesandten einen jener angenehmen Abende zu genießen, die im Gedächtnisse einen milden Erinnerungsschein zurücklassen. An den Ufern des Arno, vor einem kleinen Hause hielt meine Equipage, ein hellerleuchteter gläserner Corridor brachte mich, von den Tönen unserer Volkshymne umrauscht, an die zierliche im englischen Style eingerichtete Treppe, an deren oberem Ende mir die

liebenswürdige Hausfrau mit Anmuth und Grazie entgegen-
kam, um mich in ihren geschmackvollen Salon zu leiten.
Ein ausgesuchter Zirkel der Florentiner-Gesellschaft und unserer
österreichischen Garnison war daselbst zu heiterer, anspruchs-
loser Unterhaltung versammelt; anmuthige Toiletten ohne
schreiende Farben und lächerlich angebrachtem Putze zeigten
vom günstigen Eindrucke der Fremden auf italienische Sitte;
doch Italien erblaßte vor der zarten Lichterscheinung, welche
in einem reichen Moire-Stoffe und leicht vertheilten Juwelen
ihre nordisch-orientalische Blüthenschönheit, ihr Feenwesen
entfaltete. Als die Tochter eines englischen Generals in
Indien geboren, vereinigt die liebliche Hausfrau englische
Würde und Erziehung mit orientalisch-kindlicher Unbefangen-
heit. Nachdem ich durch die Güte derselben mit der Gesell-
schaft bekannt gemacht worden war, schickte man sich bei den
Tönen eines unserer Militärmusik-Corps zum Tanze an.
Ein heiteres, kleines Souper, nach allen gastronomischen
Grundsätzen eingerichtet, und an der Seite der liebenswür-
digen Gastgeberin eingenommen, erhöhte den Reiz des Abends,
so daß uns das kleine Fest in den äußerst angenehm einge-
richteten Apartements bewies, Baron Hügel habe auch in
seiner neuen ehrenhaften Anstellung das Talent frisch erhalten,
Alles auf das trefflichste zu ordnen.

Florenz den 31. August 1851.

Von großem Interesse war es mir, in einem Gemache der Gallerie degli Ufficj Handzeichnungen der größten Meister zu sehen, wo uns aus wenigen bestimmten Zügen der Geist eines Perugino und eines Leonardo entgegen weht, wo wir so zu sagen in das Atelier der Kunstheroen geführt werden, und Einsicht in den Beginn, in die ersten Grundzüge ihrer Werke erhalten. Wie leicht und fest ist da alles hingeworfen, welche graziöse Studien, die dann zum Meisterwerke wurden, traten uns da entgegen, wie vollendet haucht ein Raphael seine Figuren auf das Papier, wie lebhaft schafft ein Leonardo. Man wird mit den größten Meistern vertraut und fühlt sich glücklich, sie auch im Kleinen groß zu finden. Keine Farben schmeicheln dem Auge, und blenden es, kein Lichteffect hebt das Werk; hier ist es die bloße mit Röthel oder mit der Feder gegebene Form, welche uns Bewunderung einflößt, und der in der Form lebende Geist, welcher uns erwärmt. Doch Farbe und Form sind das wahre Leben. Ich eilte noch einmal in meine liebe Tribune, die ich ungern verließ, und dann durch verschiedene Corridore und Gemächer in den Palazzo vecchio, die alte Residenz des Senats der florentinischen Republik, und später der ersten Medicäer. Der Palast ist eine thurmartige Burg in den malerischen Formen des Mittelalters, von durch die Zeit gedunkelten Quadern, die ein auf Strebepfeilern ruhender Zinnenkranz krönt. Unter

demselben leuchten vielfache Wappen in den frischesten Farben herab, seitwärts erhebt sich ein hoher, grauer Thurm mit ähnlicher, nunmehr friedsamer Steinguirlande, und vollendet das romantische Bild dieser, von den Flügeln der Zeit umwehten Veste, eines Mitteldinges zwischen einem deutschen Rathhause und einem Zwing-Uri, entsprechend der alt-florentinischen Geschichte, die aus Blut und Geld diesen kunstreichen Friedensstaat fügte.

Bemerkenswerth ist in dem Palaste ein großer mit Fresken und Statuen geschmückter Saal, der in Verzierungen und Reichthum an die herrlichen Gemächer des Palazzo Ducale in Venedig erinnert. Eines der Fresken stellt Bonifacius VIII. vor, wie er zwölf Minister der verschiedensten Herrscher, vom Könige von Böhmen an bis zum Chan der Tartarei, insgesammt geborne Florentiner, feierlichst empfängt, welche Thatsache die Uebermacht des Geistes und der Cultur von Florenz herausstellt. Leo's X. Statue sitzt majestätisch in einer Mittelnische auf erhabenem Throne, und hebt die Rechte segnend und zugleich geisterhaft drohend empor. Im Hofe des Gebäudes steht ein wunderlicher Brunnen mit einem kunstvoll verfertigten bronzenen Knaben, welcher einen Fisch erwürgt. Tritt man aus dem Thore auf den schönen Platz, so sieht man als riesigen Wächter des Gebäudes einen Hercules, den Cacus umbringend, von Baccio Bandinelli, und den Hirtenknaben David von Michel Angelo. Zur Linken des Palastes steht der große schöne Neptunsbrunnen von Donatello und an

dessen Seite die bronzene Reiterstatue von Cosmus I. Zur Rechten genießt man den Blick in die schönen mit Statuen gezierten Arcadenreihen der Ufficj, an welche sich leicht und poetisch mit wundersam luftigen Bogen, über die auserlesensten Kunstwerke gespannt, die Loggia dei lanzi, im gothisch-lombardischen Style erbaut, lehnt. Ursprünglich war sie eine Art von Börse, später war sie für die Hauptwache der großherzoglichen Landsknechte bestimmt, daher ihr Name; man fing an, sie mit einzelnen Kunsttrophäen zu schmücken, bis endlich eine Art kleines Museum aus derselben wurde, welches durch Zufall und bizarr zusammengestellt, ein glänzender Juwel im Kunstschmucke von Florenz ist. Auf breiten, von zwei mächtigen Löwen bewachten Stufen tritt man auf die Terrasse, deren schlanke Säulen auf der Seite gegen den Platz drei, und gegen die Hallen der Ufficien einen Bogen tragen, auf welchem ein horizontales, mit einer gothisch durchbrochenen Balustrade umgebenes Dach ruht, das die von den Arcaden glücklich eingerahmten Meisterwerke schützt. Der Bau ist leicht, fest und originell, und lehnt sich von zwei Seiten an die Mauern der anstehenden Gebäude, wodurch er den Eindruck von etwas Zufälligem, Ungewöhnlichem, und doch ganz Anspruchslosem macht. Einen so glücklichen durch die Oertlichkeit bedingten Kunstzufall nachzuahmen ist aber jedenfalls nicht glücklich, was unstreitig die Feldherrnhalle in München beweist; sie ist eine unvortheilhafte Copie der Loggia dei lanzi. Was dort die Geschichte erbaut hat, ist hier erzwungen; der

arme Tilly und Wrede spielen eine gar traurige und klein=
liche Figur, während in Florenz kolossale Kunstwerke diesen
schönen Bau bewohnen. Doch nun zu den Hauptkunstwerken
der Loggia: Giovanni Bologna liefert uns zwei wunderschöne
Marmorgruppen, den Raub der Sabinerin und den Kampf
des Hercules mit dem Centauren, ein Ringen verschiedener
Art gleich meisterhaft dargestellt; in der ersten Gruppe erfaßt
der kräftige Jüngling siegreich die sich machtlos sträubende
Jungfrau und hält sie, über der greisen Vatergestalt fest
umschlungen, in die Lüfte; in der anderen überwältigt der
Gott der Kraft den mächtigen Gegner, als kämpfender und
doch als überwältigender Sieger. In diesen Werken nähert
sich Giovanni Bologna würdig der Antike, welche in der
Mitte der Loggia durch eine schöne ausdrucksvolle Gruppe,
Ajax den Leib des Patrokles tragend, vertreten wird; die
alte Zeit hat ihre Werke bestimmt und deutlich mit kräftigen,
niemals schwankenden Zügen geschaffen, und so ist es auch
hier der Fall. Benvenuto Cellini's Perseus mit dem Me=
dusenhaupte, dessen Modell wir in den Ufficien gesehen haben,
zeigt im Großen mit fein ciselirten, fast allzunett gearbeiteten
Zügen, daß der Meister ein Goldschmied und sein Auge ge=
wohnt war, mit der Loupe im edelsten Metalle zierlich zu
arbeiten; höchst geschmackvoll, aber auch in zu ausgeführtem
Style ist das mit Basreliefs und Statuen geschmückte Piede=
stal des Perseus. Im Hinrichtungsfache finden wir als
Pendant zum Perseus eine Judith von Donatello, ebenfalls

in Erz gegossen, im Augenblicke, wie sie das Haupt des Holofernes fällt; eine Art Votivtafel, von der Stadt ad exemplum errichtet, wie uns eine Inschrift zeigt, eine Verkörperung der heroischen Vaterlandsliebe. Wir wollen hoffen, daß die schönen Frauen von Florenz nicht also mit den österreichischen Heerführern verfahren werden.

Wir fuhren nun zum Battisterio, welches sich, gleich dem von Pisa, vor dem Dome befindet, und dessen Außenwände, sowie bei Letzterem, mit verschiedenfarbigen Marmorplatten überzogen sind; der Hauptschmuck desselben sind jedoch seine schön gearbeiteten Bronzethüren, welche in Basreliefs, zwischen den reichsten und geschmackvollsten Ornamenten, Scenen aus der Bibel darstellen; Michel Angelo sagte, daß sie würdig seien, die Thore des Paradieses zu heißen. Einige behaupten, daß diese Taufkirche einst ein römischer Tempel war; auf jeden Fall zählte sie ein hohes Alter. Noch einmal besuchte ich bei dieser Gelegenheit die weiten majestätischen Räume des Domes, und erfreute mich wieder an seinem erhebenden, religiösen Einklange, an seiner dem Gemüthe wohlthuenden grandiosen Einfachheit. Bei einem von Michel Angelo erbauten Palaste, den er mit einer schön gearbeiteten Fratzenlarve schmückte, und bei dem Triumphbogen, welcher Kaiser Franz I. als Herrscher von Toscana gesetzt wurde, und im römischen überladenen Baustyle dem von Innsbruck ähnlich ist, vorbei, gelangten wir zu einem das linke Ufer des Arno dominirenden Hügel, durch Villen und Gärten zur Poggio

imperiale. Eine lange schöne Cypressen-Allee führt zu der mit Statuen und Büsten geschmückten Villa, welche jetzt unsern Truppen als Caserne dient; an dem Gebäude an und für sich ist nichts Außerordentliches, herrlich ist aber die Aussicht, die uns vom schönsten Tage warm und glänzend vergoldet wurde. Ruhig, mild und würdig lag die Stadt in ernster Schönheit zu unseren Füßen, sanft durchfurcht vom silbernen Arno, umschlungen und geherzt von seinem grünen lachenden Thale, umhaucht von hundertfachem Blüthendufte der reizendsten Gärten, zur Vollendung glücklich, an den gartenreichen sanftanschwellenden Höhen von Petraja, Montui und Fiesole gelegen, und verklärend ins Unendliche, umfangen von reinen, ungetrübten, italienischen Sonntagshimmel. Solche klaren Tage voller Schönheit, in Frieden und Freude erlebt, sind's, welche Erinnerung mit blüthenreichen Sehnsuchtsbanden um das arme, von kurzer reiner Wonne umgaukelte Herz unvergeßlich schlingen. Unter den vielen interessanten Punkten, welche vor meinen Augen lagen, wurde mir in ziemlicher Entfernung ein, auf einer Höhe gelegenes Kloster als die Certosa gezeigt. Ich bin kein Freund von Romanen, aber ein um so größerer der Romantik; was denkt man sich nicht unter einer, von stummem Herzenleiden bevölkerten Karthause? und nachdem ich noch nie eine gesehen hatte, wußte ich meinen Vetter zu bewegen, dieselbe trotz der Entfernung zu besuchen. Wir fuhren bis zur Anhöhe, welche wir, die Weinberge des Klosters durchschreitend, in der größten Mittagshitze erstiegen.

Das von crenelirten Mauern geschützte Thor öffnete sich, ein weißer kleiner Mönch erschien, um gleich wieder zu verschwinden, und wir traten ungestört in die leblosen Räume. Alles war still und todt, kein Tritt als der unsrige hallte von den alten Mauern zurück; zögernd schritten wir vorwärts, und gelangten in eine reich mit Marmor verzierte Kirche, unendlich rein und frisch, aber ohne Beter, wie für Geister erbaut; vielfache Capellen und Altäre umgeben die Kirche, damit alle Mönche auf einmal die heilige Messe lesen können, ohne daß einer den andern sehe; doch nirgends tönte ein Glöckchen, nirgends hörte man das Wort Gottes, Alles war ausgestorben, und es war mitten am Tage, als schwebe über dem Kloster eine sonnenhelle Nacht. Mich ergriff ein unheimliches Gefühl und ich gestehe, mir war wohl, nicht allein zu sein; denn jeden Augenblick erwartete ich das Erscheinen eines langen Geisterzuges von weißen Mönchen, und Geister beim klaren Mittage sind bei Gott unheimlicher als in der extra dazu geschaffenen Nacht. Es rasselten Schlüssel, doch statt der grausen Vision trat der kleine weiße Mönch mit grauem Barte und freundlichem Gesichte auf uns zu, und wir hatten zu meiner Beruhigung einen lebenden Führer in den todtenstillen Räumen, welche überall ein unsichtbares Leben ahnen lassen, und wo einem die Bangigkeit des Ungewissen packt. Der zuvorkommende Mönch führte uns in einen langen Kreuzgang, und wir hielten vor einer verschlossenen Thür, die der Eingang zu des Novizenmeisters Zelle war. Kein

Laut störte die Stille, der Pförtner trat in die Thür und kam mit der Nachricht zurück, daß der Mönch geschlafen habe, und wir eintreten könnten. Jeder Karthäuser hat sein an den Kreuzgang gebautes Häuschen: ein kleiner Garten mit einem Brunnen, ein Vorzimmer, eine Schlafkammer, die sein Lager und einen kümmerlichen Tisch, und an den Wänden heilige Bilder enthält, dann eine mit Weinreben umrankte Halle bilden seine Wohnung, sein Reich, seine Welt; die Speisen erhält er durch ein kleines Thürchen beim Eingange. An bestimmten Tagen vereinigen sich die Mönche im Refectorium und dürfen nur zu bestimmten Stunden sprechen: im gemeinschaftlichen Garten zu wandeln, ist Festtags-Genuß. Welche starke Seele gehört dazu, um sich hier nicht zu entseelen, um Worte zu einem Gespräche zu finden? Allnächtlich klopft ein Laienbruder an die Thüren, um zum Gebete zu versammeln; fehlt ein Mönch, so ist er entweder todt, oder liegt durch Schmerzen ans Lager gebannt.

Wir traten in die sanft umgrünte, pittoreske Halle, die von bedeutender Höhe eine herrliche Aussicht auf das reiche blühende Arnothal bot: etwas unter uns lag das reinliche Gärtchen mit frischen Blumen, einigen Orangenbäumen und einem klaren, kleinen Bassin, in welchem zarte Goldfische ruhig kreisen, die einzigen lebenden Genossen des abgeschiedenen Mönches, ein Bild der stummen, wehmüthigen Melancholie. Ein junger, ernster, großer Mann, von oben bis unten malerisch in Weiß gekleidet, trat aus dem Gemache in die

Halle, ruhig verwundert über die störenden Gäste und die Rede mit denselben auf alle Art vermeidend; seine Lippen schienen durch das Gesetz geschlossen. Es war der Novizenmeister. Was mag ihn dazu gebracht haben, die Einsamkeit des Todes lebend zu erwählen, wird er nicht so manchmal von der Anhöhe an eine steinerne Stütze seines blätterumrankten Altars gelehnt, in das sonnige, lachende, freudetrunkene Thal blicken, und wenn es da unten jauchzt und jubelt, wenn sich die Erde am Leben erfreut und die Kinder der Erde über die blumigen Fluren frei, wie der Vogel in den Lüften, scherzend dahineilen, oder wenn sich am Abende des Johannestages die Kuppel des Domes in hundertfachen Lichtbogen verklärt, und die Brücken des Arno ihren goldenen Saum in den silbernen Fluten spiegeln, und die frohen Gesänge der durch die Stadt wogenden Menge zum einsamen Kloster schallen, wird ihn da nicht ein unendliches Weh ergreifen, eine Alles durchwehende Sehnsucht nach einem Augenblicke von Lust und Freude, nach einer Stunde froher Erdenwonne? wird sein tiefes Auge nicht eine Thräne über geschwundene Zeiten füllen? wird ihm nicht ein banges Verlangen den Wunsch entlocken, noch einmal vor dem Tode die freie sonnige Erde zu betreten? Aber sein Gelübde hat die Scheidewand erhoben, und es bleibt ihm nur mehr das todte, mitleidige Lächeln der Bitterkeit über die Thorheiten der Welt, nach denen er sich im Stillen sehnt. Armer, unendlich armer Mann! Du bist stolz auf Dein, durch Hinwegräumen aller Versuchung

reines Leben, und Dein Inneres haßt diesen Stolz; Du kannst Dir keine Schwächen verzeihen, und wolltest es doch so gern; Du hast Dein Herz dem Tode geweiht, der Tod allein wird ihm eisige Ruhe schenken. — Wir verließen die Zelle, der Novizenmeister blieb zurück. Wie gern hätte ich ihn in die Natur, in das Leben zurückgeführt; doch er ist der Welt erstorben, die Karthause ist sein Grab, und wer weiß, ob sie ihm nicht zuletzt wie vielen Anderen Ruhe und Frieden bringt, die Seligkeit auf Erden; in der die Einsamkeit, in der schlichten umgrünten Zelle, zum stillen ungetrübten Paradiese wird, und der im Himmel nur ein zweiter Stock im frommen Klosterleben, die sogenannte bel étage, zu der der Tod der erwünschte Thürschließer ist. Unsere Ankunft und Stellung wurde durch den kleinen Mönch bekannt, und plötzlich erhielt die Karthause Leben; von allen Seiten tauchten die weißen Gestalten mit ihren faltenreichen Gewändern, mit der spitzen Kapuze auf, und wir befanden uns in einem Kreise von freundlichen, ja fast schelmisch und kindlich gestimmten Männern, denen die Ankunft von Wesen aus der Welt fremdartige heitere Erscheinungen waren; wir wurden von ihnen in die einfachen Zimmer geführt, in welchem Pius VI. und Pius VII. vor den Stürmen der Welt eine kurze Zuflucht suchten; einige Bilder bringen diese Begebenheiten in Erinnerung; auch Carl V. zog sich in dieses Kloster den 29. April 1536 zurück. Wem diese stillen Räume auf freistehender, die herrlichste Aussicht gewährender Höhe bekannt

sind, wird begreifen, daß ein gepeinigtes Gemüth momentane Ruhe in denselben finden, und durch des Klosters strenge Regeln von der Welt getrennt, in frommer Sammlung die reine Luft in die kranke Seele athmend, heilig friedliche Stunden darin erleben kann. In der Apotheke ward uns Liqueur gereicht, eine gastfreundliche Sitte der Klöster, welche stets ein selbsterzeugtes Product den Fremden zum Abschiede vorzusetzen haben. Unsere Ankunft hob für den Augenblick die Gesetze der Karthause auf, und die armen Mönche schienen sehr froh zu sein, uns beim schönen Tage den Berg hinab bis an unseren Wagen begleiten zu dürfen.

Den Nachmittag führte uns der freundliche Großherzog mit seinen Söhnen nach dem, auf einer steilen Höhe romantisch gelegenen Städtchen Fiesole, einem alten etrurischen Orte, der unansehnlichen Mutter des schönen Florenz, der die Tochter nur das komische Recht gönnte, für Bezahlung Adelsdiplome zu ertheilen, mit deren Erlös eine Straße auf die reich bewachsene, mit dunklen Cypressen geschmückte Höhe gebaut wurde, weßhalb man die Fiesolaner Adeligen kurzweg Nobili della strada benannte. Die Aussicht von der Höhe war wieder über alle Beschreibung schön, das würdige Gegenstück zu der von der Poggio imperiale. In der Stadt selbst besuchten wir nun den Dom, in welchem der Nachmittags-Gottesdienst die hübschesten Mädchen in schwarzen Schleiern, mit dem unentbehrlichen Fächer versehen, als lieblichen Vorgeschmack für das bald zu besuchende Andalusien, vereinigte.

Zwischen Weingärten machten wir einen Spaziergang zu einem nahe gelegenen, von Michel Angelo erbauten ehemaligen Kloster, welches sich wegen seiner niedlichen Dimensionen und seiner herrlichen Aussicht trefflich zu einer Villa umwandeln ließe. Auf der jäh abfallenden Höhe erbaut, breitet sich vor demselben ein kleines, mit ehrwürdigen alt-ernsten Cypressen geschmücktes Rasenplätzchen aus, während der Jasmin zur offenen Gallerie, aus deren Arcaden man wie eingerahmt das friedlich fröhliche Arnothal erblickt, sanft empor strebt; zur Linken umzieht ein immergrüner, üppiger Wald den vorwärtsstrebenden Hügel, einsam stiller, schattiger Spaziergang für den glücklichen Besitzer dieses friedlichen, architektonisch schönen Häuschens. Am heitern Abend kehrten wir heim, mit einem fröhlichen Souper en famille den schönen Tag zu schließen.

Livorno den 1. September 1851.

Beim heitersten Morgen rückten heute die österreichischen Truppen in den schönen Cascini aus, woselbst mir die Freude ward sie zu sehen, und ihre prächtige Haltung und ihr treffliches Aussehen zu bewundern. Hier sah ich die erste Escadron Husaren seit der Revolution wieder, diese herrlichen, einzig schönen Husaren, die nur Oesterreich haben kann, weil nur Oesterreich Ungarn besitzt; diese eisernen, düsteren Reiter, voll raschen Feuers und unermüdlicher Hartnäckigkeit. Der Anblick that mir wohl, wie sich überhaupt mein vaterländisches Herz in den heimischen Reihen und unter den Tönen des

großen Kriegs- und Friedensliedes erhob. Ich stattete heute den letzten Besuch der Tribune ab, von der ich mich schwer trennte; möge es mir zu Theil werden, sie in künftigen Zeiten wiederzusehen, um sie mit Ruhe zu würdigen und zu genießen. Ueber die schöne Piazza del Granduca und die darein mündende Hauptstraße kamen wir auf das kleine Plätzchen der Michaeliskirche; ein dunkles, magazinförmiges Gebäude, im italienisch-gothischen Style mit einer schönen, den heiligen Matthaeus vorstellenden Bronzestatue an der Außenwand. Alles wogte im bunten Leben durch das Kirchlein, da gerade eine Art Markt statthatte; aber zur Ehre der Florentiner sei es gesagt, es herrschte nicht jenes betäubende wirre Polichinellwesen der Via Toledo, sondern mehr ein gemüthlicher Anstrich, ich möchte fast sagen ein Bild süddeutschen Bürgerlebens. Neapel ist gemein, tobend, craß, während Florenz sich im männlichen Geschlechte mehr phlegmatisch, im weiblichen blumig und höflich gebahrt; imponirt man den Leuten durch feste und feine Sitte, so mag es sich recht angenehm unter ihnen leben lassen, was wohl weniger der Fall in der Stadt der Parthenope sein möchte, wo vom höchsten bis zum niedersten Bewohner alle roh und lärmend sind, und nur die über Alles herrliche Natur für diese Mängel entschädigen kann. Selbst der Typus der Gesichtszüge ist in Florenz, besonders beim weiblichen Geschlechte, schön zu nennen, während er in Neapel gerade bei Letzterem platt und gemein ist. Wir traten in die Kirche S. Michele in Orto ein,

welche wunderhübsche Glasfenster und ein freistehendes, tabernakelartiges Capellchen mit schönen Glasverzierungen in Stein aufzuweisen hat, welche letztere füglich Vetra dura zu nennen wären. Die Kirche verdankt die viereckige Form ihrer früheren Bestimmung; sie war nämlich ein Kornmagazin, das 1837 zu Ehren eines Madonnenbildes zum Gotteshause umgewandelt wurde. Beim Palazzo Riccardi, wegen seiner schönen grandiosen Architektur berühmt, vorbei, gelangten wir in die großherzoglichen Stallungen, um daselbst unsere Wagen für eine Fahrt in das weit gelegene Pratolino bespannen zu lassen; ich benützte diese Zeit, um einen deliciösen kleinen Araber meines Vetters im Hofe herumzutummeln, ein Exercitium, das nach einer Seereise immer sehr wohlthuend und doppelt angenehm ist. Pratolino, ebenfalls eine Besitzung des Großherzogs, liegt rechts hinter Fiesole in einer etwas kahlen Gebirgsgegend; ein großer, keineswegs schöner englischer Garten, ohne alle Frische, wenn man das je von der Natur sagen darf, mit einem unbedeutenden Hause, der ehemals herzoglichen Pagerie, enthält nur zwei Gegenstände, die mich in diesem sonst das Gepräge der Langeweile tragenden Orte interessirten: Gian Bologna's Apennino, ein aus Backsteinen meisterhaft aufgethürmter Koloß, dessen Lebensaufgabe es ist, einem Teiche Nahrung zu spenden, und der trotz seines Materiales Jahrhunderte mit seiner Mörtelverkleidung überdauert hat; und ein künstlicher Wasserfall, der natürlich ähnlichste, der mir noch vorgekommen ist, und der jeder Oesterreicher-

Alm Ehre machen würde; nur ist es das Unglück mit diesen künstlichen Naturen, daß ihnen bald der Athem ausgeht; sie sind die Schminke der Gärten, und vergänglich wie jene. Ich halte es mit der frischen Natur, die dauert, und mit der Kunst, wenn sie nur sich selbst darstellen will, wie in Caserta oder in Boboli, und nicht mit den verkümmerten Bastarden der Natur als Mutter, und der sich herabwürdigenden Kunst als Vater. Doch wie gesagt, der Wasserfall von Pratolino ist für kurze Zeit ganz artig. Auf einer Anhöhe mit einer schönen Aussicht hat man ein Kaffeehaus für 30,000 Gulden im schlechtesten tempelartigen Geschmacke angefangen; aber nur angefangen, um dann eine kleinliche Ruine daraus werden zu lassen. Es ist zwar etwas sinnlos, doch Launen gab, giebt, und wird es zu jeder Zeit zum Lebensunterhalte der mittelmäßigen Künstler geben. Eine solche ist das Kaffeehaus von Montili.

Matt und wehmüthig kehrte ich in den Pitti zurück, um das letzte Diner in Florenz einzunehmen, und wie mich die Eisenbahn gebracht, so entführte sie mich auch der Gesellschaft meiner theuern Verwandten und dieser mir unendlich liebgewordenen Stadt, diesem milden Friedensthal. Mir war ganz traurig ums Herz, denn schon lange hatte ich keine so seelenvergnügten der Kunst und Natur geweihten Stunden voll des edelsten Genusses zugebracht. Hier wurde ich in das innere, geistige und würdevolle Familienleben der Kunst eingeführt; ich sah die Laufbahnen der edelsten Seelen durch

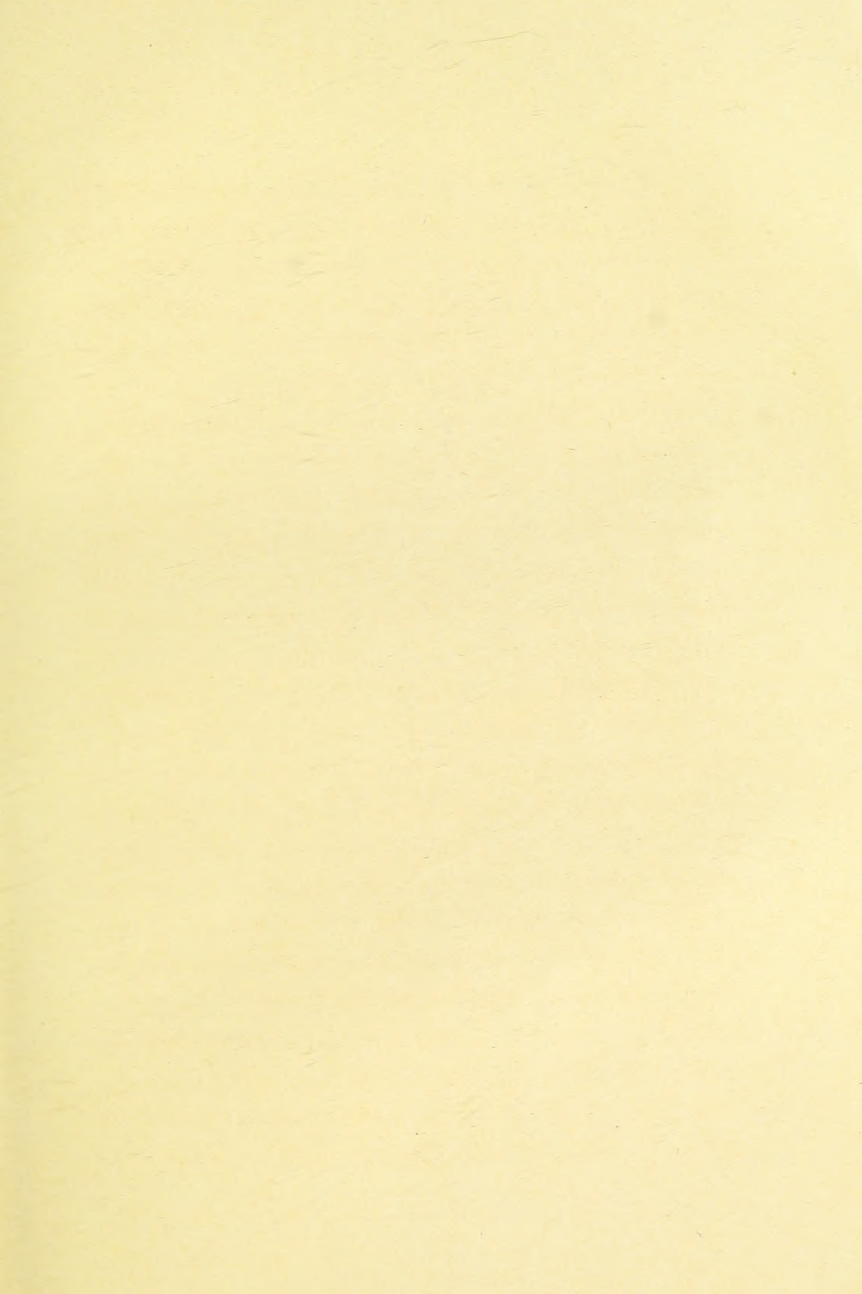
ihre vorwärts schreitenden Werke vor mir aufgethan; ich lernte den Anfang kennen und verstand den Schluß; ich sah das Schaffen von Jahrtausenden, durch das glühende Gefühl der Kunst getrieben. Firenze im Arnothale gleicht einer erhabenen, gefühlvollen Seele im reinen schönen Jugendkörper, und vereint das Bild einer edlen, geistigen Jungfrau mit hohem Verstand und Herz, und seltener Blüthe. Wie kann es dann anders sein, als daß ein armer Jüngling für dies Wesen hehrer Natur in geistiger Liebe entbrennt, daß ihn ein anziehendes Weh, eine unsäglich süße Sehnsucht, mit Bewunderung gepaart, erfüllt, daß ihm wohl an ihrer Seite, in ihrer Anbetung ward, und daß ihn das Scheiden mit Bangigkeit erfüllt; während Neapel ihm nur als sinnliche Schönheit, als üppig reizendes Weib zum augenblicklichen, schwelgenden Genusse entgegentritt; Parthenope braucht er nur zu erfassen, um an ihrem Busen freudige Stunden der Gegenwart rauschend zu verleben; Firenze muß er verstehen, um sie anzubeten, und zu ihren Füßen die Gegenwart durch die Vergangenheit begreifen lernen. Mehrmals blickte ich aus dem Waggon, sah die Stadt und ihre hohen Kuppeln nur zu bald entschwinden; der Mensch liebt die Erregung, und so verlängert er oft unbewußt die Abschiedsschmerzen, und saugt das süße Gift der Melancholie freud- und leidvoll begierig ein. Wie ward mir auch die Trennung von meinen lieben Verwandten in Pisa schwer, wie hatten sie mir den Aufenthalt so angenehm gemacht, wie muß ich ihnen dankbar sein für alle

Freundlichkeit, für alle brüderlichen Liebesbeweise, die sie mir während des leider nur so kurzen Aufenthaltes in ihrer Mitte zu Theil werden ließen, wie wäre ich ihnen gern nach Marglia gefolgt, aber der Fregatte ist Zeit und Weg bestimmt, und wir folgen dem Gesetze. In der Dunkelheit kamen wir nach Livorno, die Barke rauschte zur Novara, welche am 2. September 1851 die Anker lichtete, worauf uns langsam die gegeliebte Küste entschwand, so daß ich noch lange die Gebirge von meinen Cabinen aus auf den Fluten schwimmen sah, und mir Flügel gewünscht hätte, durch den blauen Aether eilend an ihr Herz zu sinken.

„Nach Spanien" ist fürwahr ein schöner Ruf, der klingt und rauscht als goldene Melodie zum wonnetrunkenen Herzen, der erfüllt die glühende Phantasie mit duftigen Mährchen mit Rosenodem und maurischen Träumen. Aus Italiens Meeresgrund wurden die Anker gelichtet; die Fesseln waren gelöst, die Segel blähten sich, und hiermit war unserer kleinen Insel Leben eingehaucht, und fort gings, um erst wieder an Spaniens goldener Küste einen Ruhepunkt zu finden.

Und doch, wie's sonderbar mit dem menschlichen Gemüthe ist, hatte eher Trauer das meine umgeben, und böses Heimweh plagte mein Herz, und die Freude des Reisens war einen Augenblick getrübt. Körper und Geist waren verstimmt, doch das blühende Spanien soll mich mit blumigem Balsam heilen.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.




Druck von Bär & Hermann in Leipzig.